Bibl. Mont. 1866-3,1

<36601810970013

<36601810970013

Bayer. Staatsbibliothek

Zeitgenossen.

IX.

(Preis dieses Hefts: auf Druckppr. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr., auf Schreibpp. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 Fl. 42 Xr., und auf Velinppr. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1818.

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspuncte des ganzen Unternehmens angedeutet werden, wie sie in einer ausführlichern Ankündigung, die von der Verlagshandlung unentgeldlich ausgegeben wird, enthalten sind.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir Lebende und Verstorbene, die unsrer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunct nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten, (ob auch der größere Theil ihrer Dauer noch einer frühern Zeit angehöre) noch dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unsrer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es seyn, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherren und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft, (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im ächten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben, (so weit der Forscher einzudringen vermag!) mit dem möglichst tiefsten Ergreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in ausgeführten Gemälden, jedes wenigstens in sichern, treffenden

Bibl. Mont 1866 (3,1

Zeitgenossen.

Dritten Bandes

Erste Abtheilung.

<36600526470014
<36600526470014
Bayer. Staatsbibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

Heinrich von Krosigk.

Von

Steffens.

Heinrich von Krosigk.

Er hatte einen sehr ansehnlichen Wuchs, war schlank, gerade gebaut, mit einer festen männlichen Haltung. Seine Gesichtszüge zeigten etwas Entschiedenes, in sich Zurückgezogenes. Die Stirne war schön gewölbt, frei, die Augenbraunen, ohne groß zu seyn, warfen, faltenreich zusammengezogen, einen Schatten auf die scharfen Augen, und gaben ihm beim ersten Anblick, besonders wenn er schwieg, oder wenn die Nähe eines verhaßten Gegenstandes seinen Unwillen erregte, ein finsteres, ja zurückstoßendes Ansehen. Die stark hervortretende Unterlippe, wie bei den ältern deutschen Kaisern, erhöhte die Bestimmtheit und Strenge, ja Härte seiner Gesichtszüge. Wenn er aber mit Zuneigung sich jemanden näherte, vor allem im Gespräch, zeigte er eine zutrauliche und gemüthliche Offenheit und Freimüthigkeit, die harten Gesichtszüge schienen wie verwandelt, und man fühlte sich um so mehr zu ihm hingezogen, da die unerschütterliche Festigkeit, die ritterliche Bestimmtheit auf eine unveränderliche und mannhafte Treue hinwiesen. Eine klare Verständigkeit sprach sich in den, wenn gleich scheinbar harten, doch feinen Zügen aus, und es war ein angenehmes Gefühl in einer unsichern und schwankenden Zeit einen Mann zu finden, der was er dulden müßte und wagen könnte, was er zu fürchten und zu hoffen hatte, auf eine reine Gesinnung sich stützend klar zu überschauen vermochte. Es war eine jener altadlichen, ächt deutschen, leider nicht sehr häufigen Gestalten, die

gleich weit von der oberflächlichen Gewandtheit des durchgelebten Hofmanns von der unzierlichen Rohheit des bloßen Landedelmanns, von der hölzernen Steifheit des für die Parade zubereiteten Militairs ein unwandelbares Zutrauen einflößen. Wie durch seine Gestalt ragte er durch seine Gesinnung über die Umgebung hervor und war geboren sie zu beherrschen.

So erschien mir Heinrich von Krosigk. Seine Bekanntschaft verdankte ich dem trefflichen großen Arzte Reil; dieser war seit vielen Jahren Hausarzt und vertrautester Freund der Familie gewesen. Es war ein verhängnißvoller Augenblick, als ich Krosigk zum erstenmale sah. Die durch einen unglücklichen Frieden preisgegebenen Provinzen des Königreichs Westphalen seufzten unter einem unausstehlichen Druck. Halle war ausgezeichnet wegen seiner treuen Anhänglichkeit an Preußen. Es war nicht allein der alte Besitz, welcher diese Gesinnung nährte, auch vorzüglich die Universität, die seit einem Jahrhunderte die Söhne der wichtigsten Familien hier versammelte. Viele der bedeutendsten Männer des Staats hatten hier ihre schöne Jünglingszeit verlebt, und wie sie mit Anhänglichkeit der heitern jugendlichen Zeit gedachten, so betrachtete man auch sie als gewissermaßen der Stadt angehörig, die ihre geistige Entwickelung befördert hatte. Dadurch hatte sich ein festes Band geknüpft, welches so plötzliche unvorbereitete Ereignisse nicht zerreißen konnten. Jetzt war alles äußerlich aus der tiefsten Wurzel gerissen. Durch die feindseligste Gesinnung waren die Einwohner auf immer von dem fremden Herrscher getrennt, durch einen unglücklichen Friedensschluß von dem alten Vaterlande. Die Universität war zerstört und ihre Wiederherstellung konnte nur kümmerlich seyn, fast alle Quellen des Wohlstandes waren versiegt, Elend und Armuth brachten bei vielen eine stumpfe Verzweiflung hervor, und die furchtbare drückende Ruhe der Stadt wurde nur von den durchstreifenden, verhaßten französischen Kriegern und von den verhängnißvollen Begebenheiten gestört, die durch entstellte Berichte und verunstaltende Gerüchte die Einwohner beunruhigten und spannten. Freunde hatten sich enger verbündet, und einige waren in geheime Unternehmungen verflochten, die, wenn sie auch dem Besonnenen keinen großen Erfolg versprachen, dennoch dazu dienten die Gesin-

nung zu befestigen, aber auch die Theilnehmer großen Gefahren aussetzten. In eine solche Verbindung war auch ich gerathen und hatte Freunde verleitet daran Theil zu nehmen. Der Folge wegen war es zwar nothwendig, diese frühern Unternehmungen hier zu erwähnen, da sie aber auf Krosigks Leben keinen weitern Einfluß hatten, werde ich von den Begebenheiten, die sie herbeiführten, und in welche ich mehr oder weniger verflochten war, nichts erwähnen. Nur der Einfluß, den sie auf die allgemeine Gesinnung hatten, die Bewegung, die sie in allen Gemüthern hervorbrachten, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Der Krieg im Jahre 1809 versetzte alle in eine große Spannung. Die Gegend war durch zum Theil unbesonnene Unternehmungen einzelner preußischer Officiere in unruhiger Bewegung. Die Niederlage der Oesterreicher bei Eckmühl traf mit der verunglückten Dörnbergschen Insurrection zusammen. An allen Straßenecken waren die Namen der geächteten Anführer dieser Unternehmung angeschlagen. Mehrere der flüchtigen Häupter der Insurrection nahmen ihre Zuflucht zu mir, und der kühnen Entschlossenheit eines Freundes verdanken sie ihre Rettung. Kurz darauf erschien in Halle eine Abtheilung der Schillschen Truppen, die hier mit einer wilden Begeisterung aufgenommen wurden. Ueberrascht von den alten schönen Kriegern, die man so lange nicht gesehen hatte, drängte man sich stürmisch an sie heran, man umarmte Krieger und Pferde, man jubelte und lärmte, und das geblendete Volk nährte die kühnsten Hoffnungen. Ja selbst bedeutende und verständige Einwohner glaubten, daß die ganze preußische Armee hinter diesen wenigen in Bewegung wäre, daß der König sich erklären würde. Ich war von Schills Expedition frühzeitig unterrichtet, und kannte den Wurm, der an dieser Unternehmung von seiner Entstehung an zehrte. Er verschwand aus unserer Gegend schnell, wie er kam, einige meiner vorzüglichsten Freunde hatten sich mit ihm verbunden, das Gefecht bei Dodendorf unterhielt zwar eine Zeit lang die Spannung beim Volke, aber bald darauf zog es sich in seine dumpfe hoffnungslose Ruhe wieder zurück. Gegründeter war die Hoffnung, die uns alle nach der Schlacht von Aspern be-

lebte, und ich will es nicht verhehlen, daß ich nicht ohne Mißmuth in meiner Nähe, ja unter meinen Augen so viele Unternehmungen kühner Menschen zum Theil thöricht anfangen, wenn gleich mit Muth, ja oft mit Tollkühnheit, dennoch im kleinen Sinne ausführen sah, die, wären sie von Einer großen Ansicht belebt, in Einen Brennpunkt zusammengetroffen, bei der Stimmung, die in dem fast entwaffneten Norddeutschland herrschte, Ereignisse hätten herbeiführen können, deren Erfolg nicht zu berechnen gewesen wäre. Als nun die Schlacht von Wagram und der bald darauf folgende Waffenstillstand alle Hoffnung vernichtete, wurden die Einwohner durch den ihnen wohlbekannten Herzog von Braunschweig, der auf seinem kühnen Zuge durch Halle kam, noch zuletzt erschüttert und bewegt. Und in diesem Augenblick lernte ich Krosigk kennen. Ich wußte wohl, daß er, obgleich nicht eigentlicher Theilnehmer, doch von vielen geheimen Unternehmungen wohl unterrichtet war, so wie mein Antheil ihm nicht verborgen seyn konnte. Und obgleich alle solche Verbindungen jetzt, da der Krieg geendigt war, ohne Bedeutung, und auch in der That, ohne Verabredung als aufgehoben zu betrachten waren, so dienten sie doch dazu, das wechselseitige Zutrauen zu befestigen. Unbekannte lernten sich schneller kennen, vertrauten einander inniger, und je geringer alle Hoffnung von außen schien, desto nothwendiger war es sich fest zu verbrüdern, enge anzuschließen. Aber Krosigk gehörte zu denen, die nicht ihre Hoffnung auf einzelne Begebenheiten, wohl aber auf den lebendigen Kern der ganzen Nation bauten. Daher glaubte er nie alles gewonnen bei einem errungenen Siege, nie alles verloren bei einem auch noch so großen Verluste. Er glaubte nicht, daß Deutschlands Schicksal von den Verirrungen seiner Herrscher abhienge, er wußte, daß es in einer höhern Hand ruhte, und wenn gleich die herrschende Verblendung ihn erbitterte, so blickte er dennoch heiter und kühn in die Zukunft. Deutschland schien ihm durch äußere Schicksale und Schwäche der Regierenden so wenig erschüttert werden zu können, wie er selbst. Was ich durch einen leider zu kurzen, aber genauen Umgang mit diesem ausgezeichneten Manne von seinem Leben, seinen Thaten und Gesinnungen erfuhr, werde ich darstellen, und es wird hoffentlich beweisen, daß er verdient in dem Andenken der Nation, neben solchen, die zu einer bedeu-

tendern Thätigkeit in einen größern Wirkungskreis berufen waren, zu leben.

Die Familie derer von Krosigk gehört zu den angesehensten der Gegend. Der bekannte Stammvater war Dedo von Krosigk, der im Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte. Der Kaiser Heinrich der Fünfte hatte die Güter des Grafen von Orlamünde eingezogen, als dieser ohne Erben starb. Die Sachsen unterstützten die Forderungen des Pfalzgrafen Siegfried, der auf das Lehn Anspruch machte, und erregten einen Aufstand, an dessen Spitze der Markgraf Wiprecht von Groitsch stand. Dieser nahm während seiner Verfolgung seine Zuflucht zu Dedo von Krosigk. Sein Sohn Dietrich ward im Jahre 1182 zum Bischof von Halberstadt gewählt und sein Enkel Conrad erhielt im Jahre 1201 dieselbe Würde. Die Besitzungen der Familie waren zu verschiedenen Zeiten so bedeutend, daß sie sich fast mit den benachbarten Anhaltschen Fürsten messen konnten. So brachte Heinrich von Krosigk, Rath bei dem Erzbischof von Magdeburg, im Jahre 1479 Alsleben erblich an sein Geschlecht. Krosigks Ahnherren lebten größtentheils als freie Edelleute auf ihren ansehnlichen Gütern, doch haben einige auch bedeutende Stellen bei den Anhaltschen Fürsten, später im Königreich Preußen bekleidet. Sein Vater, einer der größten Gutsbesitzer in der Gegend, war wegen seiner unwandelbaren Rechtlichkeit allgemein geschätzt, bekannt als ein vorzüglicher Landmann von pünktlicher Genauigkeit und strenger Ordnungsliebe. Er starb 1805 und Heinrich von Krosigk übernahm das ansehnliche Stammgut Poplitz. Zuerst erlaube man mir sein Leben als Landmann, als Ehemann, Hausherr und Freund zu schildern, wie ich es kennen lernte.

Dieses ruhige und scheinbar festgegründete Daseyn trug, von der Entstehung an, die Spuren des Unterganges in sich, denn die unruhige Zeit und Krosigks Verhältniß gegen diese, in seiner Gesinnung gegründet, wollten es so. Sein mannhaftes und adliches Gemüth ordnete, und erhielt den Besitz, ohne von diesem beherrscht zu werden. In ihm lebte der große Sinn,

der Staat, das Volk, diesem brachte er jedes Opfer, daher war er Edelmann, hieß nicht blos so.

Poplitz in der Nähe von Alsleben hat eine sehr anmuthige Lage am Saalufer. Die wohlerhaltenen Teiche sind mit schönen Holzungen bewachsen, fruchtbare Wiesen und Aecker umgeben den ansehnlichen Edelhof, und ein weitläuftiger und heiterer Park schließt sich dicht an das Wohnhaus. Hier lebte Krosigk, als ich ihn kennen lernte. Er war seit kurzem verheirathet. Seine Frau, eine geborne von Schurff, war eine deutsche Hausfrau im edelsten Sinne. Sie gehörte zu den stillen tiefen weiblichen Seelen, die geboren sind, die Bedeutung ihres ganzen Daseyns in der festen unerschütterlichen Natur eines Mannes zu finden. Sie war ihm mit rührender Innigkeit, ja mit Andacht ergeben. Nie sah ich eine schönere Ehe. Die ersten Jahre ihrer Verbindung waren unfruchtbar.

Krosigk war ein guter Nachbar und äußerst gastfrei. Am meisten liebte er es einen kleinen Kreis Gleichgesinnter um sich zu versammeln. Oft brachte ich mit einigen Freunden mehrere Tage bei ihm zu, und sie gehörten zu den angenehmsten und lehrreichsten meines Lebens. Frohsinn und Heiterkeit herrschte bei einem ruhigen Ernst fortdauernd in seinem Hause. Alles war geordnet, bestimmt, und gieng, ohne daß man den Urheber wahrnahm, seinen gemessenen ruhigen Gang. Nie merkte man das unruhige störende Hin- und Herjagen, Befehlen, Anordnen, Schelten und Zurechtweisen, wodurch in so vielen Familien aller Genuß gestört wird. Daß ein jeder auf seine Weise seyn, leben und sich unterhalten konnte, versteht sich von selbst. Aber man fand sich auch dadurch auf eine sehr freundliche und angenehme Art heimisch, daß er selbst von seiner gewohnten Weise, von seinen Beschäftigungen nicht nachließ. Alle Abend um 9 Uhr gieng er zur Ruhe, und überließ die Gesellschaft sich selber. Es war ihm angenehm, wenn man länger zusammen blieb, wenn man selbst einen Theil der Nacht bei einem Glase Wein fröhlich zubrachte. Das Haus war groß genug, so daß man sich nicht leicht wechselseitig störte.

Aber des Morgens genau um 3 Uhr stand er auch wieder auf. Dann rief er das Gesinde zusammen, die Arbeiten wurden bestimmt, einem jeden sein Geschäft angewiesen, die Uebersicht über alle Theile der ansehnlichen Wirthschaft geordnet, und wenn seine Gäste kaum das Bett verlassen hatten, war ein großer Theil seines Tagewerks schon vollendet. Den Vormittag brachte er in den Ställen, in den Scheunen, auf den Böden, in seinem ansehnlichen, an den edelsten Obstarten reichen, in der ganzen Gegend ausgezeichneten Fruchtgarten, auf den Feldern, bei der Ziegelscheune zu, beständig anordnend, ermunternd. Der liebliche Park war zwar etwas vernachlässigt, und er war beschäftigt ihn wieder herzustellen. Aber jene künstliche Zierlichkeit, die erlogene Natürlichkeit der gebogenen Gänge, die affectirte Nachlässigkeit der Anlagen, war ihm wie alle Ziererei in der Seele zuwider. Man fand keine Inschriften, keine albernen Verse, nur eine Säule ragte in dem entferntesten Dickigt hervor, und zwei Worte drückten seinen tiefen Schmerz über den Verfall des Reichs aus — „fuimus Troes“ waren die bedeutenden Worte. Aus dem Fenster übersah man einen weitläuftigen frischgrünen und heitern Grasplatz des Parks, ringsumgeben von anmuthigen Bäumen. Der wilde Baumwuchs, das völlig Ungekünstelte der Anlage gab diesem Platz einen eigenen Reiz. Man war wie in eine weit entlegene Gegend versetzt, man blickte wie in eine tiefe schaurige Waldeinsamkeit hinein. In dem Park unterhielt er einige Rehe und einen Hirsch. Die schönsten Schweizerkühe, und einen mächtigen Stier, die edelsten Pferde, wohlgewachsene Ziegen und Schafe, reinlich mit der edelsten Wolle bedeckt, giengen in der schönsten Jahreszeit in diesem Park frei herum, und es war ein heiterer Anblick, wenn alle diese Thiere, wilde und zahme gesellig vereinigt, hier und da aus dem Dickigt hervortraten, eine sonnige Stelle auf dem lieblichen Grasplatz aufsuchten, und in buntem Gewimmel sich lagerten. Das ländliche Mittagsmahl versammelte die Gäste, und der Nachmittag war dann vorzüglich den geselligen Gesprächen und gemeinschaftlichen Vergnügungen gewidmet. Die Gespräche nahmen gewöhnlich eine ernsthafte Wendung, er besaß ohne eigentliche gelehrte Erziehung schöne Kenntnisse, eine bestimmte Klarheit, sprach sich in allen seinen Ansichten aus, und sein tüchtiger Verstand ließ ihn auch

das Unbekannte leicht fassen, und mit lebhafter Theilnahme ergreifen.

Krosigk, ein paar unserer gemeinschaftlichen Freunde, und ich, waren einst des Nachmittags in einem ernsthaften Gespräch begriffen; die Rede war von den christlichen Märtyrern, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geduld, ihrem Glauben, „nicht daß sie für ihre Meinung, für ihren Glauben starben, Marter und Qualen erduldeten, ist das Ungewöhnliche und Herrliche bei diesen seltenen und trefflichen Staturen," behauptete er, „vielmehr daß sie eine Meinung hatten. Wer eine Meinung hat, muß mit ihr leben und sterben, ja an ihr sterben, damit sie ihn überlebe, denn sie ist der Kern seines Daseyns, seine eigentliche Seligkeit. Man kann nicht einmal sagen, daß er stirbt, vielmehr behielte er nur ein Scheinleben, wenn die innere Meinung, sein eigentliches Selbst stürbe. Aber die wenigsten Menschen haben eine Meinung, eine Menge mannigfaltiger Ansichten berühren, beunruhigen sie, und wenn sie dasjenige ahnden, worin ihr ganzes innere Wesen sich auflösen sollte, so haben sie den Muth nicht, sich diesem völlig hinzugeben. Daraus entspringt ihre unsägliche innere Armuth, ihr unstetes Hin- und Hertreiben, daß sie in bejammernswerther Verblendung den eigentlichen Tod erwerben, wo sie das Leben zu erhalten wähnen, und innere fortdauernde Qualen, um dem augenblicklichen zu entgehen. Wer seine eigentliche innere Meinung ergriffen hat, von ihr ergriffen ist, der schaudert vor ihrem Verluste, wie vor seiner eigenen Vernichtung, und die Natur ruht nicht sicherer in ihren ewigen Gesetzen, als er in seinem erkannten Wesen. Man kann gar nicht davon reden, wie ein Widerruf seiner Meinung in ihm wirken würde, denn es ist durchaus unmöglich, ein Widerspruch an und für sich. Was ist alles äußere Glück und Vermögen, Ehre, Glanz, ja große Thaten und herrliche Talente gegen eine Meinung, die die Welt überwindet, die größer ist als alles Irdische, weil es verschmäht wird. Reden dabei nie von dem Verstand; der ist ein untergeordnetes Vermögen, die Urkraft ist stärker als er; daher ist es wahr, daß die Märtyrerkrone die höchste und herrlichste ist, die der Mensch erlangen kann, denn sie hat al-

„les siegreich überwunden, sie allein steht über jeder ir-„dischen Gewalt, und die Schwachen beten den Märty-„rer mit Recht an.“ Ich wünschte, daß ich im Stande wäre die Kraft der Rede, dieselbe Bestimmtheit der Aeußerungen, und zugleich den tiefen erschütternden Ernst in meiner Darstellung wieder zu geben. Es war die alles überwältigende Gewalt der Ueberzeugung. Er hatte seine Meinung gefunden und erkannt, er wäre aufgefordert Märtyrer geworden. Ich vergesse dieses Gespräch, das mich innerlich erschütterte, nie; denn er erschien mir seit diesem Augenblick anders, wie verwandelt, oder eigentlicher wie aufgeschlossen, wie durchsichtig, als durchblickte ich ihn, und was andere räthselhaft an ihm fanden, manches scheinbar Kleine und Unbedeutende, was er mit Eifer, ja mit Halsstarrigkeit durchzusetzen suchte, erschien mir naturgemäß und nothwendig.

Da er ein sehr tüchtiger und eifriger Landmann war, im Genuß mäßig, in jeder Unternehmung klar und besonnen, so war es nicht zu verwundern, daß selbst in der unglücklichsten Zeit seine äußere Lage völlig geordnet war. Sein Verhältniß gegen seine Untergebenen war das schönste, sie hiengen an ihm mit inniger Liebe und Verehrung. Die Befreiung der Unterthanen von allem Hofdienste hat bekanntlich den bedeutenden Nachtheil erzeugt, daß die großen Gutsbesitzer alles durch Tagelöhner betreiben müssen, diese, durch kein Band der Liebe und Treue an die Herrschaft gebunden, sind nachlässig, die Concurrenz macht sie theuer, und die unstete unsichere Lebensart läßt für die Arbeiter selbst aus dem größten Gewinn keinen reinen Genuß entspringen. Krosigks Vater hatte für diejenigen Männer und Frauen, die sich den Arbeiten auf seinem Gute auf immer widmen wollten, eine Reihe anständiger Wohnungen bauen lassen, er sorgte, wenn sie alt wurden, für ihren Unterhalt, gewann dadurch treue und anhängliche Arbeiter, und stellte das alte längst verschwundene Verhältniß zwischen Herrn und Gesinde auf eine einfache, natürliche und zeitgemäße Art wieder her. Die strenge Ordnung, die Korsigk von jedermann forderte, entfernte von selbst das lockere Gesindel. Ich kannte selbst einige von seinen besten Arbeitern, sie schienen die bestimmte und feste Weise des Herrn zu theilen, das sorgenlose Daseyn gab ih-

nen etwas Sicheres, der tüchtige Verstand, der dem deutschen Bauern eigen ist, konnte sich frei entfalten. Ueber schlechtes Gesinde hörte ich nie klagen.

Krosigk war andächtiger Christ ohne allen äußern Prunk, die Kirche war in seinem eigenen Hause, er versäumte sie nie. Was würde ein würdiger Geistlicher, unterstützt von einem solchen Herrn, nicht alles ausrichten können? Es war seine größte Sehnsucht einen solchen zu besitzen, der sein Freund seyn konnte; so glücklich war er nicht. Ich wohnte einmal einem Erndtefeste bei; des Vormittags versammelten sich Frauen und Männer, sie trugen Ackerwerkzeuge, mit Blumen, Aehren und Kränzen geschmückt. Auf dem großen Hausflur stellten sie sich in einen Kreis. Er selbst, seine Frau und einige Freunde gesellten sich zu ihnen. Alle schöne Gesänge priesen die Wohlthaten Gottes. Der alterthümliche Hausflur, die stille Andacht; der würdige Ernst, mit welchem das Fest begangen wurde, machten auf mich einen tiefen Eindruck. In wenigen Familien sah ich alles, das eheliche Leben, die tägliche Beschäftigung, die geselligen Freuden, die Stunden der Andacht, so ganz wie aus einem Guß, aus einem ruhigen Ton wie hier, alle Mißtöne, alle Lüge, alles Gezierde entfernt.

Krosigk war früher in preußischen Militair-Diensten, er verließ sie, um das väterliche Stammgut zu übernehmen. Hier wohnte er, als die unglücklichen Schlachten von Jena und Halle die ganze Gegend in feindliche Gewalt brachten. Als das preußische Heer in unordentlicher Eile sich zurückzog, als eine Festung nach der andern fiel, eine furchtbare Betäubung den alten Muth der Krieger gelähmt zu haben schien, das ganze Reich den Feinden Preis gegeben, und der König mit dem Rest des Heeres in die entlegensten Provinzen zurückgedrängt war, hielt nichts ihn mehr zurück, nicht seine Neigung zum stillen ländlichen Leben, nicht der Besitz, der den Verheerungen eines erbitterten und übermüthigen Feindes blosgestellt war, nicht das drohende Unglück, welches eine jede Hoffnung zu vernichten schien. Er verließ seine Heimath, sein alter Freund Reil überließ ihm seinen kaum erwachsenen Sohn, und er eilte nach Preußen, um mit dem geliebten König das Unglück und den

letzten verzweifelten Kampf zu theilen. Er reiste über Kopenhagen, und eine lange, ja gefährlich stürmische Fahrt auf der Ostsee zerrüttete seine Gesundheit, die seit der Zeit nie völlig wieder hergestellt ward. Von seinem Feldzuge in Preußen habe ich nicht viel erfahren. Nach dem Tilsiter Frieden nahm er seinen Abschied, und kehrte als Major auf sein Gut zurück. Jetzt war er also westphälischer Unterthan. Wenn ein Edelmann sich nicht einem Bauern, seinen eigenen bisherigen Untergebenen unterwerfen wollte, mußte er, durch die unbequeme, dem Sinne und dem Leben der Deutschen ganz widersprechende Einrichtung des neuen Königreichs gezwungen, selbst Maire werden. Eine solche, doch eigentlich für einen deutschen Edelmann unpassende Stelle bekleidete Krosigk. Seine Gesinnung gegen die eingedrungenen Fremdlinge war entschieden, und er verheimlichte sie nie. Sein Haß gegen diese, seine Geringschätzung gegen jeden Deutschen, der sich mit ihnen mehr als höchstnöthig einließ, war offen und kundig. Eine jede Würde, die einen Deutschen abhängig machte von dem erbärmlichen Hof, war ihm verächtlich. Er kannte in dieser Rücksicht keine Entschuldigung, und daß man sich mit den Nichtswürdigen einließ, um das Gute zu befördern, als wenn dieses je anders, als durch sich selber zu retten wäre, erschien ihm von rechtswegen unter allen Täuschungen der Hölle als die plumpste und erbärmlichste. Nur wer sich täuschen wollte, konnte sich ihr hingeben; aber Krosigk war der wahrste aller Menschen. Daß die fremden Krieger es deutlich fühlen sollten, daß sie in einem feindlich gesinnten Lande lebten, war eben seine Absicht. Die nachgebenden Ausreden der schwächlichen Höflichkeit und sogenannten Lebensart kannte er gar nicht. Was er den fremden Kriegern leisten wollte, war bei ihm bestimmt, Forderungen, die darüber giengen, galten bei ihm nichts, sie wurden nie gehört. Anfänglich verfuhren sie auf seinen Gütern mit ihrem gewöhnlichen Uebermuth, und häufig beklagten sich die Bauern, aber diese befolgten seinen Rath, er wußte ihnen seine Gesinnung einzuflößen, und zuletzt beklagten sich nur die einquartirten Feinde, die Bauern nie. Er selbst begegnete den Officieren, die ihm zur Last fielen, mit zurückschreckendem Ernst, sie mußten mit mäßiger Kost vorlieb nehmen, guten Wein erhielten sie nie. Denn er wußte als

ächt deutscher Edelmann den Genuß des Weins zu schätzen, obgleich er ihn nie im Uebermaß genoß. Wenn französische Krieger sein Mahl theilten, so zog er sich nach Tisch zurück, um den guten Wein mit seinen Freunden allein zu genießen. Klagte der Fremdling, so schwieg Krosigk, ward er laut, dann gebot er ihm Stillschweigen, drohte er, so erschien er kaltblütig mit ein paar Pistolen, die dann jedesmal den polternden Krieger beruhigten. Er brachte es so weit, daß alle fremde Krieger ihn „den bösen Baron" nannten, und sein Haus, wenn irgend möglich, vermieden. Er soll, wie man versichert, von ihm selbst habe ich es nicht vernommen, mit Waffen in der Hand französische Soldaten gezwungen haben, die verschmähte Nahrung zu genießen. Ja auch außer seinem Hause konnte die bloße Nähe der Unterdrücker, und fast noch mehr ihrer niedrigen einheimischen Gesellen seinen höchsten Unwillen erregen; ich sah ihn bei solchen Gelegenheiten absichtlich beleidigend werden, und wer kein gutes Gewissen hatte, that wohl, seinen Umgang zu vermeiden. Ein sehr unangenehmer Vorfall in seiner nächsten Umgebung erbitterte ihn auf das Höchste, seine Art sich dabei zu benehmen ward hart, ja wohl grausam genannt. Ich würde meine Ansicht von seinem unerschütterlichen Wesen aufgeben müssen, wenn er anders gehandelt hätte. „Gefühlvoll, sagte er, „soll ein jeder Mensch seyn, aber er muß sein Gefühl „beherrschen, die anerkannte innere Eigenthümlichkeit „muß niemals dem schwankenden Gefühl unterworfen „seyn; wer so überwältigt wird, daß er nicht in jedem „Augenblick sein eigener Herr ist, kann nie Mann ge„nannt werden." Seit alle äußere Würden schwankend, aller irdische Glanz eine Thorheit geworden, schien ihm nur Eine Würde, die kein König schenken kann, die unabhängig ist von der thöricht wechselnden Meinung der Menge, die eines Mannes von Bedeutung zu seyn. Wer eine solche Gesinnung nicht blos lehrt, was man leicht verzeiht, ja gelegentlich bewundert, sondern wirklich macht in Leben und That, der erregt nothwendig ein lautes, wenn auch innerlich leeres Widerstreben. Die Schwachen fühlen sich geängstigt und beklemmt in der Nähe einer solchen felsenfesten Natur, und indem sie sie mit scheuer Furcht anblicken, erholen sie sich durch mattherziges Gezänke, wenn sie sich in seiner Ferne

sicher dünken. Man hört sie dann von Uebertreibungen, unnützem Widerstreben, ja unbesonnenen Thaten, die großes Unglück verursachen können, wiederholt reden, obgleich sie sehr wohl fühlen, daß eine solche starke und rücksichtlose Natur in einer schwankenden Zeit als ein sicherer Mittelpunkt erscheint, um welchen alles Würdige und Tüchtige im Volke sich versammelt, anschießt, Bestand und Grundlage erhält. Wären alle wie er, wir hätten nicht die Niederlage in Rußland erwarten dürfen, um frei zu seyn, daß aber die günstige Zeit ein tüchtiges Volk fand, verdanken wir solchen kühnen Männern. Wäre der Krieg nicht fortgesetzt, nachdem die Großen den Frieden geschlossen hatten, er hätte nie wieder anfangen können, wir trügen die Ketten noch, und verdienten sie.

Ein auffallendes Ereigniß zeigt seine Gesinnung und seinen festen Muth im hellsten Licht. Jetzt will man in vielen Staaten gleich mit einer vollendeten Verfassung anfangen, da aber Anfang und Vollendung nur bei Gott zusammen fallen, da alles Irdische geboren werden, wachsen, sich entwickeln und gedeihen soll, werden die unruhig wartenden Völker an den Himmel gewiesen, auf Erden dürfen sie keine Constitution erwarten. Man scheint sich, wenn sonst der wahre Grund des Zögerns angegeben wird, vor der Empfängniß zu scheuen, aus keinem andern Grunde, als weil ein kleines wehrloses Kind, das der sorgfältigen Pflege bedarf, zum Vorschein kommen wird, und nicht gleich ein erwachsener Mann, mit Bart, Harnisch und aller Wissenschaft und Kunst begabt. Dieses war in dem neu eingerichteten Königreiche nicht der Fall; da bekümmerte man sich um gar nichts, weder um die Geschichte, die Sitten, die Gesetze der Völker, noch um den innern Werth der entworfenen Verfassung an sich. Wenige Wochen nach der Errichtung des Königreichs war eine Constitution wirklich da, garantirt durch den französischen Kaiser, die in der That den Vortheil hatte, daß sie für die eigentlichen Westphalen, Hessen, Braunschweiger, Hannoveraner und Magdeburger gleichgut paßte. In dieser war unter andern versprochen, daß die Abgaben der Güter nie 7 pr. Ct. des reinen Ertrags übersteigen sollten. Es versteht sich, daß die Constitution dem willkührlich handelnden west-

phälischen Hofe niemals beschwerlich fiel, daß ein so hemmendes Versprechen nur als eine beruhigende Maßregel, um wo möglich der anfangenden Regierung Eingang zu verschaffen, anzusehen war, und daß man sich dadurch keineswegs gebunden fühlte. Es erfolgte daher auch, als viele Domainen verkauft, Forsten und Bergwerke verpfändet, das Vermögen vieler öffentlichen Anstalten, ja selbst das der Wittwen und Waisen verzehrt war, durch irgend eine Behörde, eine Verfügung, durch welche die Abgaben der Edelgüter bedeutend erhöht wurden. Man berief sich auf die partheiische und unrichtige Taxation derselben, um dem willkührlichen Verfahren einen Schein zu geben. Mehrere Edelleute protestirten gegen diese Verfügung und Krosigk veranstaltete eine Zusammenkunft seiner Nachbarn, man verband sich mit ihm, und eine förmliche Protestation ward eingereicht. Nach manchem vergeblichen Hin- und Herschreiben, und indem die Behörde, wie zu erwarten war, darauf beharrte, daß es bei der Verfügung sein Bewenden haben sollte, die Edelleute aber der constitutionswidrigen Erhöhung der Abgaben Folge zu leisten sich weigerten, kam es endlich so weit, daß man mit Execution nicht nur drohete, sondern diese wirklich schickte. Wie es zu geschehen pflegt, traten nun alle mit Krosigk Verbündeten zurück. Er aber war gewohnt, was er angefangen hatte, bis auf das Aeußerste zu treiben. Als daher die Execution erschien, rief er sein Gesinde zusammen, in seiner Mitte erschien er, und las den erwähnten Artikel der Verfassung vor. „Keine Behörde," sagte er, „hat das Recht, „verfassungswidrige Verfügungen zu erlassen. Die von „dem König beschworene Verfassung bin ich als Unter„than, und noch mehr als Maire verpflichtet aufrecht zu „erhalten. Da ich Euch nun" sprach er weiter, und wandte sich gegen die Polizeisoldaten, die zur Execution gesandt waren, „in einem verfassungswidrigen Ver„fahren ergreife, so bin ich befugt euch zu verhaften." Er entwaffnete sie darauf, was sie, durch seinen Ernst und ruhige Festigkeit überwältigt, geschehen ließen, und sandte sie von seinen Bauern begleitet förmlich als Arrestanten nach Halle, wo er seinen Freund, den trefflichen Schele, damals Unterpräfect, in keine geringe Verlegenheit setzte. Was vorauszusehen war geschah. Von Cassel aus ward ein fiskalischer Proceß gegen ihn

eingeleitet, und er ward zur Erlegung einer bedeutenden Geldsumme, oder zur Gefängnißstrafe verurtheilt. „Ich bezahle keinen Heller," erklärte Krosigk bestimmt und unabänderlich. Die große Achtung, die er allgemein genoß, verwandelte aber die Gefängnißstrafe in eine wahre Farce. Seiner Gesundheit wegen brauchte er die von Reil eingerichteten Dampfbäder. Nun bezog er mit seiner Frau eine recht heitere Stube, in der sogenannten Wage, hier blieb er einige Wochen, badete täglich, sah öfters seine Freunde. Ich genoß hier mit ihm einige fröhliche Stunden. Das war seine Strafe. —

Im August 1811 ward die Lage Preußens sehr bedenklich. Der französische Kaiser hatte neue Forderungen gemacht, die man glaubte abweisen zu müssen. Man hatte sich auf eine sehr entschiedene Weise erklärt, und erwartete einen Bruch. Der Plan zu einem hartnäckigen Defensiv-Kriege war schon entworfen, Männer, die sich später Europa's Bewunderung erwarben, waren an die Spitze gestellt. Seit langer Zeit hatte man Bauern einberufen, in Waffen geübt, und wieder zu Hause geschickt, Waffen waren angeschafft, und man hoffte eine Armee von 150000 Mann stellen zu können. In diesem bedenklichen Augenblick erschien bei mir, mit geheimen Aufträgen von Berlin, ein preußischer Officier, dessen Frau aus der Gegend von Halle war. Es war der muthige Boltenstern, der später das Opfer einer nur gar zu kühnen Unternehmung bei Cölln ward, und dem die Rheinländer auf dem Drachenfels bei Bonn ein Denkmal errichtet haben. Man wünschte, daß, wenn der Krieg wirklich losbräche, die Einwohner der vorliegenden Provinzen durch Selbstthat die Unternehmungen des Heeres unterstützen möchten, man rechnete auf ihre Abhänglichkeit. Wir wußten wohl, daß Männer von großer Bedeutung diesen Wunsch hegten, doch traten wir nicht mit diesen in unmittelbare Verbindung, auch finde ich es nöthig zu erinnern, daß weder meine Freunde noch ich mit irgend einer geheimen Verbindung in Berührung waren, daß wir auch den sogenannten Tugendbund nur durch das Gerücht kannten. Entschiedener Grundsatz hielt uns von allen geheimen Gesellschaften entfernt, was uns verband, war Freundschaft und gleiche Gesinnung, die alle Förmlichkeiten — Eidschwüre und Verpflichtungen überflüssig

machten. Ich hatte mit meinen genauesten Freunden einige Zusammenkünfte in Poplitz. Wir setzten als die nothwendigen Bedingungen eines glücklichen Erfolgs voraus, erstens eine Königl. Erklärung, die die preußisch-westphälischen Unterthanen ihres Eides entbände, in der Art, wie sie auch später statt fand. Wir wußten, wie sehr die Besten im Volke sich durch den Eid gebunden fühlten, und schätzten diese Denkungsweise zu sehr, um ihr nicht zu huldigen, dann schien es uns aber auch nothwendig, daß einige Truppen in die hiesige Gegend einrückten, um den Bewegungen des Volks als Rückhalt zu dienen. Wir aber beschränkten uns darauf, vorläufig die Männer zu bezeichnen, auf deren Gesinnung man sich in dem entscheidenden Augenblick verlassen konnte, und deren Einfluß auf die Menge von Wichtigkeit seyn möchte, wir erforschten im Stillen, wo hier und da Waffen vorräthig waren, um sie, wenn es Noth that, mit Güte oder Gewalt erhalten zu können, und wollten eben anfangen in kleinen Parthien an entfernten Orten, und ohne Aufsehen zu erregen, Pulver zusammen zu kaufen. Vorzüglich schien es mir wichtig von der Lage und Stärke der Truppen im nördlichen Deutschland genaue Kunde einzuziehen, und auch jetzt schon solche Anstalten zu treffen, daß wir, wenn der Krieg anfieng, und die feindlichen Heere anrückten, schnell die zuverlässigsten Nachrichten erhalten, und sie sicher und unaufhaltsam den befreundeten Feldherren mittheilen konnten. Kaum hatten wir angefangen auf diese Weise thätig zu seyn, als wir mit Sicherheit erfuhren, daß die Mißverständnisse zwischen dem französischen und preußischen Hof beigelegt waren, und an keinen Krieg zu denken sey. Unsere stillen Unternehmungen hatten also ihre Bedeutung verloren, sie hörten von selbst auf, und es war unter uns gar nicht mehr die Rede davon.

Diesmal war Krosigk Theilnehmer, und durch seinen Aufenthalt auf dem Lande, wo sich eine jede stille Unternehmung besser verheimlichen ließ, durch seinen Einfluß als bedeutender Gutsbesitzer, noch mehr durch seinen Muth und seine militairischen Kenntnisse ward er nothwendig die Hauptperson.

Wir hatten niemals eine große Furcht vor der westphälischen geheimen Polizei. Freilich hatten wir öfters

die Furchtsamen durch öffentliche und laute Aeußerungen des Hasses gegen die Fremdlinge in Schrecken gesetzt, und daß wir eine nahe Befreiung nicht blos wünschten, sondern auch mit Sicherheit erwarteten, war kein Geheimniß geblieben. Krosigks Gesinnung war allgemein bekannt, und seit jener offenen That selbst der Regierung, — wir wußten es wohl, daß wir von der geheimen Polizei bezeichnet waren. Ich erhielt durch die Post erbrochene Briefe, ja man hatte sich die unnöthige Mühe gegeben, meine freundschaftliche Correspondenz vollständig abzuschreiben. Aber einerseits waren solche Anstalten getroffen, daß man nicht leicht in das Geheimniß unserer Verbindung eindringen konnte; wir verhandelten nichts schriftlich, wir hatten wenig Umgang, erschienen selten an öffentlichen Orten, und konnten uns wechselseitig trauen. Dann aber war die Lage von Halle günstig. Die Stadt lag den preußischen Provinzen nahe, Dessau, weder preußisch noch westphälisch, verschaffte uns einen bequemen und unverdächtigen Vereinigungspunkt, ein jeder Versuch der geheimen Polizei sich in Halle einzuschleichen war gleich erkannt und dadurch verrathen, und wenn auch einige Nichtswürdige unter uns waren, so wurden sie durch die herrschende Gesinnung so in Furcht gesetzt, daß sie nicht leicht etwas Entscheidendes wagten. So war es möglich, daß wir in geheimen Unternehmungen verflochten mit einer nie verheimlichten feindseligen Gesinnung sechs Jahre lang in Halle unangetastet leben konnten. Doch muß ich bekennen, daß wir dem trefflichen Freund von Schele früher Vieles verdankten. Er nahm zwar keinen unmittelbaren Antheil an unserer Verbindung, aber Vieles konnte ihm nicht verborgen seyn, und manche von ferne drohende Untersuchung mag er wohl abgewandt haben.

Aber unsere bisherige Sicherheit sollte auf eine fürchterliche Weise getäuscht werden. Auf die schwärzeste Bosheit, auf den Verrath jugendlicher Freundschaft, auf eine kaum glaubliche Nichtswürdigkeit, hatten wir in Deutschland nicht gerechnet. Zu unsern Vertrauten gehörte ein trefflicher junger Mann, der treueste, zuverlässigste Freund. Er war in dem Büreau des Unterpräfecten angestellt, und verließ mit seinem Freund Schele Halle, als dieser Präfect in Hannover ward. Hier fand er einen Ju-

gendfreund Martens, der eine Stelle als Polizei-Commissair bekleidete. Freilich hätte ihn, ein so verdächtiges Amt stutzig machen sollen, aber zu arglos vertraute er einem Manne, der ihm von seiner Kindheit an bekannt war. Martens wußte sich bei ihm einzuschmeicheln; mit Wärme sprach er von Deutschlands Freiheit, äußerte mit großer Kühnheit einen entschiedenen Haß gegen die fremde, herrschende Gewalt, und wünschte nichts sehnlicher, als für das unterdrückte Vaterland thätig zu seyn. Ich hatte in einer bedenklichen Zeit eine kleine Schrift „über „die Idee der Universitäten" drucken lassen, und die Gesinnung, die in dieser Schrift herrscht, war freilich dem System des herrschenden Tyrannen keinesweges günstig. Indessen war sie doch vorzüglich durch die in deutscher Wissenschaftlichkeit gegründete Darstellung der Aufmerksamkeit der Fremden entgangen. Diese Schrift trug Martens immer bei sich, er spielte den Begeisterten, den Innigbewegten. „Ich bin," sagte er, „nur Polizei-Com„missair geworden, um die Unternehmungen der Verhaß„ten genauer kennen zu lernen; ich habe mich nicht ge„scheuet den bösen Schein einer solchen Stelle auf mich zu „laden, denn ich weiß, daß die Zeit mich freisprechen „wird." So wußte er mit einem satanischen Netz, aus erlogener Innigkeit, Vaterlandsliebe und Treue den treuherzigen jungen Mann zu umspinnen, und sich völlig in sein Vertrauen einzuschleichen. Schele, der durch einen völlig unschuldigen Besuch in Berlin das Vertrauen der westphälischen Regierung verloren hatte, ward plötzlich abgesetzt, und unser Freund fand uns, als er nach Halle zurück kam, eben mit jener obenerwähnten Unternehmung lebhaft beschäftigt. Voller Freude erzählte er uns, wie er in Hannover einen Mann gewonnen habe, der das volleste Vertrauen verdiente, und dessen Stelle ihn in den Stand setzte, uns vorzüglich nützlich zu seyn. Als er sein Amt nannte, ward ich sehr bedenklich, doch schwieg ich. Er correspondirte mit Martens. Ihre geheimen Briefe waren auf jene ziemlich bekannte Weise geschrieben. Der Briefsteller nemlich und der Correspondent besitzen Papiere, in welche an verschiedenen entfernten Stellen längliche völlig gleiche Rauten ausgeschnitten sind. Wenn man den Brief mit einem solchen Papier bedeckt, so enthalten die unbedeckten Stellen die Nachrichten, die man mittheilen will, und die, wenn man den ganzen Brief liest, als

solche nicht hervortreten. Ich habe diese Art nie geliebt; sie erfordert eine Gewandtheit, die wenige Menschen besitzen. Meistens sind die bedeutenden Stellen mit den übrigen so ungeschickt verbunden, daß wenig Scharfsinn dazu gehört, sie auch ohne das enträthselnde Papier zu erkennen. Mir ist das öfters gelungen, und so ungeschickt waren auch Martens Briefe geschrieben. Aber damit ja alles recht deutlich und klar wurde, hatte er am Rande Hände hingezeichnet, die nach den verdächtigen Zeilen hinwiesen. Ein westphälischer Polizei-Commissair, der solche Briefe schrieb, mußte gewiß seyn, daß er nichts wagte, in welche Hände sie auch fielen, und als ich sie sah, war ich überzeugt, daß wir verrathen waren. Ich äußerte es. Der junge Mann vertheidigte seinen Freund auf das lebhafteste, ja er war entrüstet über einen Verdacht, der ihm unwürdig schien. Leider sollte kurz darauf jeder Zweifel verschwinden. Ich hatte schon seit mehreren Monaten einen Ruf nach Breslau, ich war eben im Begriff Halle zu verlassen, als eines Abends ein Freund und Vertrauter zu mir kam, um mir zu berichten, daß Martens da sey, er sey in einem Gasthof abgestiegen, wäre aber müde, befände sich übel, und wünschte mich noch denselben Abend zu sprechen. Auch mir lag zu viel daran, ich eilte zu ihm, und fand einen kleinen Mann von einer so abschreckenden Physiognomie, seine Blicke so unstät, und doch dabei tückisch laurend, daß mein Verdacht um Vieles erhöht wurde. Als er mich nun aber auf eine höchst ungeschickte Weise zu erforschen suchte, als er die Frechheit hatte, mir zu versichern, daß er blos aus Neigung gegen mich, dessen nahe Abreise er vernommen hatte, von Hannover hierher gereist war, blieb mir kein Zweifel mehr übrig, ja ich gestehe, daß ich nach diesem Judaskuß eine unmittelbare Verhaftung erwartete. Dieses geschah nicht, aber noch den letzten Abend, als meine vertrautesten Freunde und die Familie meiner Frau bei mir versammelt waren, als wir die letzten Stunden einer verhängnißvollen Zeit in der verödeten Wohnung, mit trüber Erinnerung durchleben wollten, und alle Schmerzen der nahen Trennung uns überwältigten, trat dieser entsetzliche Mensch wie ein böser Geist unter uns. Keiner blickte ihn an, keiner sprach mit ihm, aber die stille laurende Bosheit schien sich an dem sichern Opfer zu weiden. Den Tag darauf verließ ich Halle, erfüllt von trüben

Ahndungen, von Furcht über das drohende Geschick meiner theuerste Freunde.

Im Dezember 1811 zwei Monate, nachdem ich Halle verlassen hatte, erscholl erst das unsichere Gerücht von nächtlichen Verhaftungen, die in Halle statt gefunden hatten, und versetzte mich in die lebhafteste Unruhe. Aus Leipzig, denn unmittelbar aus Halle wagte man nicht zu schreiben, erhielt ich nun die genauere Nachricht von dem unglücklichen Schicksal meiner Freunde. Mitten in der Nacht erschienen in Halle westphälische Polizeisoldaten. Vier Einwohner wurden verhaftet — alle meine Freunde — zwei nur in der Stadt, und diese wurden bald losgelassen, zwei andere aber wurden mit Ketten belastet, ihre Papiere versiegelt, und sie nach Magdeburg geführt. Unter diesen war auch der Freund, der durch sein unglückliches Vertrauen diese Verhaftungen veranlaßt hatte. In derselben Nacht wurde auf die nemliche Weise Krosigk in Poplitz aufgehoben. Seine Frau war zum erstenmale schwanger. Zwar wußte ich, daß man keine gefährliche Papiere finden würde, ich konnte mich auf den Muth, die Entschlossenheit und Klugheit meiner Freunde verlassen, es wäre thöricht, wenn ich mich als Verführer solcher Männer betrachten wollte, die Festigkeit genug besaßen, um nur dem eignen Entschluß zu folgen, aber dennoch war ihre gegenwärtige Lage zu gefährlich, die Willkühr, mit welcher in Cassel verfahren ward, zu bekannt, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß die freundschaftliche Verbindung mit mir wenigstens die äußere Veranlassung zu Unternehmungen geworden war, die ohne irgend einen bedeutenden Erfolg den trefflichsten Menschen so gefährlich geworden war, so daß ich, von dem unglücklichen Schicksal meiner Freunde innerlich erschüttert, mir nicht selten die Sicherheit vorwarf, die ich, unter allen in den Augen der Tyrannen der schuldigste, durch den Schutz der preußischen Regierung genoß.

Aber die Bosheit des Verräthers hatte noch nicht ihren Gipfel erreicht. Die Freunde wurden von Magdeburg nach dem Castell in Cassel gebracht. Hier saß nun der junge Mann, der durch das auf eine so furcht-

bare Weise getäuschte reine Vertrauen, durch das quälende Gefühl, wenn auch nur unmittelbar, so geliebte Menschen in große Gefahr gestürzt zu haben, mehr noch als durch seine eigne bedenkliche Lage, in die unglücklichste Stimmung versetzt war. Aengstlich warf er sich auf seinem einsamen Lager herum, von den düstersten Vorstellungen gequält, als er in seinem Gefängniß durch die Wand klagende Töne zu vernehmen glaubte. Er horchte aufmerksam hin, und glaubte durch die dünne Wand die Stimme zu erkennen. Es blieb ihm zuletzt kein Zweifel übrig; es war Martens. „Du „bist auch hier," rief er überrascht — und nun fieng Martens laut, und wie in voller Verzweiflung, an, sich zu beklagen. „Ich bin ja, als ein Verbündeter, mit er„griffen," sagte er, „und mich trifft der Schlag mit „doppelter Stärke. Ich war, wie du weißt, verspro„chen; das ganze Glück meines Lebens, das ich in „Händen zu haben glaubte, ist auf immer entwichen, „alle Aussichten für die Zukunft sind verloren, ich bin „unaussprechlich unglücklich." Und nun gebehrdete er sich, wie ein Verzweifelter, heulte und schrie, und erregte die Theilnahme des Freundes, der sich vergaß über das größere Unglück des Verkannten. Innerlich fühlte er sich bei aller Theilnahme dennoch erleichtert. Also ist der Verdacht, sagte er sich, dennoch ungegründet, der Jugendfreund hat dich nicht getäuscht, dein Vertrauen ist gerechtfertigt, und hat die Verhaftung nicht veranlaßt, ja er vertraute dem Martens jenen Verdacht, welchen es diesem unter solchen Umständen leicht ward, von sich abzuwälzen. Jetzt fieng nun ein Gespräch an, welches der Verräther auf eine gewandte Weise zu leiten wußte, manches von den frühern Zeiten ward wie zufällig erwähnt. Und während des Gespräches saßen Mitglieder der Inquisition, und protokollirten sorgfältig was gesprochen wurde.

So war das Gericht beschaffen, in dessen Hände meine Freunde gefallen waren, ein solches Werkzeug konnte es finden und brauchen.

Als Lohn für seine Verrätherei erhielt Martens eine ansehnliche Polizeistelle in Göttingen. Ich habe zwar erfahren, daß dieser Mensch, mehr, weil er in Göttin-

gen sich verhaßt gemacht hatte, als dieser Schandthat wegen, beim ersten Einzug der Russen in dieser Stadt eine vorübergehende Bestrafung erlitten hat; wir haben es aber erlebt, wie die Elenden, die während der ersten Zeit der frischen Begeisterung, von ihrem bösen Gewissen gequält, sich furchtsam verkrochen, sich allmählig hervorwagen, ja wie sie voller Frechheit Patrioten spielen, und gleichfähig eine jede Rolle zu übernehmen, von solchen gesucht werden, die wohl am besten wissen, was sie wollen. So sehen wir nicht selten solche Männer, die im steten Kampf lebten, um die Zeit der Befreiung vorzubereiten, sie am wenigsten genießen, während diejenigen, die einmal das Heiligste verriethen, es auch zu jeder Zeit, in jeder Gestalt zu thun vermögen, und sich allenthalben einzuschleichen wissen. Denn die Nichtswürdigen, die sich nicht auf sich selbst verlassen können, müssen sich verbinden, und wissen es sich wechselseitig zu benutzen, auch wenn sie einander nicht trauen. So wäre es denn auch leicht möglich, daß Martens irgendwo in Deutschland sich anzusiedeln gewußt hat, daß er irgendwo eine Stelle bekleidet, und dem Satanas ferner zum Schaden der Bessern dient, dem er sich ergeben hat. Aber unter allen Verbrechern, welche die menschliche Gesellschaft schonungslos straft, kann keiner sich mit diesem Bösewicht messen. Sollten daher diese Zeilen ihn irgendwo im ruhigen Besitz eines unverdienten Vertrauens treffen, so werde ich nicht verhehlen, daß sie die gerechte Strafe einer so schwarzen Verrätherei veranlassen sollen.

Im Herbst 1812 ward abermals einer meiner Freunde, der in der Gegend von Halle seine Verwandten auf kurze Zeit besuchen wollte, aufgehoben und nach Cassel gebracht. Er war österreichischer Officier und trug die Uniform. Oesterreich hatte nicht einmal den Muth eine solche Verletzung des Völkerrechts zu rügen. Ich habe die Freude gehabt auf die zuverlässigste Weise zu erfahren, daß alle meine Freunde in einer so bedenklichen Lage fortdauernd die muthigste Entschlossenheit zeigten. Unter denen, die sich als die listigsten und gefährlichsten Inquisitoren zeigten, waren außer Bongard, der Schweizer S* und derselbe R*, der gewußt hat, sich Zeugnisse einer vortrefflichen Gesinnung zu verschaffen, ja gewagt, diese öffentlich bekannt zu machen. Im Sommer 1812 ward

Krosigk losgelassen, mußte aber mit seinem ganzen Vermögen für seine Person haften. Obgleich man keine gültige Beweise gegen die übrigen aufzubringen vermochte, dauerte dennoch ihre Verhaftung fort, und ihr entschlossenes Betragen, welches auf eine gefährliche Gesinnung zu deuten schien, mag wohl am meisten dazu beigetragen haben. Zwar schien ihnen Krosigk eben so gefährlich, aber sein bedeutendes Vermögen dünkte ihnen hinlänglich für seine Ruhe zu bürgen; daß er auf allen Schritten belauscht ward versteht sich, und man möchte wohl die geheime Hoffnung nähren, daß irgend eine unvorsichtige That zur Einziehung seines Vermögens berechtigen konnte. Der im Herbst verhaftete preußische Officier, der im Jahre 1809 in österreichische Dienste getreten war, nur um gegen den verhaßten Feind zu kämpfen, blieb 11 Monate in seinem Gefängniß. Man konnte es nicht verhindern, daß die Gerüchte von der Niederlage in Rußland, von der allgemeinen Begeisterung in Deutschland in den einsamen Kerker der Verhafteten eindrang. Als diese wundersam großen Ereignisse dem gefangenen Krieger bekannt wurden, hielt ihn nichts mehr zurück. Er entsprang mit großer Gefahr, erreichte glücklich die Armee, und theilte den Kampf. Als Czschernischef zuerst Cassel angriff, benutzten die Gefangenen die dadurch entstandene Verwirrung, und bemächtigten sich des Castells. Als es ruhig wurde, ließen sie die Brücke fallen und giengen hinaus, in der Voraussetzung, daß die Stadt in der Gewalt der Russen wäre. Sie hatten sich getäuscht. Nicht ohne Schrecken sahen sie die westphälischen Wachen in den verödeten Straßen. Dennoch gelang es wenigstens meinen Freunden über die Stadtmauer zu entkommen. Sie erreichten glücklich die russischen Vorposten, und ich hatte das, mir so unschätzbare Glück, von den vier verhafteten Freunden drei in dem kämpfenden Heere wieder zu finden. Der vierte, der am tiefsten Verwundete, war durch die Zerrüttung seiner Gesundheit, die Folge so erschütternder Ereignisse, verhindert, thätigen Antheil an dem Kriege zu nehmen. Es war nicht möglich, diese Begebenheiten, die auch in Krosigks Leben eine so wichtige Rolle spielen, mit Stillschweigen zu übergehen. Von jetzt an sollen seine letzten Lebenstage uns allein beschäftigen.

Während seiner Gefangenschaft kam seine Frau nieder,

und die Taufe seines ersten Kindes feierte seine glückliche Rückkehr. Er lebte nun mehrere Monate in stiller Zurückgezogenheit; aber seine Lage konnte nicht glücklich seyn. Zu Vieles hatte er in Cassel erfahren, wodurch sein Haß genährt werden mußte, das Schicksal seiner zurückgelassenen Freunde und des Vaterlandes beunruhigte ihn, und er wußte wohl, daß ein jeder seiner Schritte belauscht wurde. Als nun das merkwürdige Jahr der Befreiung anfieng war er, wie es seine Gesinnung forderte, keinen Augenblick zweifelhaft. Seiner bedenklichen Lage ohnerachtet gehörte er zu den ersten in der ganzen Gegend, die sich auf eine bestimmte Weise äußerten. Seine Frau war zum zweitenmale schwanger, aber das häusliche Glück, welches er in so hohem Grade genoß, so wie sein ganzes Vermögen opferte er ohne Bedenken. Nach der Schlacht von Lützen erschien er im preußischen Heere, und der König trug ihm das Commando eines Bataillons auf. Sein Gut, sein Vermögen, war jetzt in der Gewalt der Feinde, und im Falle eines unglücklichen Feldzuges ohne Rettung verloren. So wollte er es. Ich sahe ihn zuerst in Gumbschütz, einem Dorfe in der Lausitz, wo Blücher vor der Schlacht von Bautzen sein Hauptquartier hatte. Er war im höchsten Grade ängstlich besorgt das Commando seines Bataillons bald möglichst anzutreten, denn es war vorauszusehen, daß eine ganz nahe Schlacht unvermeidlich war. Ich erinnere mich, wie der Feldmarschall und General Gneisenau den Abend vor der Schlacht auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe mit ihrer Umgebung standen, nach der entfernten Gegend von Königswarthe hinschauend, von woher die Kanonade das Gefecht anzeigte. Während der Ruhe der Unterhaltung gelang es mir, den General Gneisenau auf die Verlegenheit meines Freundes aufmerksam zu machen. Der Feldmarschall sandte auch einen Expressen an den General Klüx, bei dessen Brigade er angestellt werden sollte. Dennoch fand seine schleunige Anstellung Schwierigkeit, und er begleitete das Füselier-Bataillon des 2ten brandenburgischen Regiments in der Schlacht von Bautzen als Freiwilliger. Aber der General mußte bald in ihm den kriegerfahrnen muthigen Officier erkennen. Bei einem jeden Angriff war er an der Spitze, und stürzte sich kühn unter die Feinde. Nach der Schlacht übernahm er das Commando des Bataillons. Bei der Schlacht an der Katzbach war sein Bataillon mit

unter denen, die durch die berühmten kühnen Bajonettangriffe mitten unter stürzenden Regengüssen das Schicksal dieses merkwürdigen Tages entschieden. Es gelang Krosigk sich auszuzeichnen, und sein Ruf in der Armee war jetzt entschieden. Ich traf ihn wieder, krank in Bautzen, wo Blücher acht Tage lang sein Hauptquartier hatte.

Noch immer hauste die große Armee in den sächsischen und böhmischen Gebirgen, nach der Schlacht von Dennewitz blieb der Kronprinz von Schweden bei Dessau mehrere Wochen hindurch, und machte keine Miene über die Elbe zu gehen. Napoleon beherrschte noch das ganze Deutschland jenseit der Elbe, und war er auch durch die Schlachten von Groß-Beeren, der Katzbach, Dennewitz und Culm geschwächt, so hatte dennoch die große Armee sich von der bedeutenden Niederlage bei Dresden kaum erholt, der Feind war noch sehr mächtig, und hatte über bedeutende Kräfte zu gebieten. Bei dieser Lage der Sachen kam der General Gneisenau eines Tages sehr heiter nach Hause. Bei der Mittagstafel sagte er: „wenn nicht „zu viele Fehler geschehen, müssen wir noch die letzten „Trauben am Rhein essen.“ „Man verstehe mich recht,“ setzte er hinzu, „ich meine die Trauben, die nach der Lese „an den Weinstöcken hängen bleiben.“ Wir eilten, dem kranken Krosigk diese frohe Kunde mitzutheilen, und sie mußte uns um so bedeutender erscheinen, da der General gewöhnlich zurückhaltend war, und sich keinesweges mit solcher Bestimmtheit über die nächste Zukunft zu äußern pflegte. Es waren die letzten Tage des Septembers.

Wenige Tage darauf fieng der meisterhafte Zug nach Wartenburg an, eine strategische Unternehmung, die ihrer Ausführung wie ihrer Folge nach zu den großartigst ausgedachten und glücklichsten gezählt werden muß, denn jetzt war das Fortschreiten der großen Armee gegen Leipzig entschieden, der Kronprinz von Schweden ward über die Elbe gezogen, und die große Völkerschlacht war auf eine Weise eingeleitet, die über ihren Erfolg kaum einen Zweifel übrig ließ.

Bei Wartenburg, wo ich Krosigk wieder sah, war er sehr unzufrieden. Er war commandirt zur Bewachung der Brücke, und es mußte ihn um so mehr kränken keinen

thätigen Antheil an der Schlacht zu nehmen, da wir uns jetzt der heimathlicheu Gegend näherten. Zuletzt sah ich ihn in Halle. Daß eine entscheidende Schlacht nahe war, konnte keinem entgehen. Die Menge, der Muth der Truppen, Napoleons bedenkliche Stellung versprachen den glücklichsten Ausgang, sein thörichter Marsch gegen Wittenberg, als wollte er Berlin bedrohen, konnte uns keinen Augenblick beunruhigen. Krosigk, obgleich fortdauernd krank, war in der heitersten Stimmung. General Gneisenau war in meiner vorigen Wohnung abgestiegen. Hier also in den nemlichen Stuben, wo wir in der hoffnungslosesten Lage mit unbedeutenden, aber nichts desto weniger gefährlichen Entwürfen zwei Jahre früher beschäftigt waren, wo geächtete Freunde einen unsichern Aufenthalt fanden, wo alles uns an ein enges, trübes, sorgenvolles Daseyn erinnerte, wurden jetzt von dem gewaltigsten Krieger die wichtigsten Unternehmungen zum gänzlichen Untergang des Feindes eingeleitet.

Der ewig denkwürdige Tag, der dem General York und seinem Heere einen unvergänglichen Platz unter den größten Helden der Geschichte zusichert, erschien. Keiner kann läugnen, daß die Schlacht von Möckern den glücklichen Ausgang der ganzen Schlacht, das Schicksal der folgenden Tage entschied. In diesem Dorf entspann sich das furchtbarste Gefecht, das Dorf ward öfters verloren, und wieder gewonnen. Die Feinde hatten eine Batterie von 40 Kanonen, mit Kartätschen geladen, auf einem äußerst vortheilhaften Punkt aufgestellt. Sie verbreitete Tod und Verderben, und der Verlust auf unserer Seite war furchtbar. Zuletzt kämpfte die ganze Schaar, kein Mann blieb, wie sonst immer, eine Reserve bildend, zurück. Krosigk ragte an diesem Tage, wie durch seine Gestalt, so durch seinen Muth unter den Helden hervor. Beim Anbeginn der Schlacht, sprach er sein Bataillon an: „Eure Tapferkeit ist kund geworden, die Gerüchte „von Eurem Muth, eurer Kühnheit, haben alle Krieger „des unermeßlichen Heers vernommen. Heute sollen sie „euch kämpfen sehen. Das Gerücht muß hinter euren „Thaten bleiben." „Es wäre überflüssig," sagte er ferner, und wandte sich gegen seine Officiere, „Sie zu er„muntern, Sie werden mich immer an Ihrer Seite sehen,"

und er hielt Wort. Hin und her wogte die Schlacht, zurückgedrängt erneuerte er wiederholt die Angriffe, in die Mitte der Feinde stürzte er sich kühn hinein, und die jubelnden Krieger folgten ihm. Da traf ihn eine Kugel dicht unter dem Herzen, und er stürzte, schnell getödtet, mitten im Gewühl der fürchterlichsten Schlacht, umgeben von feindlichen und freundlichen Leichen und Sterbenden; und das Gekrache des Geschützes, das Getöse des Gefechts in seiner blutigsten Blüthe verherrlichten seinen Tod. Noch war der Ausgang der Schlacht ungewiß, aber er, starkmüthig und felsenfest, nahm die Gewißheit des Sieges in sein Grab, getödtet, aber nicht überwunden. So starb Heinrich von Krosigk in einem Alter von 55 Jahren.

Sacken war vorgerückt bis unter die Mauren von Leipzig, nachdem der hier geschlagene Feind sich zurückgezogen hatte, York mit dem Rest seiner Krieger hatte aber ein hinterwärts liegendes Dorf Wahren bezogen. Hier erfuhr ich den 17ten Oktober Abends den Tod meines Freundes. Indem ich das Blüchersche Hauptquartier suchte, verirrte ich mich im Dunkeln, verwirrt durch die Wachtfeuer. Ich verlor den Weg und irrte allein mit meinem Bedienten auf den zertretenen Feldern herum. Plötzlich stutzte mein Pferd, und wollte nicht weiter. Ein trübes Weiß schimmerte hier und da im Dunkeln ungewiß hervor; ich überzeugte mich bald, daß es Leichen waren, die in großer Menge herum lagen. Aus der Ferne von den Yorkschen Beiwachtfeuer bei Wahren ertönte eine gedämpfte Musik, und geistliche Gesänge. Es war die Abendgebetstunde der Krieger. Da überwältigte mich die männliche Trauer der Helden, und in solcher Umgebung feierte ich das Andenken des Freundes, dessen großartiges Leben mir unvergeßlich seyn wird.

Seine Wittwe gebar nach seinem Tode eine zweite Tochter, und lebt in stiller Einsamkeit, fortdauernd einen Verlust beweinend, der nur von demjenigen geschätzt werden kann, der Krosigk kannte.

Friedrich Ludwig Schröders

Charakteristik

als

Bühnenführer, mimischer Künstler, dramatischer Dichter und Mensch

von

Johann Friedrich Schink.

Friedrich Ludwig Schröder.

Indem ich hier über Deutschlands größten mimischen Künstler einige Worte der Achtung, Anerkennung und Würdigung ausspreche, bin ich weit davon entfernt, das Vermächtniß angreifen zu wollen, durch das der Verewigte meinen alten und vielgeschätzten Freund, den Professor Meyer in Bramstädt, zum Darsteller seines Lebens, Geistes und Herzens gleichsam geweiht und auserwählt hat. Nur vorbereitet soll durch mich das Ehrenmal werden, das dieser den Freunden und Verehrern des Dahingeschiedenen verhieß. Wir waren beide Schröders vieljährige Freunde, standen in langen und vertrauten Verbindungen mit ihm — er freilich in noch älteren und näheren, und, wenn eben darum ihm das Vorrecht gebührt, nach allen Richtungen und in vollständiger Gesammtheit des zu Feiernden Bild aufzustellen — so darf es doch auch mir wohl vergönnt seyn, einen Denkstein auf das Grab des Mannes niederzulegen, dem ich so viele Jahre, als Kunstvertrauter und Kunstfreund, nahe war, von ihm als solcher geachtet und ausgezeichnet wurde. So darf auch ich, der so vielfältig Gelegenheit hatte, in ihm den Kunstdenker, Kunstführer, Künstler und Menschen zu beobachten und kennen zu lernen, mir wohl ein Recht zugestehen, meine Stimme über ihn laut werden zu lassen. Auch will ich von diesem Rechte nur einen bescheidenen und mäßigen Gebrauch machen. Nur, wie der Heimgegangene in den oben angegebnen Bestimmungen vor meiner Erinnerung steht, will

will ich ihn hier in einzelnen Andeutungen und Zügen schildern. Die Geschichte seines Lebens, seine Charakteristik, vollständig ausgeführt und gegründet, bleibe meinem Freunde, vermöge der ihm dazu ertheilten Rechtskräftig- und Gültigkeit!

Schröder war, wenn ich so sagen darf, ein geborner Bühnenführer. Ihm stand für dieses mühevolle, schwierige und in so vieler Rücksicht undankbare Geschäft alles zu Gebot, um es mit Würde und glücklichem Erfolge zu verwalten. Die dazu erforderlichen Kenntnisse und Studien, die klare und helle Anschauung des höchsten und einzigen Zieles der Bühnenkunst, und die für die Behauptung derselben unerläßliche Kraft und höhere Intelligenz. Er vereinigte in sich die scharfe An- und Uebersicht der verwickeltsten und verschiedensten Verhältnisse mit den Schauspielern und dem Publikum, die Erfahrung des geübten Zeit-, Geschmacks- und Sittenbeobachters, und die politische Klugheit, mit Anstand und Schonung zu thun, was seine Ansicht der Kunst und des von ihm erwählten Berufes ihm zur Pflicht machten. Bekannt mit den vorzüglichsten Schätzen der theatralischen Literatur im Ein- und Ausland, den Theorieen der dramatischen und mimischen Kunst in den verschiedensten Sprachen; aufgewachsen unter den ältesten und berühmtesten Virtuosen der vaterländischen Bühne; als reisender Künstler, während seines Aufenthaltes in Paris, auch denkender Prüfer und Beobachter der französischen Mimik, und ihrer gefeiertesten Artisten; so vielseitig gebildet und durch eigene Genialität zur Virtuosität gereift; vollkommen vertraut mit allem, was wahrhaft künstlerisch von der Bühne aus wirkt, mit einem Worte, in jedem Geheimnisse seines Berufes eingeweiht: war er der Mann auf seiner Stelle, gewachsen seinem Geschäfte, der Kunstleiter, wie er seyn soll. Sein Prüferblick schied das Wahre von dem Falschen, das Wirkliche vom Scheine, den Geist vom Buchstaben, das Wort vom bloßen Schalle. Er schritt mit dem Geiste der Zeit fort, aber nur mit dem Gehaltvollen, er würdigte das sich höher Entwickelnde, aber unberührt ließ ihn Spiel und Formwesen; das Kräftige nahm er auf, aber weg warf er das Flache; er huldigte dem Neuen, wo

es schöner, wahrer gestaltete, als das Alte, aber nie gab er für Schimmer und Flimmer das alte Gediegene, Inhaltreiche hin.

Bei seinem Streben, die Bühne zu etwas mehr, als einer bloßen Ergötzungs- und Unterhaltungsanstalt, zu einer Nationalbildungs- und Geschmacksschule zu erheben, wachte er überall für das Anständige, Schickliche. Die Kunst der Bühne war ihm eine schöne Kunst, und so verbannte er von ihr alles Gräßliche, Empörende, Schneidende, Ekelhafte, Gemeine. Räuber- und Mordspektakel, tragische Hunde- und Kreuzerbudenpossen beleidigten, ärgerten auf seiner Bühne nie den Schönheitssinn, stießen nie den gereinigten Geschmack zurück. Immer ein gebildetes Publikum vor den Augen, rang er, es würdig zu unterhalten, ihm seinen gebildeten Kunstsinn und Geschmack zu bewahren.

Die Wahl der aufzuführenden dramatischen Dichtungen war bei ihm nicht das Resultat des Zufalls, der blinden Willkühr oder einer fremden Eingebung, er prüfte, und entschied erst nach dieser Prüfung. Nur mit von ihm anerkannten Kunstforschern und Kunstkennern theilte er diese Prüfung; und selbst diese mußten ihm Lob und Tadel, Annahme und Verwerfung mit einleuchtenden Gründen darthun und bewahrheiten. Da galt kein Vorwort, keine Empfehlung, das Werk mußte den Meister loben; da fruchtete kein bloßes Abrathen, das Warum? mußte ihm klar vor den Augen stehn.

Gegen die Verfasser ihm zugesandter Theatermanuscripte erlaubte er sich nie ein vornehmes, schneidendes Wesen, keine Spur von Theaterkönigsmajestät. Er und seine geprüften Kunstfreunde theilten die Lektüre, und nie verliefen Viertel- oder wohl ganze Jahre, ehe die Verfasser Kunde erhielten, was aus ihren Werken geworden? Die Antwort erfolgte in kurzer Zeit, und die Entscheidung über ihr Werk mit ihr. Artig und schonend ward zurückgewiesen, wovon sich kein Gebrauch machen ließ, und, wo es bei dem Angenommenen Verbesserung und Aenderungen bedurfte, wurden die Gründe

dafür klar und deutlich entwickelt, ohne Hochdaherfahren, ohne Machtspruch und Diktatorair. Selbst übernommene Abänderungen geschahen mit der äußersten Vorsicht, und erst nach reifer Erwägung. Daher sie denn auch fast immer bei der Vorstellung einen günstigen Eindruck machten.

Selten nur widerfuhr Schrödern der Unfall, daß ein von ihm der Vorstellung würdig gefundenes Schauspiel durchaus den Beifall des Publikums verfehlte. Geschah' es aber entschieden, so nahm er die weitere Vorstellung sogleich zurück, selbst dann, wenn seine Ueberzeugung fortdauernd für den Werth des Verworfenen sprach. Nie aber schreckte ihn eine blos laue Aufnahme der ersten Vorstellung ab. Das Glück des Gegebenen ward weiter versucht, mit verstärkter Sorgfalt die neue Vorstellung gegeben, und nicht selten siegte sein Urtheil. Ob dieser Sieg auch die Kasse füllte, ob das besser aufgenommene Schauspiel auch ein sogenanntes Zugstück wurde? kümmerte einen Mann, dem die Kunst höher galt, als der Mammon, wenig. Sein Triumph war, das Gute gewürdigt zu sehn.

Die Schöpfungen des Dichters dem Zuschauer mit Geist und Wahrheit vorzuführen, ihr innerstes Leben zu enthüllen, das Große, Kräftige, das sie darboten, groß und kräftig wiederzugeben, war die erste und angelegentlichste Verpflichtung, die er seinen Schauspielern auflegte. Emsig wachte er über die Erfüllung dieser Verpflichtung in den Vorbereitungen zur öffentlichen Darstellung; regte in den Darstellenden jede Kraft, die ihr Talent oder ihre Anlagen seinem Prüferblicke vorhielten. Er las ihnen die der Aufführung würdig erfundene Dichtung vor, und diese Vorlesung war die anschaulichste Andeutung des Geistes der Dichtung, der sich darin entwickelnden Charaktere, des ihnen zukommenden Tones in der Behandlung, im Vortrage. Ein lebendiges, bewegliches Gemälde trat das von ihm Vorgelesene vor die Augen und Ohren seiner Zuhörer. So empfieng schon in ihr ihre Phantasie das Bild des Ganzen, und ihr Verstand den Urstoff, aus dem sie des Dichters Welt entfalten und

enthüllen sollten. Die Leseprobe durch die Schauspieler selbst war ein neuer Fortschritt zu diesem großen Ziele. Unter seinen Augen, oft auch unter den Augen anerkannter Kunstprüfer, ward auch sie zur reichen Belehrung für richtige Charakteristik, wahre und bezeichnende Diktion. Zum vollen Leben aber ward alles in den mimischen Uebungen. Hier war er, im vollsten Sinne des Wortes, der Geist, der über alles prüfend, schaffend, ordnend, leitend herrschte; das Lebensprincip, das allen Seele und Fülle gab. Vollständiger, klarer, bestimmter noch, als vorher, zeichnete er lehrend und darstellend die Charaktere vor; die Wahrheit des Gebehrdenspieles, der Stellungen, der Gruppen beschäftigte seine Aufmerksamkeit; er gab an, bildete vor. Seine strengste Obersorge richtete er auf das Zusammen- und in einander Stimmen (Ensemble) des Ganzen; auf rasches, lebendig eingreifendes Spiel; auf die Beredsamkeit der pantomimischen Bewegung; auf die fortdauernde Theilnahme der Spielenden an der Handlung, auch wo das Organ der Sprache aufhörte. Keine Lücke, kein störender Ruhepunkt, durfte das Leben der vorgeführten Welt unterbrechen. Selbst die erste öffentliche Darstellung noch machte er zum Gegenstande von seiner und seiner erfahrenen Kunstfreunde Prüfung. Auch da noch wurde bemerkt und mitgetheilt, das Mitgetheilte besprochen, erwogen, benutzt und angewandt.

Die Illusion der Bühne durch Verzierung und Kleidertracht erhielt er in allen ihren Forderungen aufrecht, er sparte hier weder Kosten, noch Aufwand; aber nie machte er die Pracht blos zum Prunke, nie artete seine Sorgfalt dafür in Lockspeise, in gestaltlose Augenweide aus. Er sahe nur auf das Wahre, Bezeichnende, die Täuschung Befördernde. Nie ward die Letzte durch Lässigkeit in den Verwandlungen der Bühne gestört, sie geschahen schnell, fast unbemerkbar; in einem und demselben Momente trat die Handlung wieder ein. Nie ward die Ungeduld des Zuschauers durch Verzögerung aufgeregt, durch hinziehendes Erwarten zum Unwillen geneigt. Die Achtung für sich selbst, die Kunst, die er ausübte und aus-

üben ließ, gebot ihm auch Achtung für das Publikum.

Kein Wunder denn, daß die Hamburger Bühne seiner Zeit nicht allein für die erste Bühne Deutschlands galt, sondern in vielfältiger Rücksicht auch war, nicht gerade durch die Virtuosität ihrer Mitglieder — denn Virtuos war nur er — auch nicht allein durch die wirklich vortrefflichen Künstler, deren sie sich rühmen konnte, sondern vorzüglich dadurch, daß Jeder durch ihn an seiner rechten Stelle stand, daß alle sein leitender Geist beseelte; daß dieser sein Geist, so lange sie sich unter seinen Augen bildeten, sie zu immer reiferen Künstlern zog; daß er ihnen Gelegenheit gab, daß in ihnen schlummernde oder erwachte Talent zu entfalten; daß er selbst den minderbedeutenden, mindertalentvollen Gliedern seiner Bühne die Sphäre anwies, in der sie sich mit Glück bewegen konnten; daß er auch die kleinsten Anlagen schicklich zu brauchen und zu benutzen wußte; daß er, wo er einmal fehlgriff, seinen Fehlgriff anerkannte, ihm abhalf, ohne auf das Murren des Individuums, das seine Hoffnung betrogen hatte, zu achten, und nur seine Ueberzeugung, die Forderung der Kunst, den Gewinn für das Ganze entscheiden ließ.

Dies Schröder, der Bühnenführer. Sollte manchem meiner Leser diese Schilderung hier und da zu sehr in das Einzele zu gehn scheinen, so antwort' ich ihm, sie mußte so seyn, wenn er als das dargestellt werden sollte, was er hier war, das Vor- und Urbild für alle, die, als Kunstleiter und Kunstordner, an der Spitze eines Theaters stehen. Nur ein Mann, wie er, bis auf die kleinste Forderung, für dies Geschäft wachsam, nur ein Geist, ihm ähnlich, taugt einem Amte, wie diesem. Nur ein solcher kann dem deutschen Theater die Würde einer Nationalanstalt geben, ein deutsches Theater, eine deutsche Kunst bilden. Nie wird die Bühne, der ein Vorsteher von diesem Geiste, dieser Intelligenz fehlt, etwas Großes, Ausgezeichnetes hervorgehn heißen; nie wird sie durch ihn eine Schule des Geschmackes, der ästhetischen Erziehung, eine geistvolle Unterhaltungsanstalt werden.

Nur ein Mann von diesem Kunsteifer, dieser klaren Ansicht des Kunstzweckes, kann die Kunst der Bühne gegen Modelaunen, Geschmacksgrillen, afterästhetische Quersprünge und Verkrüpplungen schützen. Nur so ein Mann wird nie einem temporären Zeitspuke, fälschlich Zeitgeist genannt, einer vorlauten, von krankhafter Phantasie schwindelnden, bunten Seifenschaum für Poesie verkaufenden Parthei huldigen; nie dem Gotte seiner Väter, der Vernunft und Wahrheit ungetreu, um den Altar eines nicht einmal goldenen, sondern nur bleiernen Kalbes tanzen. Sein Ziel wird seyn das höchste und erste der theatralischen Kunst: Darstellung der Menschennatur, Bild des Lebens, künstlerisch idealisirt, aber nie zwischen Himmel und Erde ohne festen Boden schwebende Luftgebilde hingaukelnd. Nur auf seiner Bühne werden Shakespeare's, Göthe's und Schillers Meisterschöpfungen groß und kräftig erscheinen, nur er wird die mimische Darstellung zu psychologischen Kunstwerken vergeistigen.

Warum mußte ein Bühnenführer in diesem Geiste, gereizt durch eine allzugroße Künstlerempfindlichkeit, so früh aus einem Wirkungskreise treten, in dem er so hervorragend, so tiefwirkend thätig war? Noch mitten in der Fülle seiner Kraft gab er — weil er sich durch einzele unangenehme Vorfälle und Disharmonieen mehr gekränkt fühlte, als ein Mann, wie er, gesollt hätte — am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts die Leitung der Kunst, ja die Kunst selbst auf. Von einem so lange mit Liebe, Fleiß und Feuereifer geführten Werke zog er die Hand ab, unbekümmert, was aus ihm werden könnte und werden würde? und es kam, wie es kommen mußte. Nur eine kurze Zeit waltete sein Geist noch fort, dann zog das Gespenst der Neuästhetik über die deutsche Bühne, die Kunst des Dichtens in reines Schauwesen, und die des mimischen Darstellens in bloßes Gaukelspiel verwandelnd. Und er, der allein vermocht hätte, durch seines Geistes Festigkeit, durch sein mimisches Proteustalent, dem Unfuge zu steuern, und das Rechte und Wahre empor zu halten, pflegte auf seinem Landsitze der philosophischen Ruhe, des Modegewordnen Schatten- und Marionettengetriebes nur spottend, und zuletzt des gan-

zen Theaters so satt, daß er nicht einmal mehr davon sprechen mochte.

Erst nach einem Verlaufe von zehn Jahren richtete er seine Augen wieder auf die von ihm ehemals so gehegte und gepflegte Kunst. Aber verloren gegangen war die, für die er einst so lebendig, so kräftig gewirkt hatte. Bilder aus einem optischen Gukkasten galten für dramatische Scenen, gaukelnde, farb- und wesenlose Phantasmata für mimische Darstellungen. Da beschloß er den entschlummerten Genius wieder zu wecken, das Spiel- und Formwesen wieder in Geist, das optische Blendwerk wieder in wirkliches Seyn zu verwandeln. Aber der lange Zeitraum seiner gänzlichen Scheidung aus der alten Sphäre, und ein Geschäftskreis, in dem nur seine Vernunft und nicht seine dichtende Kraft thätig gewesen war, hatten seine Phantasie abgekühlt, ihn zum bloßen Verstandesmenschen gemacht. Nur ist die Kunst ohne Phantasie todt, und es gieng ihm, wie alten, ihre Werke verbessernden Dichtern, der kühle Geist der bloßen Korrektheit raubt ihren verbesserten Werken alle Wärme, alle Fülle, alles Leben. So war auch Schröders poetischer Sinn untergegangen. Daher die fixe Idee in ihm, das Theater zu einer Sittenschule zu gestalten, was sie allerdings seyn soll, und im rechten Sinne des Wortes auch ist, aber so, wie er die Idee aufgefaßt hatte, nicht seyn kann, nicht seyn darf.

Wenn die Kunst des Theaters, ihrem innern Wesen nach, uns Bild des Lebens giebt, und den Bedingungen des Schönen gemäß, das ist, durch keinen Widerspruch, keinen widrigen Eindruck gestörtes Wohlgefallen erregend, so wird, was sie giebt, dadurch von selbst ein sittliches, unterrichtendes, belehrendes Dichterwerk, ohne uns durch Vorleuchtung eines solchen Zweckes unsern reinen, blos mit dem Vergnügen selbst sich gnügenden Genuß zu stören. Das wahre Schöne wirkt immer, uns veredelnd, auf uns ein, und was ist die Veredlung unsers Selbstes denn anders, als Sittlichkeit? In dem rein Schönen wohnt also, ihm eigenthümlich, Belehrung, und die theatralische Kunst darf sie nicht erst bezwecken. Stellt sie das ächte Schöne, oder, was einerlei ist, das Reinmenschliche dar, so unterrichtet sie,

ohne sichtbare Tendenz dazu, und erfüllt das horazische delectare et prodesse blos durch den Charakter, der ihre Darstellungen bezeichnet. Nicht also die Idee durch die Wiederherstellung der reinen, ächten Kunst, wie sie oben angedeutet ward, die Bühne zum Tempel des Sittlichschönen zu weihen, sondern die unkünstlerische Auffassung und Ausbildung derselben war Schröders Fehler. Er verprosaisirte dadurch den dramatischen Dichter zum Professor der Moral, und das Theater zum Katheder, von dem die Sittenlehre förmlich docirt wurde. Dadurch stellte er, so zu sagen, die reine Dramatik auf den Kopf, und brachte sie um ihr geistigstes Wesen, die Poesie; sein dichterisch-künstlerischer Geist war von ihm gewichen, und jemehr er sich blos anraisonnirt hatte, was er zugleich poetisch in sich hätte ausbilden sollen, desto schneidender trat seine Tendenz hervor, und seinem Wiederherstellungs- und Besserungsplane geradezu in den Weg, und um so zerstörender, je hartnäckiger und gebietender er sie durchsetzen wollte.

Ueberhaupt muß keine Reformation mit Riesenschritten beginnen; den Vorurtheilen, die sie bekämpfen will, muß sie besonnen und ruhig entgegen treten; die Wahrheit dem Irrthume lichtvoll zur Seite gestellt, ihr Licht aber nicht aufgedrungen werden. Ohne Anmaßung, in stillgroßer Ruhe wirke sie, und sie wird durch sich selbst siegen. Die Nebel, die sie verhüllten, werden zerfließen, und ein schöner heller Tag aus ihnen hervorgehen.

Das vergaß der sonst so klar und scharfsehende Schröder in seinem ihn fortreißendem Reformationseifer, und, erbittert durch das Mißlingen seines Strebens, empört durch politische Mißhandlungen, widerte das ganze Unternehmen ihn bald an, gab er es, überdrüssig des Widerstandes von allen Seiten, unwillig und ärgerlich auf. Er handelte auch hier wieder zu rasch und zu leidenschaftlich, denn, trotz jenes Fehlgriffs, war die wieder von ihm übernommene Bühne eine wahrhaft wiedergeborne, neu und schöner gestaltete Schöpfung geworden. Ein Geist der Ordnung, der Würde, der Wahrheit, der Lebendigkeit beseelte sie, die an die goldene Zeit

seiner frühern Kunstleitung erinnerte, und zog selbst seine Widersacher unwiderstehlich an. Sie selbst gestanden, etwas Höheres, Besseres und Gediegeneres, als bisher, gienge von ihr aus; und hätte die französische Machthaberei, die damals alles Schöne, Gute und Wahre zerdrückte, ihre tolle Censur, ihr politischer Geisteszwang seinen gerechten Stolz nicht so peinlich verwundet, seine Künstlerempfindlichkeit nicht so tief gekränkt, hätt' er Zeit und Raum gewonnen, seine Ansicht von der Bühne, als Sittenschule, zu berichtigen, sie sich reiner, künstlerischer anzugewinnen, wie viel Gutes und Herrliches würd' er neu begründet, wie gewiß und sicher die schnellere Rückkehr des Einen, was dem deutschen Theater, wenn es jemals ein Nationaltheater werden soll, noth ist, bewirkt haben! Aber zu vielfach vom Zeitdrucke und andern seinen Unwillen regenden Hindernissen bestürmt und gedrängt, sank sein Muth, und verloren gieng seine aufgebotene Kraft, vergebens waren alle Anstrengungen der darauf verwandten Zeit, alle Opfer seines Geldes- und Vermögensaufwandes.

Ganz vergebens! Denn unwiederbringlich verloren ging mit ihm nun, was nur er wieder wecken, zurückgewinnen, wieder gelten machen konnte: der reine Kunstgeist, der reine Kunstsinn. Ausgegangen waren beide von Eckhof, Oberpriester in Melpomenens und Thalieens Tempel zur Zeit der ersten goldenen Zeit der deutschen Schauspielkunst. Von diesem Meister der Kunst der Deklamation lernten unsere Schauspieler zuerst, wie Menschen sprechen, wie Menschen sich gebehrden; Menschen darstellen, Menschenherzen bewegen, ergreifen und erschüttern. Von ihm lernten die Zuschauer den Künstler vom Gaukler, Darstellung von bloßer Komödianterei unterscheiden. In selbst eigner Kraft gieng Schröder neben ihm seine Bahn, bald schritt er groß und genial ihm voraus in der noch tiefern Tiefe der Kunst, in der Proteusähnlichen Vielseitigkeit des Talentes, in der noch höhern Verlebendigung der Menschennatur. In ihm schloß sich das Allerheiligste der Kunst auf, durch ihn ward sie begründet, vollendet. Man darf es kühn und unumstößlich behaupten: Schröder war, als mimischer Künstler, für Deutschland, was Shakespeare, als

dramatischer Dichter, für England war, der Heros seiner Bühne; derselbe Riesengeist in den mannigfaltigsten Gestaltungen, dasselbe urkräftige Genie, das vom Lear bis zum Fallstaf, vom Könige bis zum Bettler, im Kothurn, wie im Sokkus, jede Menschennatur, wie aus dem Spiegel gestohlen, vor die Phantasie, die Augen, die Ohren der Zuschauer hinzauberte; das Bild zum Leben schuf, die Welt der Dichtung, wie vorgehend, sich ereignend, hervorrief; mit nie versiegender Schöpferkraft die Helden der fernsten Vorzeit aus ihren Gräbern hervorsteigen hieß, den Geist, den Charakter, die Sitten der weit entlegensten Völker vergegenwärtigte; die geheimsten Geheimnisse des innersten Menschen aufschloß, und das verborgenste Blatt im Buche der Leidenschaften aufschlug; den verstecktesten Thorheiten das „γνωϑι σεαυτον!" zurief. Wie diesen, als dramatischer Dichter, regte ihn, als mimischer Darsteller, eine Magie der Phantasie, die ihn in alles verwandelte, was ihm die Welt gebot, in der er auf dem bretternen Gerüste erschien. Und wo blieb das Brettgerüste, wenn er auftrat? Es verschwand. Die Welt, das Leben umgab die vor ihm Versammelten, der darstellende Künstler gieng unter vor uns, der Mensch, der Held, dessen Namen er trug, stand vor unsern gefesselten Augen. Da sahen wir nicht Schröder, der uns eine Rolle meisterhaft vorspielte; seinem Selbste, seinem Ich entrückt war er nur Lear, Philipp, Harpagon, Fallstaf, ganz allein der Mensch der sich vor uns entwickelnden Scene.

So außerordentlich in unsern Tagen, wo von einer solchen Darstellungskunst kaum noch eine Spur vorhanden ist, dieses Zeugniß scheinen mag, ich berufe mich auf aller Kenner und Nichtkenner, auf aller Kunstverständigen und aller Kunstliebhaber Entscheidung, die ihn zu Hamburg, Berlin, München, Manheim und Wien in dieser Zeit der Kunstglorie sahen, ob ich hier mehr, als die Wahrheit bezeugt habe? Wer von ihnen sahe nicht, in so verschiedenen und entgegengesetzten Gestaltungen er ihn auch erblickte, immer einen andern, einen, wenn ich so sagen darf, neuen Menschen; wann sprach, handelte, gebehrdete sich Schröder in diesen seinen Schöpfungen, auch nur in dem aller-

fernsten Sinne des Wortes, als Schröder? wer sahe und hörte da etwas anders, als den Charakter, den er zu veranschaulichen hatte?

Herrliche Schöpfungen, nach einem Zeitraume von dreißig Jahren steht ihr, wie gegenwärtig, vor meinem Geiste, meiner Phantasie, und unvertilgbar lebt der köstliche Genuß, den ihr mir gewährtet, in mir fort. Gehet denn auch jetzt vor mir vorüber, ihr genialen Erscheinungen, erneuert das Gedächtniß davon denen, die euch sahen, und sagt denen, die diese Götterstunden des Kunstgenusses nicht erlebten, wie eitel Schatten- und Schaumwesen das ist, was ihnen größtentheils jetzt für Kunst verkauft, als Kunst gepriesen und verherrlicht wird. Und doch kann und darf ich hier nur Umrisse, Andeutungen geben.

Trete denn zuerst Lear aus der Kunstglorie goldner Vergangenheit hervor, dieser Kampf zweier Riesengeister um die Palme lebendiger Menschendarstellung! Unerreichlich schuf der Britte, und unerreichlich schuf sein deutscher Darsteller ihm nach; in allen Theilen vollendet gieng des Dichters Werk hervor, und eben so vollendet bildete es der mimische Künstler ihm nach. In seiner ganzen Kraft ruhte des Unsterblichen Geist auf ihm, als er, der erste unter Deutschlands Schauspielern, von dieser hohen Schöpfung entflammt, um den Triumph rang, seinem Volke eine Zauberwelt der mimischen Kunst aufzuschließen, von der es bis dahin noch keine Ahnung hatte. Da stand er, König vom Scheidel bis zur Ferse, von seiner ersten Erscheinung an bis zum letzten Momente seines mit Jammer belasteten Lebens. Ein kräftiger, rüstiger, königlicher Greis trat er, umgeben von seinen Rittern, in der ersten Scene auf. Nicht aus Altersschwäche hatte er seine Krone, seine Königreiche weggegeben, sein Leben gemächlicher zu genießen, entsagte er den Sorgen der Regierung. Aber nur das Königthum legte er in die Hände der Töchter, nicht den Königssinn, nicht die Majestät des Herrschers. Noch sprach seine ganze Haltung, jedes geflügelte Wort den König aus. Herrschte er nicht mehr über sein Volk, die Herrschaft über

seine nächsten Umgebungen hatte er sich vorbehalten. Auch die durch ihn gekrönten Töchter sollten noch den königlichen Vater in ihm anerkennen, dem Schimmer der Majestät an ihm huldigen. Dies seine Forderungen, und diese Forderungen, als ein ihm gebliebenes Königsrecht achtend, schien ihm auch die kleinste Verletzung desselben Majestätshochverrath. Daher seine glühenden Aufwallungen, als ihm die ersten Vorboten seines gesunkenen Königsansehns entgegen traten; die reißenden, stürmenden Aeußerungen seines aufgeregten Geistes, als diese Widersetzlichkeit in Worten, die Wetterschläge seines Zornes, als sie sich in Thaten aussprach. Ein Flammen wirbelnder, Feuermassen schleudernder Vulkan stand er vor der frechen Gonneril, und seine Flüche brausten, ein Wogenempörtes Meer, über sie her. Welche Scene, als er in die furchtbare Apostrophe an die Natur ausbrach:

„Hör', o Natur, hör', theure Gottheit, hör'!"

Welch' ein Gemälde des außer sich gesetzten, aus den Gränzen der Vaternatur hinausgerückten Geistes! Gluthroth die Farbe seines Antlitzes, Blitze seine Augen, fieberisch zuckend jede Muskel, die Lippen krampfhaft zitternd; Töne des Donners seine Worte, seine Hände empor gestreckt, als wollten sie die Erfüllung seines Fluches von dem Himmel herniederreißen; die ganze Haltung seines Körpers, der Abdruck seines gespannten Seelenzustandes! Und dann die im gewaltsamen Affekt endlich brechende Stimme in den Worten:

Kehr' in Verachtung und in Hohngelächter
Der Mutter Schmerz und Liebe, daß sie fühle,
Wie schärfer noch, als Schlangenbiß, es sey
Ein undankbares Kind zu haben!

In das Innerste jedes Herzens drang sie, und sein Enteilen aus Gonnerils Nähe, wie das Scheiden eines Verderben dräuenden Todesengels, ergriff es den lauschenden Zuschauer.

Dann das Gemälde der von dem gewaltsamen Sturme erschöpften Natur, des gedämpften, in stille Resignation übergegangenen Zornes; der durch die Hoffnung eines bessern Empfanges bei Regan weichern Stimmung; des nach und nach wieder auflodernden Zorns

in den Ahnungen einer neuen Täuschung; des rührenden Kampfs gegen diese Ahnungen, als etwas unmögliches; der gewaltsamen Unterdrückung dieses immer mehr Wahrheit werdenden Vorgefühls, der sanften Mahnung des zerrissenen Vaterherzens, Regan gegenüber, niederringend sein wiederkehrendes Emporschwellen, bis bei Gonnerils Ankunft er es nicht mehr vermag, und der erniedrigte König, der gemißhandelte Vater, wieder in Zorn aufflammend, dräuend und furchtbar da stand. Welch' eine Wahrheit bis auf ihre kleinsten, feinsten Schattirungen! Da stand er, ein donnernder Jupiter, sein königliches Haupt hoch empor gerichtet, seinen Arm, Blitze schleudernd, aufgehoben! Aber, erliegend dem Schmerze des Undanks, strömten die flammenden Augen in Thränen über, und sein Herz zerfloß in Wehmuth; die Hände bittend gegen Gonneril und Regan aufgehoben, bat er sich wehrend gegen das ihn übermannende Wehgefühl:

O laßt nicht Weiberthränen, Wassertropfen,
Beflecken, Töchter, meine Männerwangen!

Und, zürnend diesen unmännlichen Thränen, erglühten seine Wangen wieder, stürmten seine Lippen wieder die ganze Fülle seines empörten Geistes aus, furchtbare Rache gelobend. Aber auch jetzt erlag das bedrängte, gequälte Herz wieder, und, indem er schwur nicht zu weinen, und eher sein Herz in Stücken brechen zu lassen, brach es und seine Stimme erstickte in Thränen.

Mit immer gesteigerter, immer höher fortschreitender, immer tiefer ergreifender Kraft gab er die Schauer- und Wehmuthsscenen der furchtbaren, schrecklichen Nacht, in die kindlicher Undank ihn hinausstieß. Mit entblößtem Haupte, den tobenden Elementen Preis gegeben, bot er den sengenden Blitzen, dem rollenden Donner, dem niederströmenden Regen seinen greisen Scheitel entgegen, auch hier noch König. Nicht der zürnende Himmel erschütterte ihn, mit der Würde der Majestät hielt er seine Wuth aus, ungebeugt, mit ehernem Nacken. Aber der Schlangenbiß des kindlichen Undankes zerriß sein Herz, nur dies Gefühl gab seinen Tönen den Laut des Schmerzes, des schneidendsten Wehes tief ergreifenden Ausdruck. In seines Narren und eines wahnsinnigen Bettlers Gesell-

schaft eben so sehr ein Gegenstand unsres Mitleids, als unsrer Bewunderung, schuf er uns zu Zeugen der wechselnden Ebb' und Fluth seines physischen Selbstes; — sprach er in allen Tönen der Natur den ihn regenden Geist seines innern Menschen aus, und mit einer Wahrheit, die in das Werk unseres Innern drang, entfaltete er vor uns den ihn ergreifenden Wahnsinn in allen seinen psychologischen Abstufungen; unser ganzes Gemüth aufregend, aber nirgend es empörend. Gebehrde, Blick und Ton trugen den Charakter der Geistesverirrung, aber keine Spur von Verzerrung, von gemeiner, ekler Verrückung; immer ein wahnsinniger König, ein zertrümmertes Meisterwerk der Natur.

Der höchste Triumph dieses mimischen Meisterwerks aber war Lear's Erwachen aus dem dumpfen Schlafe des Wahnsinnes in Kordelia's liebender Nähe, und die ihm folgende Scenenreihe. In einem Lehnstuhle schlummernd, von einem reichen Schlafgewande umflossen, vor ihm die knieende Kordelia, ihm zur Seite der Arzt und Kent, lag er da. Das leichenblasse, in allen seinen Zügen abgespannte Gesicht, die tiefgeschlossenen Augen, die leisen Odemzüge des leicht geöffneten Mundes, die schlaff niedergesunkenen Hände, gaben die lebendigste Veranschaulichung seiner innern und äußern Natur in dieser Gemüths- und Seelenlage. Bald verkündete ein höheres Aufathmen sein Erwachen. Matt erhob er die geöffneten Augen, und mit halb erloschner Sehkraft richtete er sie auf die ihn Umstehenden. Kordelia redet ihn an, und nun verweilt sein noch immer irrer Blick auf ihr. Eine dunkle Erinnerung an sein verstoßenes Kind durchfliegt ihn, und in dem Wahne, man hab' ihm seine Grab' entnommen, ist sie ihm eine Abgeschiedne, ein sel'ger Geist. Länger hängt sein Auge an der holden Gestalt und heller, lebendiger tritt sie vor seine Erinnerung. Aber noch ist sein Geist befangen, ein Wahnbild scheint ihm, was er sieht; zweifelnd schüttelt er das Haupt, und, indem er weiter um sich blickt, und sich überall von fremden Gegenständen umringt sieht, glaubt er sich ganz täuschenden Blendwerken hingegeben, ja, sich selbst fremd geworden, zweifelt er sogar an seiner eigenen Persönlichkeit. Das verkündet sein prüfender Blick, die rührende Wehmuth, die aus allen Zügen seines Gesichtes spricht, der

elegische Laut seiner Stimme. Und, als nun Kordelia's Bild immer lebendiger, immer überzeugender Wahrheit, Wirklichkeit vor ihm wird, als er in den Tönen der kindlichen Liebe immer sprechender, eindringender, ergreifender die alten, einst so geliebten Klänge wieder vernimmt: da wird sein irres Auge heller, da streckt er die für Freude zitternden Arme aus, und die Umstehenden freudig wehmüthig anblickend, ruft er mit schmelzender, in Thränen erlöschender Stimme:

„— — — — O lacht mich nicht aus!
„So wahr ich bin, es dünkt mich, diese Lady
„Hier sey mein Kind — Kordelia!"

Und, sie nun ganz erkennend, umfassen sie seine Arme, und seine Seele fliegt in ihren kindlichen Küssen in ihre Seele über.

Dann die Scene, wo er mit Kordelia's Leiche auftrat. Welche Töne erschütternden Schmerzes, welche Laute des schneidendsten Herzenswehes! Das Weh' einer ganzen Erde schien in ihm zusammen gepreßt! Und, wenn er ihr den Spiegel vorhielt, ängstlich auf den Hauch harrend, der das Glas trüben sollte; auf einen einzigen Laut, nur auf ein leises Wispern ihrer sanften Stimme lauschend! Dann die schreckliche Gewißheit, ihr Leben sey entflohn, ihm ward, sein Herz zusammen preßte, seine Brust engte, den Schlag seiner Pulse hemmte, und mählich des Todes Farbe sein eigenes Gesicht überzog; sein Leben nur noch in leisen Athemzügen an seinen Lippen hieng, und sein ersterbendes Auge, nur immer auf die Verblichene gerichtet, endlich brach, sein gequälter Geist auf ihren Lippen entschwebte! wem kam da auch nur die kleinste Erinnerung, an Dichtung, an Bühne, an mimische Kunst? Die Wirklichkeit war da, alles gieng vor, der unglückliche Lear entlockte uns Thränen und Mitgefühl.

Gegenüber diesem mimischen Meisterwerke steh' ein anderes, eben so vollendet in allen seinen Theilen, die Darstellung Philipp's im Don Karlos. Wie Shakespeare's hohes Königsbild durch dieses Gewaltigen Zauberstab zum Leben verkörpert vor den Zuschauern vorüber gieng, so auch durch dieselbe Kraft Schillers

große Schöpfung. Ich versuch' es, veranschaulichende Andeutungen davon zu geben.

Schröders Namen hatten wir auf dem Komödienzettel gelesen. Aber wo blieb dieser Name, als er nun, umgeben von seinem Gefolge, in dem Lustgarten von Aranjuez, die Königin aufsuchend, erschien. „Philipp!" rief es im Innern der ergriffenen Zuschauer. So sah' er aus, so trug er sich, so lebt' und leibt' er! Noch, eh' er sprach, erkannte jeder den Gebieter über sechs Königreiche, den spanischen Herrscher, in der ganzen Glorie der Grandezza seiner Nation, aber edel gehalten, ohne Repräsentation. Da stand der fürchterliche Mensch, der, sich von allen Banden der Menschheit lossagend, verschlossen allen Gefühlen mit ihm verwandter Wesen, nichts, als König, und alle Theilnahme und Anhänglichkeit von sich weisend, auf Europa's mächtigstem Throne allein war; sein Gesicht kalt, wie Mamor. Nur der Stolz des Uebermächtigen, lauernder Argwohn, starre Verschlossenheit sprachen aus ihm. Furchtbar war der spähende Blick, mit dem er die gewöhnten höfischen Umgebungen der Königin suchte und nicht fand, schneidend der Blick, den er auf sie selbst warf, und bitter kalt der Ton der Stimme, wenn er fragte:

So ganz allein, Madam?
Wie geht das zu? wo blieben ihre Damen?

Und diese Kälte immerfort, selbst, wenn sie zum Spotte ward, sich in den Strafurtheilen über die Fürstin Mandekar aussprach, dieselbe starre, unbewegliche. Nur, als die Königin mit dem Stolze der Französin und der Tochter Heinrichs seiner herzlosen Majestätshoheit, und die Würde ihrer Tugend seinem kleinlichen Mißtrauen entgegen tritt, erhielt das Marmorgesicht den fernen Ausdruck von Betroffenheit, den leisen Aufflug von Beschämung. Aber bis zum Errötchen kam es nicht. Wie könnt' es einer Königsnatur, wie die seine, ziemen, sich zu schämen? Zurück drängte er die Anwandlung von Menschenähnlichkeit, strebte, sich wieder zu versteinen. Aber ganz gelang es ihm nicht. Wider Willen sah' er sich gezwungen, die Tugend anzuerkennen, gegen die reine Seele, ihm gegenüber, sich zu rechtfertigen. Sanftere, in das

Gebiet des Menschengefühls hinüberstreifende Töne drang sie ihm ab, schlug aus der ehernen Brust einzele Klänge der Menschennatur hervor.

Aber wieder umkrallte Sauls böser Geist, der Schreckensdämon des Argwohns, sein Herz mit eisigen Armen. Unter den Großen seines Reiches fehlte der Infant, und lauernd zog er die Augen zusammen, halb auf Elisabeth, halb auf seine Granden gerichtet; sichtbar in dem aufflammenden Auge, hörbar in dem gehobenen Tone seiner Stimme, verkündigte sich der ihn treibende nächtliche Geist; brach hervor in dem Befehle, der den gefürchteten Thronerben unter des Würgengels, Alba's, Obhut stellte; sprudelte aus in dem grimmigen Ketzerhasse, der sein ganzes Wesen in Aufruhr setzte. Nicht religiöser Fanatismus bezeichnete diesen Haß; der lichtscheue Geist tyrannischer Willkühr, der Furcht vor den Fortschritten einer Lehre, die die Geister frei macht, den Fesseln des Glaubens- und Gewissenszwangs entgegen strebt, der Unterjochung Eisenzepter zu zerbrechen dräut. Von diesem politisch fanatischen Eifer aufgeregt stand Philipp vor uns da; in dieses Hasses Geiste kündigte er das Blutgericht über die Glaubensabtrünnigen in seiner Hauptstadt an, zwang er die weiche Elisabeth, Zeugin desselben zu seyn.

So sprach sich Geist und Charakter der Schillerschen Dichtung in des mimischen Künstlers Darstellung schon in Philipps erster Erscheinung wahr und ergreifend aus; so schritt der geniale Darsteller in der Veranschaulichung der Schillerschen Schöpfung immer bezeichnender, kräftiger, lebendiger fort. In allen ihren Abstufungen sahn wir die Leidenschaften der Furcht, des Mißtrauens, des Menschenhasses, die diesen Philipp foltern, sich vor uns enthüllen; bis in seinem innersten Schlupfwinkel erblickten wir den Zögling des Großinquisitors vor uns aufgeschlossen, der, die Menschen nur als „Zahlen" achtend, und in seinen nächsten Umgebungen sie auch so erkennend, in ewigem Kampfe mit sich und jedem Aufruhr der bessern, als der ihm anerzognen Natur, sich selbst auf die Folterbank schmiedet, und sein eigener Tyrann ist.

Der in dem Despoten nie schlummernde Wurm des Argwohns kroch aus seinem Herzen in sein sonst steinstarres Gesicht, und versichtbarte sich, wo er auch war, zu wem er auch sprach, unvertilgbar in seinen Augen, seiner Gebehrde. In der Scene mit dem Infanten. (Akt 2. Sc. 1.) hüllte er sich in kalte Ruhe, aber scharf spähend. Nur unwillkührlich blitzt' er hier und da, sich verrathend, auf, und ergriffen von der Wahrheit des Gefühls, mit dem der kühne Jüngling ihm gegenüber den schwerbeladenen Busen entlastet, der Wahrheit des Gemäldes, das er, die Alba und Domingo nach dem Leben schildernd, vor ihm aufstellte, ward der lauernde Blick auf einige Sekunden milder. Aber des Sohnes stürmende Bitte um den Heerszug nach Flandern umdüsterte ihn auf's neue; die leisen Aufwallungen des Vatergefühles giengen wieder in tödtendes Mißtrauen über; kalt und verschlossen versagt' er ihm seiner Bitte Erfüllung, kalt und verschlossen gebot er ihm Schweigen und Entfernung.

Ergriffen indeß von des Jünglings Freimuth, seinem treffenden Blicke in das Innere des Alba und Domingo, würkte, was er vernahm, tief in ihm nach, und, in düsterm Nachdenken verloren, stand er sinnig da. Der eintretende Alba weckte ihn aus diesem finstern Brüten und in sprechenden Zügen ward offenbar, was so eben seine bewegte Seele geregt hatte. Schroff, kalt und heroisch war gegen den Nahenden sein Betragen. Tief und eindringend fuhr über des Erstaunten sich entfärbendes Antlitz sein Blick hin, und stolz gebietend verwies er ihn zu blinder Unterwerfung, zum schweigenden Gehorsam gegen den Befehl, sich vor seiner Abreise bei dem Infanten zu beurlauben.

Von einer neuen Furie qualvoll umhergetrieben erblicken wir ihn (Akt 3. Sc. 1.) in seinem Schlafgemache. Laßt uns auch dahin ihm folgen! Da steht er. Dem Scorpion, Argwohn, hat sich die Schlange, Eifersucht, zugesellt. Beide haben sich an sein Herz gehängt, und den immer spärlichen Schlaf diesmal ganz von seinen Augen verscheucht. Mit entblößtem Haupte, den Mantel abgeworfen, bleicher, als je, erwacht; wachend von Fieberträumen bewegt, starrt er vor sich hin. Und nun, welch' eine aus allen Tiefen der Seele und des

Herzens aufgegriffene Verlebendigung des innern und äußern Philipps durch die ganze Reihe hier einander folgender Scenen!

Zweifel an Elisabeths Tugend, Verdacht einer blutschänderischen Liebe, das sind die Nachtgespenster seiner fieberischen Träume. Wie vor sich selber erschreckend, fährt er aus ihnen empor. Furchtbarer Gemüthszustand dieses über alles, was Mensch ist, sich erhaben glaubenden Blutherrschers! Schauderhaft an seine Sterblichkeit erinnert erblicken wir ihn hier, und blicken tief in das verschlossene Geheimniß seines geistigen Ichs. Diese zusammen gezogenen Augenbraunen, diese düster glimmenden Blicke, diese starre Haltung des ganzen Körpers, als er sich — die knieenden Edelknaben schlummern zu seinen Füßen — allein wachend in dem ihn umgebenden Dämmerlichte der halbabgebrannten Kerzen erblickte, wie lebendig veranschaulichen sie, was in ihm brütet, gährt und kocht; wie schrecklich wahr den in den verwundbarsten Theilen seines Herrscher-Ichs getroffenen Despoten! Seht ihn, als auf den Klang seiner Glocke Lerma hereinstürzt, seht und hört ihn! Seht seine ermüdeten und doch brennenden Augen, unstät umirrend, und dann prüfend auf dem Eintretenden weilend! Hört die gepreßten, dumpfen Töne seiner Stimme, in steigendem Affekte lauter und lauter sein tiefstes Inneres aufschließend! Sehet den Dämon des Argwohns, wie eine glühende Wetterwolke, selbst auf Lerma herabblitzen, als dieser mit überströmender Wärme Elisabeths Tugendglorie in Schutz nimmt, hört dieses Dämons mächtige Einwirkung in dem schneidenden Accente, mit dem er Lerma sich zu entfernen, und ihm, Alba zu rufen gebietet!

Dann, als dieser nun erscheint, und immer tiefer, immer nagender die Schlange, Zweifel, in sein Herz wirft, seht seine Erschütterung, den Sturm seiner hin- und hergeworfenen Seele! Nur, als Alba, von Rachgier blind fortgerissen, seines Herzens Tücke verräth, ergreift ihn die Ahnung von Plan und Absicht, und mit schneidendem Blicke den Ankläger durchbohrend, sieht er in ihm nur den Verläumder. Verächtlich wendet er sich von ihm ab und mit starrer Majestätswürde erklärt er ihm, er be-

dürfe seiner nicht mehr und winkt ihn fort aus seiner Nähe.

Ein Marterbild der hundertfältig auf ihn losstürmenden Zweifel, starrt er eine Pause lang vor sich hin. Dann, den dagegen ankämpfenden Königsstolz mit aller Kraft seines Geistes zusammenraffend, geht er, um Fassung ringend, einigemal auf und ab, als Domingo eintritt. Giftiger, tückischer noch, als Alba, spricht dieser das Ungeheure aus, was der immer furchtbarer Bedrängte, nur zu denken, schaudert. In einzelen Tropfen träufelt er dem Forschenden das tödtliche Gift zu und in langsamen Qualen schlürft es der Betrogene ein. Empört, entrüstet von des Anklägers Frechheit, starrt er ihn an und doch mit einer Hast, weiter zu hören, gewisser zu werden, daß jede Muskel des Gesichts zur Frage wird. Jetzt spricht der freche Priester die schreckliche Lästerung des Ehebruchs der Königin aus. Das ist mehr, als sein aus allen Gränzen gedrängter Geist zu ertragen vermag. Erschüttert in allen Tiefen seiner Natur, zornglühend, erbleichend vor innerm Entsetzen, zieht er die Glocke, als sollte eine Welt aus dem Schlafe aufgerüttelt werden, und stürzt beinahe dem hereineilenden Alba entgegen, Schutz vor dem Teufel im Mönchsgewande bei ihm zu suchen. Aber ein spähender Blick auf jenen sagt ihm, in welchen Händen er auch hier ist! und schaudert vor ihm zurück. Von allen Seiten von Verrath und Verschwörung bedräut, fühlt er sich in seinem innersten Wesen empört. Menschenverachtung in ihrer erstarrendsten Kälte versichtbart sich in allen Zügen seines Gesichtes, und, wie vernichtend, sinkt sein Blick auf die Elenden vor ihm. Nichts helfen ihnen ihre Krümmungen und Windungen, sein Blick zermalmt den Priester, wie den Herzog. Eine auf kriechendes Würmergeschmeiß herabblickende Gottheit steht er vor ihnen und herrscht sie aus seiner Nähe fort.

Er ist nun allein und leichter fühlt sich sein belastetes Herz. Als ob er eine reinere Luft athme, hebt sich seine Brust. Der Sturm in seiner bewegten Seele hat sich gelegt, erkannt hat er das Gewebe von Lüge, Trug und Verläumdung in den Anklagen gegen die Tugend der Königin. Seine Zweifel sind, wenn schon nicht zur Ruhe

gewiesen, doch in Schatten gestellt, und ein Strahl von Glauben an Elisabeths Unschuld fällt in seine Seele. Das giebt ihm eine weichere, sanftere Stimmung. Die bessere Natur regt sich in ihm, der Mensch in ihm erwacht, das Bedürfniß, sich einem Menschen anzuschließen. Und, tief von diesem Bedürfniß ergriffen, in der Fülle des lebendigsten Gefühles ruft er!

Jetzt gieb mir einen Menschen, güt'ge Vorsicht,
Du hast mir viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menschen!

Tief aus seinem Herzen strömt dies Gebet. Der aufwärts gewandte Blick, der emporgehobene Arm, die religiöse Feierlichkeit in Gebehrd' und Haltung bezeichnen mit ergreifender Wahrheit, wie heiß und innig in ihm das ausgesprochene Bedürfniß glüht. Mit von Andacht begeistertem Gefühle bricht er in die Worte aus:

Gieb mir
Den seltnen Mann mit reinem off'nem Herzen,
Mit hellem Geist' und unbefang'nen Augen.
— — — — — —
Laß unter Tausenden,
Die um der Hoheit Sonnenscheibe flattern,
Den Einzigen mich finden!

Und, indem er diesen Einzigen unter den in seinem Taschenbuche aufgezeichneten Namen sucht, wird er selbst menschlicher, der ihm anerzogenen Natur fremder, und, auf den Namen, Posa, stoßend, diesen Namen in sein Gedächtniß zurückrufend, bei dieser Erinnerung verweilend, erheitert sich sein Gesicht. Der Stern der Hoffnung, in diesem Posa vielleicht zu finden, was er bedarf, dämmert vor ihm auf. Er will es mit ihm wagen, und ein ganz anderer Mensch, als wir ihn bis jetzt sahen, tritt er im Audienzsaale unter die Großen seines Reiches. Daher seine den ganzen Hof in Erstaunen setzende Huld und Milde, seine heroische Ergebung bei der Unglückskunde von dem Untergange seiner Armada, die stille Majestätswürde, die er enthüllt. Ein wahrer König erscheint er, und je mehr alle Erkundigungen, die er über Posa einzieht, seine Hoffnung beleben, je anziehender wird sein Betragen, je zauberischer wirkt es auf

alle, die in diesem Augenblicke um „die Sonnenscheibe seiner Hoheit flattern."

Der wunderbare Sonderling wird eingeführt, des stolzen Gebieters harrend, und, ein freier Mann in Wort und That, auf seine Erscheinung gefaßt. Unbemerkt von ihm tritt Philipp ein, den prüfenden Blick auf ihn geheftet. Scharf faßt ihn dieser Blick, aber, bald angezogen, verliert er seine Schärfe, wird zum Wohlgefallen. Einige Sekunden gehn vorüber, und langsam vorschreitend tritt der königliche Prüfer dem Harrenden näher, zwar mit der Würde des Herrschers, aber entäußert ihrer sonstigen Schroffheit und Kälte. Furchtlos und frei geht ihm dieser entgegen. Betroffen, überrascht steht jener, aber nicht beleidigt. Bescheiden und anspruchlos enthüllt sich diese Furchtlosigkeit, dieser Freisinn. Posa spricht offen, kühn, ohne Menschenscheu, mit der ganzen Hoheit des freien Weltbürgers. Philipp hängt mit Aug' und Ohr an ihm. Höchst überrascht und befremdet in einem solchen Tone mit sich reden zu hören, solche Gesinnungen und Grundsätze, ihm ins Gesicht gesagt, zu vernehmen, ruht sein Auge oft schärfer, eindringender auf dem Redenden, aber nie mißtrauend, nie argwöhnend; er fühlt sich ergriffen, mit fortgerissen von dem Feuer der Begeisterung, mit der er Menschenwürde und Menschenrechte vertheidigt. Selbst der leise, augenblickliche Verdacht: der begeisterte Weltbürger stimme diesen Ton vielleicht nur an, durch seine Neuheit zu überraschen, tritt von der Wahrheit des Charakters, der sich vor ihm entfaltet, besiegt, plötzlich zurück. Jedes Mißtrauen schwindet, erwärmt fühlt er sich, bis in sein Innerstes von ihm getroffen, und, was er noch keinem von allen, die seinen Thron umkriechen, schenkte, schenkt' er ihm, Vertrauen. Der alte Philipp ist in Haltung, Gebehrd' und Laut' verloren gegangen, ein edlerer, menschlicherer schließt sich vor uns auf. „Es giebt Menschen!" ruft ihm eine innere Ueberzeugung zu, und diese Ueberzeugung lesen wir auf seiner entwölkten Stirne, hören wir im Tone seiner Stimme. Gefangen genommen hat ihn der Mensch vor ihm; er kann nicht mehr von ihm los. Wie gefesselt empfindet er seine Augen an diese Gestalt, sein Herz an die Lebendigkeit ihres Wortes. Auge, Herz und Seele sind überwältigt und gleichsam ihm in die Hand gelobt er ihm, da er endlich einen Menschen

fand, selbst Mensch zu seyn, auch auf dem Throne Mensch. Zu ihm hingezogen, sucht er ihn auch an sich zu ziehen. Mit Gewalt fast fesselt er ihn an seine Person, vertraut ihm Gemahlin und Sohn, seinem Herzen alle Geheimnisse und Sorgen seines Hauses. Zum erstenmale in seinem Leben ist er nicht allein auf seinem Throne. Umarmen könnt' er diesen Menschen, ihn an sein erwärmtes Herz drücken; lästig drückt ihn der Königsrang, die Herrscherwürde, die es hindern, und — doch wie können Worte versinnlichen, was des Künstlers Zauber enthüllte; wie durchaus vollendet und eins in jedem Zuge auch hier Schillers Schöpfung sich vor uns auf und ab bewegte, das mußte man sehen, hören. Worte darüber sind nur Zeichen, nicht die Sache selbst.

Und nun noch zwei Momente dieses mimischen Meisterwerkes, den, wo die Königin, als Klägerin des durch ihre erbrochene Schatulle an ihr begangenen Raubes, vor Philipp erscheint, und den, wo Philipp nach Posa's Ermordung in Don Karlos Gefängniß tritt.

Erster Moment. Ach! welch ein Philipp, der sich jetzt uns darstellte, wie schneidend abstechend gegen den, den wir zuletzt sahen! Durch des Dominikaners, des Herzogs, des Eboli tückische Verschwörung der alten Furie des Argwohns wieder Preis gegeben, wie furchtbar erblickten wir ihn seiner Leidenschaften Raub. Der Menschheit wieder entschworen, von Zorn, Wuth und Rache umhergetrieben, nur ein herzloser Despot, wie alles Mitgefühl ertödtend, und doch wieder es weckend, stand er vor uns da! Ein gefolteteres, gequälteres, zerrissenercs Herz schlug nie in eines Königs Brust, als in dieser. Diese peinigende Verwirrung in Blick und Gebehrden, als Elisabeth jetzt, und so vor ihn trat; diese ihn marternde Betroffenheit, als sie ihre Anklage aussprach; dieser ihn ängstende Mangel an aller Fassung, als sie, vor ihm knieend, Gerechtigkeit foderte; diese unwillkührliche Beschämung, sich hier zum Richter und Rächer aufgefodert zu sehen: wer konnte davon Augenzeuge seyn, ohne den so gefolterten Despoten wenigstens augenblicklich zu bemitleiden? Und dann wieder dies entsetzliche Erstarren, diese Zornfunkelnde Blicke, als die Klagende dem an ihr begangenen Raube den

rechten Namen gab, ihre tiefe Empfindlichkeit darüber bezeugte, wen faßte es nicht mit Schauder? Und als sie nun gar den königlichen Gemahl, als Hehler dieses niedrigen Raubes, erkannte, in schmerzlicher Bitterkeit ausströmte: die dunkle Wolke auf seiner Stirne, die wildauflodernde Flamme seines Auges, das Zucken seines Mundes, wen erfüllte es nicht mit Furcht und Schrecken? Wer hörte den Laut des Hohns, sah' den in kalte Verachtung übergehenden Ingrimm, und bebte nicht? Endlich, als er, von der Würde, mit der die Reine den Blick zu ihm empor hob, mit der sie den ganzen edlen Stolz des Selbstbewußtseyns enthüllte, wie gelähmt, den unsichern Bick auf sie sinken ließ, davon ergriffen, aber doch nicht von seinen gräßlichen Zweifeln geheilt, den Aufruhr seiner Seele, seine Befürchtungen und Qualen in wilden Tönen, in gewaltsamen Gemüthsbewegungen zu erkennen gab: athemlos hieng jedes Schauers Blick an ihm! Wer sah' ihn, der in Ohnmacht sinkenden Königin zu Hülfe eilend, in seinem namenlosen Schrecken, bei dem Ausrufe der jungen Infantin: „Ach! meine Mutter blutet!“ bleich, entstellt über sie gebeugt, aller Besonnenheit und Fassung beraubt, des Gewissens furchtbare Rüge auf seinem Gesichte, und fühlte sich nicht in allen Tiefen seiner Seele bewegt und erschüttert? Wahrlich! eine Scene der Wahrheit, des Lebens aus dem innersten Leben der Menschennatur, wie ich sie, außer von diesem Darsteller, nie wieder sahe, wohl nie wieder sehen werde.

Zweiter Moment: Philipp nach Posa's Ermordung. Mehr noch, als in irgend einer seiner vorhergehenden Gemüths- und Seelenlagen, erscheint er hier in allen Tiefen seines Stolzes, seiner Herrscherwürde, sogar seines Menschengefühles gekränkt. Entwürdigt vor den Großen seines Reiches, vor sich selbst, um Vertrauen und Liebe getäuscht, und durch diese Täuschung, wie nie erschüttert, welch ein „ecce Homo-Bild“ stellt dieser Philipp uns dar. Nur einzele Pinselstriche! — Ermordet liegt Posa zu seinen Füßen, Karlos unendlicher Schmerz über diesen Leichnam durchschauert ihn mit Ahnungen, was der Ermordete dem so von seinem Verluste Ergriffenen gewesen. Seine

Ahnungen werden zur Wahrheit, er hört, wem dieser Posa lebte, für wen er starb, und welch ein Mensch ihm verloren gieng. „In den ersten Gefühlen — man erlaube mir mich selbst auszuschreiben — dieses unersetz-„lichen Verlustes vergißt er den Verrath des Ermorde-„ten an seinem Herzen, seinem Vertrauen und nur der „eine Gedanke, daß er nicht mehr ist, ergreift sein „verwaistes Herz. Der einzige Mensch, dem er sich „vertrauend aufschloß, den er achtete und liebte, der „seine erste Liebe, ihm theuer wie ein Sohn war, in „dem ihm ein schöner neuer Morgen aufgieng, ist ge-„storben, ohne Glauben an ihn, hat ihn verworfen für „einen andern. Aber eben dieser unbarmherzige Verrath „an seiner ersten Liebe, dieser heillose Betrug gegen sein „Herz, verwandelt auch bald seinen Schmerz in Bitter-„keit. Dieser Schwärmer, fühlt er, liebte nur die „Menschheit, nicht ihn, nicht Karlos; nur aus „Liebe für die Menschheit opfert er den alten Mann „dem Jünglinge. Des Vaters untergehende Sonne lohn-„te das neue Tagewerk nicht mehr, dem nahen Aufgan-„ge des Sohnes ward es aufgespart. Diese Betrach-„tung verkehrt auf einmal seine Liebe in Haß, seinen „Schmerz in Rache; seine alte Erbitterung gegen die „Menschen kehrt zurück. Die Menschheit, der der „Schwärmer ihn zum Opfer brachte, mag nun für ihn „büßen! Durch die bitterste aller Kränkungen empört, „werden nun seine Gedanken nur Blut und Verwüstung, „Vernichtung der schönen Träume von Menschenglück, „für die der Schwärmer starb. Wie ein Thor soll er „gestorben seyn, und mit ihm jede Hoffnung, die auf „seinen nahen Hintritt gegründet war. Noch lebt er, „sein Leben soll Tod werden für den Helden jener Hoff-„nungen. So entsteht der gräßliche Entschluß zu Kar-„los Ermordung in Philipps Seele aus hochempör-„ter Leidenschaft, aus tiefgereizter Bitterkeit des Her-„zens und wird zur That durch immer höhere Reizung „von innen und von außen."*)

Dies der Geist, der in dieser Scene über Phi-

*) Siehe die Rezension von Don Karlos in der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek, Band 83, 1stes Heft, Seite 90 und 91, zu deren Verfasser ich mich hiemit bekenne

lipp waltet, und dies der Geist, in dem der mimische Künstler diese Scene dem Dichter nachschuf, so Schiller und Schröder; zwei verwandte Geister, beide um das Höchste der Kunst ringend, und es erreichend; beide Darsteller, voll Kraft und Wahrheit, voll Geist und Leben.

Einem Künstler, so vertraut mit Shakespeare's und Schillers Genius, und in so entgegengesetzten Gestaltungen, welches Dichters Erzeugnisse hätten für ihn eine verschlossene Schrift bleiben können? Aus welchem Zeitalter, welchem Volke, welchem Gebiete der Leidenschaften genommen, von welchem Rang, und Stande auch die Menschen waren, die der dramatische Künstler ihm zuführte, allen gab er den Geist, den Charakter ihres Zeitalters, ihres Volkes, ihrer individuellen Natur. Er war Gustav Wasa und Zaar, Peter, der Große, Tankred und Herzog Albrecht, (1) Odoardo Galotti und der Patriarch in Diego und Leonora, (2) Otto von Wittelsbach und Kaspar der Thoringer, und mit welcher Intuitionskraft, wie tief aus dem Innersten der Natur geschöpft! Wer ihn, als Wittelsbacher, in der Scene sahe, wo er nach des Kaisers Ermordung, aus dem Zimmer stürzte, das Zeichen seiner Blutthat auf der Stirne, Leichenblässe über seinem ganzen Gesichte, alle Muskeln erschlafft, die Arme gelähmt herabhängend, die Kniee zusammen brechend; oder, als Thoringer, wenn er über seines Weibes Leichname, voll stiller, erhabner Resignation, sein Haupt beugte: wer hätte diese Darstellungen nicht für das höchste Tragische gehalten, das die mimische Kunst leisten konnte, wenn nicht Konstantina über den Brudermörder, Guido Gericht haltend, (3) der Gouverneur im Benjowsky, von dem Räuber seiner Tochter sein Kind zurückflehend, ihm nicht neue Wunder dieses unerschöpflichen Kunstgeistes aufgeschlossen hätte! Und, wie erweiterte sich diese Wunderwelt, wenn eben dieser Zauberer, als Fallstaf und Harpagon, als Schylok und Agapito, (4) als

---

(1) in dem Trauerspiele: Agnes Bernauerin.
(2) in Unzers Trauerspiele dieses Namens.
(3) in Julius Tarent.
(4) der taube Apotheker in Goldoni's verstellter Kranken.

Amtsrath Poll (5) und als Graf Klingsberg, als Doktor Bartholo und Junker Ackerland, (6) als Herr Rast und Hauptmann Walsing (7) als— doch wo soll ich aufhören? immer ein anderer Mensch, ohne alle Spur seiner Selbstheit, sich vor uns auf und ab bewegte! Aus diesem Felde seiner Kunstgenialität nur einige Fingerzeige in den Darstellungen des Fallstafs und des Harpagon.

Fallstaf, in der langen Galerie seiner Kunstspielcharaktere vielleicht Shakespeare's originalste Schöpfung, das reichste Kind seiner genialen Laune, das kräftigste Erzeugniß des brittischen Humors, mit allen seinen genialen Eigenthümlichkeiten der ganzen Fülle des brittischen Humors hieß ihn Schröder mimisch auf unserer Bühne seyn, sich sichtbar vor uns gestalten. Stehend, sitzend, sprechend, schweigend, verkündigte sie sich uns, von innen und außen Bild von seinem Bilde, Fleisch von seinem Fleische. Diesen Kopf, dieses Gesicht, diese ganze Gestaltung konnte nur er so haben. Glänzte dies Gesicht nicht vom Geiste seines Lieblingsgetränkes, des Kanariensektes? blickte nicht aus allen seinen Mienen der Mittagsschläfer mit aufgeknöpfter Weste hervor? Diese vollen, speckglatten Wangen, diese zwischen ihnen hervorquellenden kleinen Augen, voll Lebensbegehrlichkeit, Genußgier, derber Sinnlichkeit und sprühender Witzfunken, wem konnten sie gehören, als dem dicken Hans? Diese Anstrengung, mit welcher er den gewaltigen Schmeerbauch vor sich herträgt, dieses langsame Daherwatscheln, und doch bei aller Schwerfälligkeit seiner Fettmasse, diese leichte Beweglichkeit seines Hauptes, seines Mienenspieles; seine Diskantstimme, die Schnelligkeit seiner Zunge, das selbstgefällige Zuspitzen seines Mundes, wenn er seinen Witz floriren ließ: wahrer, lebendiger, veranschaulichender kann sich keine Natur aussprechen, als hier die Fallstafische sich unsern Augen, unsern Ohren, unserer Phantasie kund gab. Nur einige Scenen, als Erweis.

---

(5) im Lustspiele: das Blatt hat sich gewendet.
(6) im Lustspiele: die Nebenbuler.
(7) in den Lustspielen: die Eifersüchtigen und stille Wasser sind tief.

Zuerst der herrliche Auftritt zu Eastcharp in der Schenke zum wilden Schweinskopf, nach dem Raub- und Plünderungsabentheuer auf der Landstraße bei Gadshill, wo er den Verlust des ihm wieder abgenommenen, gestohlenen Gutes in Sekt vertrinkt, und gegen den Prinzen und Ponis sein Aufschneidetalent in seiner vollen Glorie enthüllt. Welch ein ergetzlicher Anblick! Ein wahrer Talgklumpen tritt er auf, die Augen, das ganze Gesicht — jedoch ohne Rausch — so weinselig: man glaubt noch die letzten Tropfen des eben genossenen Sektes an seinen Lippen hängen zu sehen; und doch sein erstes Wort der Name seines Leib- und Magentrunks! Und wie sprach er ihn aus? mit fast lallender Zunge, und Blick und Mund so lüstern, daß selbst den Zuschauer ein Trinkappetit anwandelte. Denn, als er das volle Glas an die lechzenden Lippen setzte, wie knipp er die kleinen trinklustigen Augen zusammen, wie sichtbar illuminirte der flüssige Geist sein Oberstübchen! Jetzt brach er los. Durch des Sektes Genuß begeistert, seine Phantasie in voller Arbeit, wie beredt jede Gesichtsmuskel, wie keck und zuversichtlich seine Invektiven gegen die Feigheit, das Ausposaunen seiner erlogenen Heldenthaten! Welche Behendigkeit seiner Zunge, welche Beweglichkeit seiner Gebehrden in der Darstellung seiner Bramarbassiade! Dreist, als erzählte er die erwiesensten Thatsachen, brachte ihn nichts außer Fassung, kein Einwurf, kein überweisender Widerspruch; auch nicht die kleinste Spur von Verlegenheit. Selbst ausgelacht, selbst mit einem ganzen Pfeilregen von Spott überströmt, dieselbe, unveränderliche Keckheit, derselbe freche, unverschämte Windbeutel, derselbe lächerliche Prahler, Aufschneider und Poltron, aber so ergetzlich, daß man nur über ihn zu lachen vermochte, mit einer Drolligkeit, die uns nicht dazu kommen ließ, ihn verächtlich zu finden.

Noch höher ergetzlich und hervorspringender noch charakteristisch erschien er in dem Witzspiele, wo er wechselweis den König und den Thronerben repräsentirt, den ersten, um dem Prinzen über seine Ausschweifungen den Text zu lesen, den letzten, um von diesem zu lernen, wie er eigentlich seine Rolle hätte spielen sollen! Der Gasthof zu Eastscharp, die

Schenkstube in ihm, und ein alter Lehnstuhl stellen den königlichen Pallast, den königlichen Audienzsaal, den königlichen Thron vor. Meister Wollsack, wahrhaft in seinen Sessel hineingesackt, saß da, ein wahrer Staatsaktionskönig, den Dolch, als Zepter, in der Rechten, steif empor gehalten, die Linke in die Seite gestemmt, (8) und mit dem ganzen Afterpathos der Staatsactionsdeklamation unseres Theaters in seiner Kindheit. (9) Dumpf, hohl, die Worte langsam heraushaspelnd, und vor lauter Betonung ohne allen Accent, (10) sprach er den tragischen Eingang seiner Rede; die kleinen Augen so kläglich zusammengeknippen, und mit so erztollen Grimassen, daß das ganze Königsspiel zur lustigsten Karrikatur wurde; (11) vollendet durch den plötzlichen Uebergang in das Lamentabile des Drame larmoyant im Laut und Tone der winselnden und pinselnden Prinzessinnen der allerneusten die alleräl-teste wieder aufwärnenden Schule; bis er endlich, seine Rolle vergessend, in den gemeinsten Ton des alltäglichen Konversationslebens fiel.

In der Prinzenrolle wieder, welch ein ganz entgegengesetztes, völlig umgekehrtes, durchaus neues Charaktergemälde! Der ungeheure, unbehülfliche Fleischberg, wie ihn Prinz Heinrich nennt, strengte sich an, den leichtgegliederten, leichtfüßigen jungen Spring ins Feld zu spielen; trippelte, bewegte den Kopf hin und her, zog den Mund zierlich zusammen, stieß ge-

(8) Die Schauspieler der neuesten Schule hätten hier ihre Art, die Majestät zu repräsentiren, in effigie sehen können

(9) Man sollte schwören, unsre neumodischen Theaterkönige hätten hier von ihm gelernt, so sehr ist ihre Deklamationsmanier Hall und Wiederhall der von ihm verspotteten.

(10) Wie die Zeiten sich ändern! Was damals, als tragisches Zerrbild gebürlich belacht wurde, gilt dem neuesten Geschmacke nicht selten für rein Tragisch; und, was man damals Grimassiren nannte, wie oft beklatschen es die Kunstkenner in unsern Tagen, als den Triumph der mimischen Darstellung. O tempora, o mores!

(11) Ganz so, wie die jetzigen tragischen Künstler, die, eben auf Stelzen hoch daherschreitend, Knall und Fall in den allerplattesten Laut des Stuben- und Schenkenumgangstons hinabplumpen und für diesen Seiltänzerpurzelbaum mit dem lautesten Beifallsgeschrei ihrer weisen Parterre belohnt werden.

flügelte Worte aus, Laut und Stimme seines Urbildes täuschend nachahmend; dabei zum Sterben in sich selbst und seine Persönlichkeit verliebt, mit ihr liebäugelnd, sich selbst anlächelnd. Es war ein herrliches Schauspiel.

Auf dem Schlachtfelde vollends, als Hauptmann zu Fuße, zum Kampfe gerüstet, wie ganz und gar, wie mit Leib und Seele Fallstaf, erschien er auch hier: der sprechendste Kommentar zu dem herrlichen Monologe über die Ehre, den ihm der Dichter in den Mund legt. Recht aus der Fülle seiner Lebensbehaglichkeit, seines festen Willens, Niemanden den Hals zu brechen, noch weniger sich ihn brechen zu lassen, gieng dieser Ehrenkatechismus hervor. Verbürgen konnte, wer ihn sahe, seine Sache sey es nicht, sich von der Ehre beseelen zu lassen, um vielleicht durch sie entseelt zu werden; oder für sie, die weder einen verlorenen Arm noch ein verlorenes Bein wieder anzusetzen vermochte, irgend eines seiner Glieder in die Schanze zu schlagen. Die eingefleischteste Anhänglichkeit an seine fette Existenz personifizirte sich in diesem Speck- und Wulstgesichte, und das selige Wohlbehagen, mit dem sein quecksilberner Witz in dieser Diskussion mit sich selbst von einer Frage zur andern übersprang, die immer wechselnde Tonart in dem „Nein" darauf, und das sie begleitende malerisch-bezeichnende Gebehrdenspiel machten diese Katechisation nicht nur zu einem höchsterfreulichen Augen- und Ohrenschmause, sie bezeichneten ihn auch psychologisch, und ließen uns ihn schon voraus auf dem Felde der Ehre, als den sehen, als den wir ihn nachher in dem Kampfe mit Douglas erblickten.

Traun! ein Kämpfer, des Sehens werth! Kaum vermögend, sich auf den Beinen zu erhalten, an jedem Gliede zitternd, die beiden Mundkiefer für Angst zusammenklappend; alterirt in seinem ganzen Wesen, handthirte er so vel quasi mit seinem Degen vor sich herum. Weit entfernt, seinem Gegner auf den Leib zu rücken, nur darauf bedacht, daß er nichts abbekommen, wackelte er nur rückwärts, und das nur wenige Schritte. Denn eh' man eine Hand umkehrt, stürzte er schon, wie von Douglas Schwertstreiche getroffen, zu Boden.

Welch' ein Fall! welches Hinplumpen eines Mehlsacks! Da lag er, man kann wohl sagen, alle Viere von sich streckend, starr und steif, todt, rein todt. So, als Douglas ihn verließ, so, als Prinz Heinrich nach dem Kampfe mit Percy ihn erblickte. Todt, wie man's nur seyn kann, die Augen fast zu, der Mund geschlossen, starr, kein Odemzug, keine Bewegung, eine Leiche, wie dem Tod aus den Armen genommen. Das Schlachtfeld ward eine Weile lang leer, das Kampfgetümmel schwieg; jetzt hob er leise die Augendecken, einen blinzelnden Späherblick wagend; öffnete mählich und mählich die Augen ganz, sahe sich allein, ohne Zeugen, richtete sich auf. Aber welche Arbeit, seinen Koloß von Körper aus eigener Kraft, ohne Hülfe, ohne Hebel, auf die Beine zu bringen! Ein versunknes Riesengrabmal schien sich empor zu winden, der homerische Mars, dessen Leib neun Morgen Landes im Fallen deckte, sich aufzurecken. Endlich stand er, sich verschnaufend, den lange in sich gepreßten Odem ausstoßend, und die neue frische Lebensluft um sich nicht einschlärfend, im vollen Sinne des Wortes, einschluckend. Welch' ein Bild der Lebensseligkeit! Wie ein Triumphsbogen stand es auf allen Zügen seines Gesichtes. Seine große Helden- und Lebensmaxime: „der bessere Theil der Tapferkeit „ist die Sicherheit, und vermittels dieses bessern Theils „hab' ich mein Leben gerettet;" umgab ihn, wie eine leuchtende Glorie. Aber plötzlich verdüsterte sie sich. Die Augen starrten, alle Züge des Triumphes erschlafften, wie von der Mundsperre befallen, standen Ober- und Unterkiefer offen; die ganze Fleischmasse schien zu erlahmen: Percy's vom Prinzen Heinrich erschlagener Leichnam lag vor ihm. Ob wirklich, ob nur zum Schein todt? das war die Frage. Bald vor- bald rückwärts schreitend, stand er, den Kopf nach ihm hingebeugt, mit verhaltenem Odem lauschend. Todt endlich die Antwort, ganz gewiß todt! Und auf einmal wieder der volle Lichtglanz der Lebenssicherheit auf seinem Gesichte, und mit ihm der Keck- und Frechheit Rückkehr, sich Heldenthaten anzulügen. Den Erschlagenen, wie wohl mit den possierlichsten Anstrengungen, auf seine Schultern ladend, keuchte er mit ihm fort, dem ihm begegnenden Prinzen sich, als Percy's Ueberwinder präsentirend, dreist und verwegen,

unverrückt Lüge mit Lüge wechselnd; nie in diesem seinem Lebenselemente aus der Fassung kommend; kurz, in jedem Momente seiner Erscheinung Fallstaf, nicht ein Haarbreit aus den Eigenthümlichkeiten seiner Natur und seines Charakters weichend.

Diesem behaglichen, fetten, lebensgenüßlichen Schlemmer und Wüstlinge nun gegenüber der unlustige, hagere, sich jeden Lebensgenuß abknappende Knauser und Geldwurm Harpagon, welch' ein schneidender Kontrast für den mimischen Darsteller! Es lohnt der Mühe auch von diesem Schröderschen Kunsttriumphe hier einige Andeutungen zu geben.

Moliere's Avare gehört zu den sogenannten Charakterstücken. Der Titel des Lustspiels ist zu einer Dramatis persona personifizirt, und diese Personifikation ist die Hauptfigur, um die sich alles dreht und bewegt. Sie allein steht bedeutend und bezeichnet da. Was ihr zur Seite sich regt, ist bloßes Figuranten- und Statistenwesen, nur da, sie herauszuheben, sie, so zu sagen, zur Schau auszustellen. Daher ward Harpagon nicht die Darstellung eines Geizigen, sondern das Zerrbild des Lasters, das er repräsentirt; zusammengesetzt aus allen nur denkbaren, es charakterisirenden Zügen. Die kräftigsten und treffendsten Pinselstriche hat Plautus dazu geliefert, doch sind auch Moliere's Zuthaten genial und bezeichnend. Für eine Komödie kann nun freilich dies Charaktergemälde nicht gelten, aber doch für ein Ergötzungsspiel in dramatischer Form. Soll es uns als etwas mehr gelten, so muß der mimische Künstler dazu thun; das heißt: er muß, so viel es sich thun läßt, die Karrikatur, Harpagon, zu einem Charakter machen; das Gemälde des Geizes in eine Darstellung des Geizigen umschaffen, ihn, als Geizigen aussehen, reden und handeln lassen. Er wird demnach durchaus vermeiden, das gegebene Zerrbild noch greller, schneidender auszumalen; am wenigsten wird er darauf ausgehn, seinen Harpagon recht con amore toll und possenhaft, und zu einem Ergötzungsspiele für die Galerie zu gestalten.

Auch ist der Geizige, an und für sich, mehr eine tragische, als eine komische Person. Er kann lächerliche Situationen veranlassen, in lächerliche Situationen versetzt werden, er selbst aber ist ein bejammernswerthes, von der traurigsten Geisteskrankheit befallenes Wesen, und kann, getrieben von der kleinlichsten und niedrigsten aller Leidenschaften, nie ein Gegenstand des Lachens werden, als in sofern seine persönliche Erbärmlichkeit lächerliche Momente hat, durch seine Umgebungen, durch Ereignisse in lächerliche Lagen geräth.

Kein denkender Künstler wird also den Harpagon burleskisiren, noch weniger den Geiz desselben zur Schau tragen, gleichsam mit den Fingern auf sich, als Geizigen, hindeuten. Gerade das will der Geizhals am wenigsten scheinen, er versteckt sich sogar gewissermaßen, als solchen, vor sich selbst, und macht sich seine Knickerei, als Sparsamkeit, sein Geldzusammenscharren, als Geldzusammenhalten weiß.

So dachte sich Schröder den Harpagon, und so stellt' er ihn von außen und innen dar. Hier sein Bild! Dürr, fleischarm, spärlich weißes Haar auf dem halb kahlen Scheitel; ein ausgefastetes, abkasteites Gesicht, ein abgemagertes, spitzhervorspringendes Kinn; der Hals dünn und knöchern, mit einer schmalen weißen Binde bedeckt. Der übrige Theil des Körpers ein mit Haut bedecktes Skelett. Wär' es seines Anzugs beraubt worden, der Tag würd' es durchschienen haben. Ein knapper, abgetragener, wollkahler, schwarzer Rock bekleidete ihn, so wie zu enge, auch zu kurz, besonders über den Armen; lange, den Füßen einer Gartenspinne ähnliche Finger sprangen an den fast entfleischten Händen hervor; schwache Beine trugen den Quasirumpf; die ganze Gestalt war kläglich, zerfallen, die ganze Physiognomie das Bild der Knickerei, der Selbstmarter, der Diebesfurcht. Was für Argusblicke gleich bei seinem ersten Auftreten, welche Angst in allen seinen Mienen, daß man den Besitz seines Schatzes ahne! Welch' ein tödtliches Erschrecken, als er vor lauter Furcht, verrathen zu werden, sich selbst verrieth! Wie sprühend Aerger und Grimm in seinen Gebehrden, als er sich Geiz-

hals, Knauser, Schaber, Filz nennen hörte, wie schneidend, kreischend da der Ton seiner Stimme! Und welch' ein Jammer- und Angstmensch, wenn er, über seinen Mammon sich mit sich selbst berathend, überfallen wurde, sich belauscht glaubte! Wie vor der Erscheinung eines Geistes fuhr er zusammen, wie einem Engbrüstigen versagte ihm der Odem. Mit wahren Luchsaugen starrte er den ihn so Ueberfallenden an, als hätt' er, aus seinen Mienen herausbuchstabiren wollen, welch' unglücklich ihm entfallenes Wort er aufgeschnappt habe? Sich reich, einen Mann von Vermögen, nennen hören, welch' ein Donnerschlag für seine Ohren! Sein ganzes Wesen fühlte sich erschüttert, seine bleiche Larve überflog ein glühendes Roth, seine Muskeln bebten; in sprudelnden Tönen ergoß sich seine in Wuth verwandelte Angst. So wechselten Angst und Zorn, Wuth und Furcht unaufhörlich in seiner gereizten und geregten Seele; so stieg sein Peinlichkeitsgefühl von Moment zu Moment; jeder Laut, das leiseste Geräusch setzten ihn in fieberhafte Schauer, und, wie von Todesschrecken gejagt, stürzte er ab, nach dem verborgnen Geldkasten zu sehen; langsam Athem schöpfend, wenn er, ihn in Sicherheit wissend, zurückkehrte!

Dieser Jammer- und Martermensch nun in seinem Zimmer verschlossen, in Liebesunterhaltung mit seiner Schatulle, welch' ein ganz anderes Bild! Eine reine Verklärungsphysiognomie! Die Augen funkelten von Seligkeitsgefühlen, mit liebeschmachtendem Blicke hieng er an seinem Götzen, um den Mund schwamm ein süßes Lächeln; die Stimme girrte Liebesaccente. Ein wahrhaft dithyrambisches Entzücken bemächtigte sich seiner, als er sein Gold apostrophirte, es „das Labsal der „Menschen, den Trost der Elenden, den Magnet der „Herzen" nannte. Und, wenn er es zählte, jedes einzele Stück liebeäugelte, mit der Hand wog, sich an seinem Klange ergötzte: wie in einen offnen Himmel schien er hineinzublicken, der Sphären Jubelklang zu vernehmen. Dann das liebesieche Schmachten in dem Wunsche: tausend Jahre zu leben, tausend Jahre die Schatulle zu füllen und dann, mitten unter tausend Schatullen, zu sterben: es war, als ob eine flötende Nachtigall ihr Leben aushauchte, so lieblich quoll

in diesem Augenblicke das Wort „sterben!“ von seinen Lippen. Aber, kaum war es auch ausgesprochen, so überzog eine Todtenblässe sein Gesicht, ein Schauder durchflog seine Glieder; der Gedanke der Trennung von dem Abgotte seiner Seele lähmte ihm die Zunge, und die Furcht davor steigerte sich bis zur wirklichen Todesangst. — Doch nicht lange. Plötzlich löste die Starrheit seines Blickes sich wieder in Entzücken auf. Allzulieblich funkelte der Glanz des Goldes ihm in die Augen; und noch nennt er es sein. Dieser Gedanke verklärte sein Angesicht wieder, neues Liebesentzücken gieng in seiner Seele auf, strahlte aus seinen Augen; und wie der entzückte Bräutigam die geliebte Braut, umschlang er die theure Schatulle, versunken im seligen Vergessen seiner Sterblichkeit und der Furcht vor ihrem Verluste.

Jetzt der Steinwurf in sein Zimmer. Wie schrak er auf, des Hauses Einsturz fürchtend, aber nur die Augen auf die Schatulle, nur über sie die Arme schützend ausstreckend, schwand an sich selbst in ihm alle Erinnerung. Die Decke über ihm brach nicht, leises Athemschöpfen! — Nun das unsichtbare Niesen des ihn belauschenden Hausknechtes. — Ein Wetterschlag schien ihn zu treffen, eine Hand ihm an die Kehle zu fahren, so ergriff ihn das Entsetzen. Er sahe sich belauscht, verrathen, Räuber, Mörder nahe; laut kreischte er auf, dann erstarrt' er, eine Bildsäule des Todes, athemlos, leblos. Sich wieder erholend, sich allein sehend, neuer Odemzug, neues Liebäugeln mit dem geliebten Geldkasten. „Laß liegen!“ erscholl's, wie Geisterstimme. Angst preßt' ihm die Brust, die Stimme. Kaum konnt' er das „wer da? wer bist du?“ heraus ächzen, und mit hohlem Laute antwortet's ihm: „der Teufel!“ Himmel, welch' ein Antlitz jetzt! Es verlängerte sich, der abgehagerte Hals dehnte sich, Luft schnappend, mit gebrochnen Tönen stammelte er: „o weh!“ Den Teufel erwartend, der Lust zu ihm zu haben schien, ergab er sich mit vorgebeugtem Halse seinem Schicksale, die erstarrende Hand auf dem Geldkasten. Diesen Raub konnt' er dem Gott sey bei uns nicht lassen, den mußt' er retten.

Nun noch eines Momentes Andeutung in dieser Darstellung, des, als ihm seine Schatulle geraubt ist. — Laut und Ton der höchsten Verzweiflung drang in unser Ohr, noch ehe wir ihn erblickten. Dann stürzte er hervor, entstellt von Angst, Schrecken und Entsetzen, die Augen wild umherspähend; die Arme um sich greifend, den Leib vorgebeugt; die zitternden Füße hastig vorschreitend; die Worte: „Diebe, Mörder, Spitzbu„ben, Gerechtigkeit!" geflügelt herausstoßend, hastig sich umher tummelnd. Jetzt stierten seine Augen auf, seine erhitzte Phantasie spiegelte ihm die Gestalt des Räubers vor, er griff nach ihm, mit fest umkrallender Hand seinen eigenen Arm packend, mit dem ganzen Laute geldgieriger Wuth den Raub von sich selbst zurückfodernd, und seinen Irrthum gewahrend, erlahmte, versteinte seine Lebenskraft; seine Stimme erstarb, kaum vernehmbar waren die zerstückelten Worte, in die er ausbrach. Vorüber giengen die Stürme der Verzweiflung, Wehmuth und weicher Schmerz traten an ihre Stelle; schmelzende, elegische Töne entflossen seinen Lippen, seine Augen dünkten uns verdunkelt von Thränen. Einem Vater ähnlich, der am Grabe eines einzigen Kindes jammert, sahen wir ihn, in seinem Schmerze, dem Leben schon halb entschieden. Und, als er, immer leiser sprechend, leiser athmend, sich schon todt, für schon begraben hielt, glaubten wir selbst, er hab' es überstanden, so wahrhaft leichenartig stand er vor uns. — Eine kleine schweigende Pause, und in ihr die Rückkehr der Besinnung, der Erinnerung an Leben und Raub; das Erzeugniß dieser Erinnerung, erhöhte Verzweiflung, gesteigerte Wuth gegen den Räuber, gegen sich selbst. Die ganze Welt soll an den Galgen, findet er die Schatulle nicht wieder, er mit; und mit einer Gebehrde, mit einem Blicke, als wollt' er sich und die ganze Welt mit eigener Hand aufknüpfen, stürmt' er hinaus.

Dies Schröders Bild, wenn ich so sagen darf, in den äußersten Enden seiner mimischen Darstellungskunst. Ich hab' es gegeben, so gut sich so etwas in Worten und Schriftzeichen wiedergeben läßt; treu, wie es meinem Gedächtnisse vorschwebte, ohne Zuthat, ohne Verschönerung. Wozu auch Schmeichelei und fal-

sches Lob an seinem Grabe? Aber anerkennen mußt' ich, rühmen, was zu rühmen war, erweisen die Ungereimtheit der hier und da laut gewordenen Anschuldigung: dieser Künstler und sein Vorgänger, Eckhof, hätten bei allen ihren Talenten doch die Kunst allzusehr in den Tiefen der Prosa erhalten, aus der sie das Licht des neuen dramaturgischen Evangeliums erst habe hervorziehen müssen, ihr ihre eigentliche Höhe und Würde zu geben. Reiner neuästhetischer Seifenschaum, weiter nichts! Wahrlich! wenn das, was ich hier von Schröder, und nur in sehr schwachen Umrissen, angedeutet habe, nicht poetische Kunst, und nicht Höhe der Poesie ist, so möcht' ich diese Herren wohl fragen, was denn sonst so zu nennen sey? etwa ihre Stein- und Marmorschule, ihre todte Plastik? ihr Posituren- und Attitüdenscherwenzel, ihr Mantel- und Schleierspiel? ihre Einerlei-Deklamation, steif, abgezirkelt, Worte und Sylben zuzählend, als höre man einen oratorischen Schul- und Schüleraktus? Und was anderes hat denn ihre neue Lehre gelehrt, was für andere Künstler und Künstlerinnen gezogen, als tragische Steinmetze, Balletfiguranten und Staatsaktionsdeklamatoren? Will man Beweise? ich könnte sie zu Dutzenden geben.

Und war denn die Kunst der Gruppirung, der bezeichnenden, malerischen Stellungen Schrödern etwa fremd? Eine Galerie hätte man davon aus seinen tragischen, wie aus seinen komischen Darstellungen sammeln können. Aber er verband diese Kunst nur mit der höhern, der psychologischen Enthüllung der Natur und der Leidenschaften, anstatt daß den neuern Kunstanstalten das sich Stellen und Wenden für den Pinsel und Meißel, das Fac totum des mimischen Treibens gilt. Daher denn auch die Kunstgebilde dieser Schule uns nie vergessen lassen, daß wir nur vor- nicht darstellen sehen; daß wir nie aus der Welt des Brettgerüstes versetzt, sondern mit allen unsern fünf Sinnen an gemalte Leinwand und verkleidete Herrn und Frauen erinnert werden, ja, recht mit den Händen prüfen, daß wir bloßes Komödiantenwesen und Treiben sehen. Traun! was wir noch von ächt poetisch-mimischen Künstlern unser nennen — und, den

Musen sei Dank, es giebt deren noch — ist entweder aus Eckhofs und Schröders Schule hervorgegangen oder hat sich in diesem Geiste gebildet; und die eigentlich prosaische Mimenkunst ist gerade da zu Hause, wo die neudramaturgische Kunsttheorie ihr dürres Zepter führt. Exempla sunt odiosa, an Belegen sollt' es sonst nicht fehlen.

Verzeihung dieser Abschweifung! Ich war sie Schröders Manen, der Wahrheit schuldig, und, so ungehörig sie hier auch manchem scheinen mag, die Wahrheit ist überall an ihrer rechten Stelle.

Als dramatischer Dichter, ist Schröders Hauptverdienst: die Schätze der ausländischen, vorzüglich der englichen Theaterliteratur vielfältig für unsre Bühne benutzt, auf sie verpflanzt, zum Theil ihr einheimisch gemacht zu haben. Shakespeare's Lear, Heinrich der Vierte und andere seiner Meisterwerke erschienen, durch ihn zuerst für die mimische Darstellung eingerichtet, auf dem deutschen Theater. Er war der erste deutsche Bühnenführer, der den Geschmack der Schauspielfreunde für das Gediegene, Gehaltvolle der dramatischen Kunst regte. Mag es seyn, daß er des großen Britten Meisterwerke in mancher Hinsicht zu prosaisch behandelte und ihnen mehr nahm, als der poetische Sinn für den großen Genius ihm gebot: so ist auch das sehr wahr, daß nicht alles an ihm Raub war, was er ihm nahm. Mehrere seiner Auslassungen gründen sich auf weise Prüfung und Ansicht, auf die innerste Ueberzeugung, daß, was er nahm, für Zuschauer aus einem andern Zeitalter, einem andern Volke die höhere theatralische Einwirkung gehindert haben würde. Es ist nichts, als ein gehaltleeres Geschrei seiner Ankläger, wenn sie solche Auslassungen, als Frevel und Kirchenraub, verdammen. Wissen sie denn nicht, daß selbst auf dem englischen Theater dieser gefeierte Dichter seiner Nation nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erscheint, sondern mannigfach verkürzt und umgestaltet? Vergessen sie, daß selbst unser, von Shakespeare's Geiste gewiß lebendiger, als irgend einer von ihnen, durchdrungene Göthe in seinen Bearbeitungen dieses Dichters für

unsre Bühne sich diesen sogenannten Frevel erlaubt, ihn sogar für die höhere dramatische Illusion für nöthig und unerläßlich erkennt? Ja, sie selbst, diese Schreier, legen sie nicht in ihren Umbildungen auch ihr kritisches Messer an? Und woher rührt es denn, daß ihre, wie sie meinen, poetischern Gestaltungen von keinem deutschen Theater herab die Zuschauer so ergreifen, wie ehemals jene verpönten, uns noch ergreifen? Doch wohl daher, daß Schröder sich auf Zweck und Ziel des Drama, in sofern von mimischer Darstellung die Red' ist, besser verstand, als sie. Die poetische Farbengebung und die Wiederherstellung der allerdings mit Unrecht unterdrückten Scenen thun es also nicht allein. Wissen, was auf die Bühne hingehört und nicht hingehört; wissen, daß Shakespeare's Dichtungen lesen und sie, als Zuschauer, sehen und hören, ganz verschiedene Dinge sind; daß ihnen also genommen werden muß, was der Illusion der Schauer und Hörer zu gewaltsam in den Weg tritt, das ist das Eine, was bei Bearbeitungen dieses Dichters für die Bühne noth ist, und dieses Wissen hatte Schröder, wie der Effekt beweist, vor seinen Anklägern voraus.

Hätte er mit dieser tiefen Kenntniß der theatralischen Einwirkung auch poetische Tiefe verbunden, unstreitig würde er Shakespeare's Gestaltungen, wie, als Mimiker, auch schriftstellerisch mit künstlerischer Genialität aufgefaßt haben; aber diese ward ihm von seinem Genius versagt. Er war mehr dramatischer Schriftsteller, als dramatischer Dichter. So groß in ihm die dichtende Kraft, als mimischer Künstler, war, so glühend und schöpferisch ihn hier seine Phantasie regte und gestalten hieß: so untergeordnet äußerte sich die erste in ihm, als Dramatiker, so ruhig und kühl die letzte, wenn er für das Theater schrieb. Verstand, Geschmack, Studium und Kritik machten ihn zum Schriftsteller für die Bühne, nicht dichterischer Beruf. Das zeigt sich einleuchtend in den Theaterwerken seiner Erfindung, der Witz, die Urtheilskraft sind die ihn leitenden Musen, nicht der Poesie heilige Wunderkräfte. Sahe man ihn aber diese seine Gebilde, als Schauspieler, beleben, so

wurden auch sie zur Poesie, sein mimisch-dichterischer Geist gab ihnen Beweglichkeit, Kraft und Fülle.

Reger war seine dichtende Kraft in den Verpflanzungen der vorzüglichsten englischen Lustspiele auf unsre Bühne. Die Kunst, Werke der Ausländer zu nationalisiren, sie in die vaterländische Heimath einzuführen, und sie so zu verdeutschen, daß man ihnen ihren fremden Ursprung nicht ansahe, besaß er in einem so hohen Grade, daß ihm wenige Umbildungen dieser Art aus andern Federn an die Seite gestellt werden können. Wenige unserer dramatischen Schriftsteller haben es in Versuchen dieser Art so verstanden, eine müßige Handlung zu koncentriren, eine zu verwickelte zu vereinfachen, anziehende Situationen in ihre rechte Stelle einzufugen, undramatische Scenenanordnungen dramatischer zu bilden, anstößige Charaktere ihrer Grellheit und Schlüpfrigkeit zu entkleiden, ohne, daß sie an Lebendigkeit und Wahrheit einbüßten. Ich nenne, als Beweis, hier nur die Lustspiele: der Ring, die unglückliche Heirath aus Delikatesse, stille Wasser sind tief, und das Blatt hat sich gewendet. Man lese die Originale, und erfreuen wird man sich der Gewandtheit und Leichtigkeit, mit der er hier ausschied, trennte und zusammen fügte, ordnete und neu schuf. Auch wurden diese Nachbildungen auf allen Bühnen Deutschlands mit entschiedenem Beifalle gegeben, mehrere Rollen darin waren die Paraderosse unserer vorzüglichsten Schauspieler und Schauspieleinnen und noch würden sie überall diesen Beifall finden, wenn die Schauspieler der Zeit — die von ächterm Schroot' und Korn' gehören nicht zu ihnen — sie noch spielen könnten.

Da, da liegt's. Es gilt in diesen Schröderschen Uebertragungen, wie in allen Dichtungen dieses Geistes, scharfes, tief eindringendes Auffassen der Charaktere, feste Durchführung derselben, lebendiges, rasches Spiel. In ihnen darf nicht blos angedeutet werden, in hervorspringenden Umrissen, mit sprechenden Farben müssen des Dichters Gebilde gegeben werden. Hier heißt es, miteinander und zusammenwirken, einander das Wort, Schlag auf Schlag, aus dem Munde nehmen. Von diesem allen wissen die Schauspieler der

neuesten mimischen Schule durchaus nichts. Ihr Blick dringt, weder in die gegebenen Charaktere, noch vermögen sie, sie dem Dichter nachzubilden; sie stehen ihnen zu hoch, sie vergreifen, vergemeinen, ja, was noch schlimmer ist — vertölpeln; hoch Spiel zieht, dehnt, schleppt sich; Ton der Natur, die Sprache des geselligen Lebens, der verschiedenen Stände sind ihnen fremd, entweder schreiten sie auf Stelzen daher, predigen, oder plappern und schnattern. Da wird denn freilich aller Geist getödtet, alles verkühlt und vernüchtert. Aber nicht, wie die Theaterkritiker dieser Zunft vorgeben, weil diese und ihnen ähnliche Dichtungen aus der Mode gekommen, nicht weil sie langweilig sind, sondern, weil von ihrer Afterkunsttheorie verführt, ihre Zöglinge durch ihre flache, geist- und charakterlose Mimik sie aus der Mode bringen, sie langweilig machen, gefallen sie diesem und jenem Publikum nicht mehr, wie ehemals. Es läßt sich darauf wetten, daß, in Schröders Kunstgeiste mimisch dargestellt, sie sammt und sonders wieder in die Mode kommen würden, besonders, wenn man dem Dialoge darin eine höhere poetische Energie gäbe.

Der Dialog ist in der That Schröders schwache Seite. Die poetische Kunst desselben blieb ihm ein Geheimniß, ihn zu idealisiren, ihn aus der Sphäre des gewöhnlichen Lebens herauszurücken, war nicht sein Talent. Selbst die poetische Ansicht desselben fehlte ihm; er erklärte sich sogar gegen alles Idealisiren. Seiner Meinung nach mußten die Personen das Drama im ganzen Sinne des Wortes sprechen, wie im wirklichen Leben. Wie oft war dieses Thema der Apfel der Eris unter seinen Kunstfreunden! Aber alles Disputiren darüber heilte ihn nicht von seinem Irrthume. Und doch ist nichts gewisser, als daß der dramatische Dichter idealisiren muß. Alle Poesie hört auf, wenn er das menschliche Leben nicht höher stellt, als es in seiner Alltäglichkeit vor uns liegt, wenn er seine handelnden Personen nicht über Laut und Ton der nackten Wirklichkeit erhebt. Aber auch diese idealisirte Welt muß der wirklichen ähneln, auch diese idealisirten Menschen müssen sprechen, daß man Menschenlaut in ihnen vernimmt. Es gehört zu dem Unsinne der neuen Lehrer und ihrer Ausüber; wenn sie, die Helden der Drama's in Bombast, Metaphern, Alle-

gorieen und Wortspielen ersäufen, sie idealisiren nennen; wenn sie diese Helden reden und sich gebehrden lassen, wie, weder auf, noch unter, noch über der Erde vernünftige Geschöpfe Gottes jemals sprachen, noch sprechen können.

Es gehörte ferner zu Schröders Irrthümern, wenn er dem Dialoge in den dramatischen Bildungen einen zu beschränkten Raum anwies, wenn er nicht einsehen wollte, daß die Charaktere sich auch durch Dialog, nicht blos durch Handlung entwickeln müssen; daß der Dialog, hindert er das Fortschreiten der Handlung nicht, die Sprechenden eben so gut thätig zeigt, wie die Situation, in der gesprochen wird. Aber es ist mehr, als ein Irrthum, es ist reine Querköpfigkeit, die im Drama sprechenden Personen ellenlange Reden führen, und sie Dinge sagen zu lassen, die, weder zu ihrem Charakter, noch zu ihrer Situation stimmen; es ist gegen alle dramatische Tendenz und höchst unpoetisch=poetisch, diese Personen bis zum Lungenzerspringen schwatzen und phraseln, und in diesem Geschwätze alle Augenblicke die Nachtmütze des Dichters sichtbar werden zu lassen, der durch sie spricht, und seine eigene klägliche Individualität ihrer Individualität unterschiebt.

Ueber Schröders unkünstlerisch aufgefaßte Ideen von dem Theater, als Sittenschule, hab' ich mich bereits erklärt, und ihre Unstatthaftigkeit erwiesen. Aber noch weniger künstlerisch und gerade zu ungereimt ist das Streben der allerneuesteu Dramatiker, die Bühne zu einer Missions= und Bekehrungsanstalt, zu einem christlichen Bildungsinstitute zu machen; kirchliche Gebräuche, Mysterien des Kultus auf die Scene zu bringen, Glauben und Buße von ihr zu predigen. Mit Recht war diese Verstandesverkrüppelung für Schröder ein Gräuel. Er gieng freilich auch hier zu weit. Auf seinem Theater durfte der Name Gottes fast nie genannt werden, nicht einmal der Name eines Heiligen. Darin hatte er indeß doch sehr Recht, daß die Bühne keine Kirche ist, und eigentliche kirchliche Gebräuche nicht auf ihr dargestellt werden müssen; und gewiß würd' er, wär' er nicht so früh von ihr geschieden, seine Bühne von diesen Verquerungen unverrückt frei erhalten haben. Keine Zeitmode, kein Zeitgeschmack hätte den reinen Geist

der Kunst verkrüppelt nnd getödtet, zu dem unter seiner Leitung das deutsche Theater sich erhob, und, als Muster, vorglänzte. Daß er seine Hand von ihm abzog, ist und bleibt ein Nationalverlust für die vaterländische Bühne. Durch ihn war sie wahrhaft vaterländisch geworden, sie stand deutsch und einheimisch da. Jetzt ist sie so gut, als gar nichts. Man hat sie vergräcisirt, verschicksalt, verkatholisirt, und, trotz Göthe's und Schillers genialen Vor- und Vorschriften, die dramatische, wie die mimische Kunst zu einem Ungeheuer gebildet, dem ähnlich, mit dessen Schilderung Horaz seine Epistel an die Pisonen beginnt.

In Flor gehüllt weint demnach die Muse des vaterländischen Theaters über Schröders Grabe, und nicht nur der musterhafte Kunstführer, der erste mimische Darsteller, auch ein ausgezeichneter Mensch starb mit ihm. Mögen einige Andeutungen und Winke von diesem diese Charakteristik beschließen! Ganz und in aller seiner Eigenthümlichkeit vermag ich dies Gemälde nicht zu geben. So würd' es nur aus seinem Jugendleben, seiner frühern Erziehung, seinem Wirken und Treiben vor meiner Bekanntschaft mit ihm hervorgehen können. Mein Freund, Meyer, wird es vermögen, auf ihn verweis' ich. Lange vor mir schon mit ihm in nahen und engen Verhältnissen, und durch diese mit den Geheimnissen seines innersten Lebens vertraut, ist nur Er im Stande, das Gemälde seines Menschenthums, wenn ich so sagen darf, ganz und vollendet aufzustellen. Aus voller Ueberzeugung darf ich von diesem seinen Biographen dem Publikum hier etwas Befriedigendes, Gediegenes versprechen. Ich kann nur den Menschen enthüllen, den ich in meinen Verhältnissen mit ihm kennen zu lernen Gelegenheit hatte; aber auch, als solcher, wird er nicht ohne Bedeutsamkeit an das Licht treten.

Erst in den Zeiten seiner vollendeten Bildung, seiner höchsten Kunstglorie trat ich ihm nahe. Kunstverhältnisse brachten mich mit ihm in Verbindung, und durch sie ward ich, nach und nach, sein Hausgenoß, sein Freund. Ich war fast täglicher Zeuge der allgemeinen Verehrung und Feier seines Namens, seiner Talente, seines Geistes und Herzens von Menschen aus allen Stän-

den, ich kann sagen, aus allen Völkern. Kaiser, Könige, Fürsten, hoher und niederer Adel, Meister aller Künste und Wissenschaften, Kunstkenner und Kunstliebhaber, gebildete Männer und Frauen sah' ich seine Bekanntschaft suchen und pflegen. Huldigend, achtend und ehrend umgaben sie ihn, und aller Huldigung und Anerkennung galt nicht blos dem Künstler, sie galt eben so sehr dem Menschen, dem Manne außer der Bühne. Auch stand, in Deutschland wenigstens, wohl nie ein Mann seines Berufes Königen und Fürsten, und den sie umgebenden oder ihnen nachtretenden Großen der Erde, so gegenüber, als er. Ohne Scheu und Menschenfurcht trat er vor die Fürsten, die ihn zu sich beriefen, mit Selbstwürde und Selbstachtung, und doch frei von aller Anmaßung; mit geradem Haupte und Nacken sprach er zu ihnen, aber bescheiden und ehrerbietig; frei in seinen Aeußerungen, aber gehalten und anständig. So vor allen Großen der Erde von jeglichem Rang und Stande. Da war keine Spur von Theaterprunk, von Virtuosenair, der reine Mensch enthüllte sich, und so kam es, daß Könige und Fürsten, Excellenzen und Eminenzen sich achtend und vertraulich zu ihm hinneigten, ihn nicht mit ihrer Glorie drückten, vielmehr, sich ihrer entäußernd, schön menschlich, freundlich, traulich sich mit ihm unterhielten. Zog man ihn vollends in die sogenannte vornehme Welt, so wies sein erster Eintritt, sein Anstand, seine Haltung, sein gebildeter und abgerundeter Umgangston alles Protektionswesen zurück; die vornehmen Leute fühlten sich wunderbar getroffen und überrascht, und unwillkührlich von aller sich zur Schau tragenden Gönnerschaft so entfremdet, daß sie sich recht beflissen, human vor ihm zu erscheinen, und sich gleichsam auf Humanität legten. Wie konnt' es auch anders seyn? Sie lernten in ihm noch etwas mehr, als den Virtuosen seiner Kunst kennen; sie sahen einen Mann, eingeweiht in den Mysterien ihrer Welt, ihres Standes, ihres esprit de corps; sie hörten einen Mann, der die seltne Kunst, gut zu sprechen, in einem hohen Grade besaß; durch reiche Ansichten des Lebens, durch vielseitige Kenntnisse, durch scharfen Beobachtungsgeist, durch helles Urtheil sein Gespräch würzte. So fühlten sie sich gezwungen, ihre Vornehmigkeit gegen ihn zu vergessen, ihn, wie ihres Gleichen, zu behandeln; sie strebten nach sei-

ner nähern Bekanntschaft, sie suchten ihn, sie glänzten mit ihm in ihren Zirkeln. Dem allen ungeachtet befand er sich in ihrem Kreise unbehaglich; er brachte, ihre Einladungen annehmend, der Konvenienz ein Opfer, aber gern vermied er sie, wo er es nur irgend mit Anstand konnte. Diese ihm sich angelogene, angezwungne Humanität engte, preßte ihn, er war kalt, zurückhaltend, oft wortkarg. Ueberhaupt fand er sich zum eigentlichen Gesellschafter für die große Welt nicht geboren, er fühlte sich, auch bei der graziösesten Aufnahme, subordinirt, und dies Gefühl lähmte auf die Länge in ihm den freien Geist der Unterhaltung, der ungezwungnen Herzens- und Geisteserleichterung.

Mehr der Mann auf seiner Stelle aber war er, wenn er den Wirth machte, in den vier Mauern seines Hauses. Hier fühlt' er sich frei, unabhängig, er selbst. Die Großen waren seine Gäste und seine Eigenthümlichkeit bewegte sich zwangloser, lebendiger. Er beobachtete alle konventionellen Foderungen, ehrte Rang und Würde, aber ohne Unterwerfung und Kriecherei. Jeder erhielt, was ihm gebührte, aber dieser Tribut gab die eigne Achtung und Selbstwürde nicht Preis, und eben dadurch zog er die Großen um sich unwillkührlich an, sie waren gern seine Gäste, fanden sich bei ihm wohl, behaglich, befriedigt.

Doch in der ganzen Fülle seines Geistes und seines Gesellschaftstalentes genoß man ihn nur, umgeben von Gästen seiner freien Wahl, im Kreise vertrauter, auserlesener Freunde. Da sprach sein Ich sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aus, da floß sein Witz, da strömte seine Laune. Der Geber der Freuden, der Wein, schloß sein, das Gemüth der Eingeladenen auf; die Herzen erleichterten sich, der Genius des Frohsinnes umkränzte alle Häupter mit Rosen. Es waren wahre Sokratische Mahle. Und wie oft wurden diese Mahle Mahle der Wohlthätigkeit für Hülfsbedürftige! Er hatte für diesen Zweck mit seinen Freunden ein launiges, frohsinniges Gesetzbuch entworfen. „Nichts beitragen zur allgemeinen Unterhaltung, etwas erzählen oder „in Anregung bringen, was die Gesellschaft verstimmen „konnte, ein Witzwort, einen freien Scherz übelnehmen,

„unnöthige Komplimente machen," waren Sünden, die mit einer Geldstrafe abgebüßt wurden, und der Ertrag dieser Geldstrafen gehörte, in der Armenbüchse gesammelt, den Bedrängten, die der Unterstützung bedurften. Tausend Neckereien vervielfältigten diese Strafen, und bereicherten durch sie den gestifteten Gotteskasten. So war sein Haus der Tempel der Gastlichkeit und der Wohlthätigkeit, so freute man sich bei ihm des eigenen Lebens und erfreute fremdes.

Sehr gerecht also war die Verehrung und Achtung, die ihm auch, als Mensch, ward. Aber leider! gesellte sich zu den aufrichtigen Achtern und Schätzern seines Menschenwerthes auch eine Horde feiler Speichellecker und Augendiener, die ihn umlagerten, umkrochen, umweihräucherten, und — mißbrauchten. Wie fast immer geniale Menschen, nicht von der Schwäche frei, sich auch in diesem Weihrauchsdufte zu gefallen, gab er sich ihm nur zu oft gläubig hin, und büßte mehr, als einmal, schmerzlich für diese Schwäche durch schmählichen Undank und schändliche Hintergehungen; mehr, als einmal, ward er durch sie das Opfer falscher Vorspieglungen und zu Verirrungen, zum Mißtrauen, zur Verkennung gegen seine wahren Freunde verleitet. Aber nie dauerten diese Verirrungen, diese Verkennungen. Das Gefühl des Rechten war in ihm zu lebendig, um nicht bald wieder zu sich selbst zurückzukehren, dem Verkannten die Hand zu bieten, und sich ihm wärmer und herzlicher zu nähern, als jemals.

So blieb er auch in seinen Schwächen und Verirrungen ein achtungswerther Mensch. Im ganzen Sinne des Wortes war er ein Deutscher. In der Liebe für sein Vaterland lebte und webte er. Hoch achtete und würdigte er, was es Schönes und Großes wirkte und hervorbrachte. Freigesinnt, und im hohen Maaße freimüthig waren Deutschlands Freiheit und Unabhängigkeit ihm der Güter Höchstes. Des Vaterlandes Unterjochung in den Jahren unsrer Schmach hat schwerlich irgend ein Deutscher tiefer gefühlt, als er, und keiner seiner Entjochung sich höher gefreut. Die Genien und Zierden der alma Teutonia feierte er, wie Schutzheilige des Landes; die Schätze unserer Literatur hegte und pflegte er mit in-

niger Liebe. Seine Bibliothek war so reich, als ausgewählt. Nie gehörte er zu einer bestimmten Schule, zu irgend einer Parthei. Er prüfte alles und behielt das Beste. Aber gegen allen Obskurantismus, gegen Geistes- und Herzensverquerung, gegen alchimistischen Unfug und Rosenkreuzerei, gegen mystischen Schwindel, Wahn- und Aberglauben wirkte er, wo er konnt' und vermochte. Er liebte klare, helle, ruhige, besonnene Vernunftansicht; haßte alle blinde Unterwerfung unter fremde Autorität. Er war überall und, im vollsten Sinne des Wortes, Protestant. Intoleranz und Proselytenmacherei waren ihm ein Gräuel. Nie warb er für seine Ansichten, seine Meinungen, er ließ die Stimme der anerkannten Wahrheit frei ertönen, aber sie von selbst wirken. Vielfältig hat er in seinem Wirkungskreise sich für Wahrheit und Recht thätig erwiesen, viel Schönmenschliches geübt. Das bewähren **öffentliche** gemeinnützige Anstalten, davon zeugen Hunderte, die Beweise seiner Wohlthätigkeit empfiengen. So war er, so blieb er bis an das Ende seines Lebens; so erkannt' ich ihn noch wenige Wochen vor seinem mich wehmüthig überraschenden Tode. Er starb zu früh für eine große Zahl durch ihn Getrösteter und Geretteter, für das Gute und Schöne, für seine Freunde, aber getreu dem Rechten, dem Wahren, dem Guten. So ruht er sanft, sein Leichenstein drückt ihn nicht.

Johann Philipp Kemble.

Von

J. C. Hüttner.

6 *

Johann Philipp Kemble.

Dieser große Künstler verbannte das alte Vorurtheil, als ob jeder Wüstling oder Ausgestoßene immer noch für die Schaubühne gut genug sey, als ob keine Vorbereitung für das Theater erfordert werde, und als ob sich ohne dramaturgische Kenntnisse, und ohne beständiges Studium die Erfordernisse des Schauspielers von selbst fänden. Die Früchte seines Beispiels sind unter dem jungen Anwachse des brittischen Theaters unverkennbar; ein neuer Geist, ein höherer Begriff von der Würde und dem Einflusse des Schauspielers auf Sitten, Gemeinsinn, Nationalität und Sprache, beseelt alle die, welche dieselbe Laufbahn gewählt haben. Nicht nur in den drei Hauptstädten, sondern auch unter den wandernden Gesellschaften ist der Ton merklich umgestimmt: und daß Kemble, so wie seine ganze Familie, wirklich einen bedeutenden Antheil an dieser Aenderung hat, dafür bürgt das öffentliche Zeugniß, und wir werden es unten aus dem Munde einiger von seinen Kunstgenossen hören. Ein eben so wichtiges Beispiel gab er durch sein Betragen außer dem Theater. Rechtlich und tadellos in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, hat er sich allgemeine Achtung und den Namen eines rechtschaffenen Mannes erworben. Der Neid hat ihn vielfach angefeindet, doch ohne seinem Ruhme zu schaden. Nach dem Verschwinden eines ausgezeichneten Menschen, wenn er die Nebenbuhler

nicht mehr verdunkeln kann, findet man oft, daß ihm reichliches Lob gezollt wird, aber Kemble stand in voller Manneskraft, und war tüchtig seinen Posten noch lange zu behaupten, als er verflossenen Sommer beim Abtreten von der Bühne solche unzweideutige Beweise der Achtung von vorzüglichen Personen aus allen Ständen erhielt, daß, wer sein thätiges Leben so endet, und seinen Ruhestand so anfängt, wohl groß genannt werden mag.

Unbekannte Lebensumstände lassen sich von einem so öffentlich verkehrenden Manne nicht leicht mittheilen; die Neugier hat schon jede ihn betreffende Kleinigkeit erforscht und verkündigt: nur durch die treue Erzählung des Bekannten aus den besten Quellen kann dieser Umriß auf eine Stelle unter den Zeitgenossen Anspruch machen.

Kemble's Vater, Roger, war Theaterdirektor einer Provinzialgesellschaft, und hatte eine zahlreiche Familie, von welcher, wenn es nach seinem Willen gegangen wäre, kein Kind das Theaterleben wählen sollte. Doch war dies schwer zu verhindern. Eine Tochter (Mistreß Siddons) und drei Söhne, Johann, Stephan und Karl, wurden so anerkannte Zierden der englischen Schaubühne, daß es wenig Künstlerfamilien geben wird, welche gleich großen Ruhm erlangt hätten.

Johann Philipp, der älteste, wurde im Jahre 1757 am 1sten Februar zu Prescot in Lancashire geboren. Da die Familie katholischer Religion ist, so schickte ihn der Vater nach Sedgeley Park in Staffordshire, einer katholischen Erziehungsanstalt. Sein Fleiß und seine Fortschritte waren hier so unerwartet für sein Alter, daß ihn der Vater nachher auf die Universität in Douay in ein englisches Collegium brachte, wo er, der oben geäußerten Absicht des Vaters gemäß, die alten Sprachen, Philosophie und Theologie studirte. Auch seine französischen Lehrer waren so zufrieden mit ihm, daß sie ihm mehrere Prämien ertheilten, und er wurde schon hier wegen der Stärke seines Gedächtnisses und des Talents zur Deklamation bewundert.

Aber ein junger Mensch, der sich in seinen frühern Jahren unter dem frohen und sorglosen Theatervolk be-

wegt, und dessen Ungebundenheit getheilt hatte, konnte sich in diesem Mönchsleben nicht lange gefallen; seine geheimen Wünsche waren auf die Bühne geheftet, und ohne beim Vater Erlaubniß einzuholen, verließ er Douay, noch ehe er 20 Jahre alt war.

Er landete in Bristol. Hier erfuhr er, daß seines Vaters Gesellschaft eben zu Brecknock in Wales spiele. Dorthin begab er sich ohne Verzug. Der Vater begegnete ihm überaus kalt, und wollte ihn nicht aufnehmen. Die Gesellschaft war mitleidiger; sie schoß zur Bestreitung seiner unmittelbaren Bedürfnisse eine kleine Summe zusammen, wozu der Vater, als Direktor, nicht ohne großes Nöthigen, endlich auch eine Guinee legte.

Von seinem ungehaltenen Vater, dessen schöne Kartenhausplane umgeworfen waren, hatte er, wie es schien, nichts mehr zu hoffen, am wenigsten ein Engagement. Darum reiste er, die kleine milde Gabe in der Tasche, zurück nach Gloucestershire, und fand auf dem Theater in Wolverhampton ein Unterkommen. Er erschien hier zuerst als Theodosius in Force of love. Seine Einnahme war in dieser Zeit äußerst unbedeutend, so daß er zuweilen in komische Verlegenheiten gerieth. Die Geschichte sagt, er sey noch dazu etwas nachlässig gewesen. Bei alle dem sah man schon jetzt an seinem Agiren, daß in ihm der Keim eines vollendeten Künstlers liege.

Herumziehende Schauspieler sind immer so schlecht bezahlt, daß sie ihre Verpflanzung gewöhnlich für Verbesserung ansehen. K. gieng, um wo möglich mehr zu gewinnen, nach Cheltenham. Er fand aber bei seiner Ankunft, daß die Einwohner des Städtchens nicht anders, als durch ein Quodlibet anzulocken wären. Daher kündigte er Vorlesungen an, und sein Freund übernahm es, Taschenspielerkünste zu machen. Es war da wenig mehr abzuschöpfen, als daß K. wegen seiner Beredtsamkeit viel Lob einerndtete.

Von hier setzte er seinen Stab weiter zu der Gesellschaft, die in Worcester Vorstellungen gab, und blieb dort, bis seine Schwester, die gefeierte Siddons, ihm bei Younger ein Rollenfach verschaffte. Er fieng nun

schnell an sich zu heben, und aus seiner Feder flossen um diese Zeit eine Tragödie, Belisarius, und ein Gedicht the Palace of mercy. Letzteres ließ er bald darauf mit mehreren in einem Bändchen erscheinen, daß ihm aber schon den Tag darauf schlechterdings mißfiel, und er gab sich so viele Mühe es zu unterdrücken, daß er alle Exemplare, welche der Buchhändler noch vorräthig hatte, oder deren er sonst noch habhaft werden konnte, vernichtete. Jetzt werden diese Gedichte, wenn sie in Auktionen vorkommen, als eine große Seltenheit, mit einem hohen Preise bezahlt.

In der Folge verfügte er sich zu dem durch seine Memoiren und sonst so rühmlich bekannten Theaterdirektor Wilkinson in York. Schon hier fühlte er sich und versuchte aus seinen eigenen Mitteln dem Publikum eine bis dahin ungewöhnliche Unterhaltung zu geben. Er deklamirte die schönsten Oden aus Mason, Gray und Collins; die Erzählungen von Le Fevre und Maria aus Sterne, nebst andern prosaischen und poetischen Stücken. Das gefiel so sehr, daß seit jener Zeit auf den brittischen Provinzialtheatern das Deklamiren schöner Stellen und Gedichte zwischen den Aufzügen zu einer stehenden Unterhaltung geworden ist.

Als Wilkinson die Direktorschaft des Theaters in Edinburg erhielt, nahm er K. mit, welcher dort gut empfangen wurde. Außer den Rollen, die er spielte, hielt er eine Vorlesung über die Redekunst auf der Kanzel und im bürgerlichen Leben, und hatte dabei so gute Gelegenheit, seine Kenntnisse zu zeigen, daß man ihm von der Zeit an den Ruhm eines vielseitig gebildeten Mannes ertheilte. Zu seiner Bekanntheit gesellte sich nun Achtung.

Im Jahre 1782 reiste er nach Dublin, und erschien dort zum erstenmal in Hamlet, einer Rolle, die für sein Genie ganz geeignet war, und worin er sich in der Folge sehr auszeichnete. Weniger erfreulich war sein Erfolg im Lustspiel; es kam darüber sogar zwischen ihm und dem Direktor Daly zu einigen scharfen Auftritten. Auch konnte er sich noch nicht so sehr im Angesichte der Zuhörer beherrschen, als es dem guten Schauspieler gebührt, wie eine Anekdote aus dieser Zeit beweist. Man gab Dry-

den's All for love und K. spielte die Rolle des Marcus Antonius. Als dies zum erstenmale geschah, bemerkte er beim Aufblicken zufälliger Weise die possirliche Gestalt eines Harthörigen mit einer Ohrtrompete, und wurde dadurch, gerade als er mitten in einer sehr pathetischen Situation war, wo seine Gattin Octavia und und seine Kinder um ihn standen, so unwiderstehlich zum Lachen verleitet, daß er, zum großen Erstaunen der Zuhörer, in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, und sich nur erst einige Minuten darauf sammeln konnte.

Im Jahre 1784 betrat er zuerst die Londner Bühne als Hamlet. Man merkte bald, daß er seine ganz eigene Ansicht von diesem Charakter hatte. An vielen Stellen deklamirte er anders, als man es seit Garrick gewohnt war, aber immer leuchtete Kennern der Grund davon ein, und sein Mienenspiel war ungleich beredter, als man es bis dahin gesehen hatte. Er bildete diese Meisterschöpfung Shakespeare's nachher immer mehr aus, bis seine Betonungen, seine Gebehrden, seine Pausen, wie einst zu Garricks Zeit, so gäng und gebe wurden, daß andre Schauspieler, wenn sie dieselbe Rolle spielten, sich nicht ohne Tadel davon entfernen durften. Er fieng nun auch an, viele andre tragische Charaktere vorzustellen, und die meisten mit entschiedenem Beifall; denn bei jeder neuen Aufführung war es seine Gewohnheit hier und da Verbesserungen anzubringen, welche zeigten, daß er in seine Rollen eindrang.

Im Jahre 1787 heirathete er seine jetzige Gattin, die Wittwe des Schauspielers Brereton. Ihr Vater Hopkins war ehemals Einhelfer am Theater in Drury-lane gewesen. Sie genoß schon längst seine Achtung; aber ein Zufall, wie man sagt, beschleunigte die Verbindung. K. hatte die Augen der Tochter eines Staatsministers auf sich gezogen. Der Vater fürchtete einen Schwiegersohn zu erhalten, dessen Stand zu dem seinigen nicht paßte, und er erbat sich darüber eine Unterredung mit H. K. Er stellte diesem vor, daß im Falle er Versuche machte, die Sache heimlich in Ausführung zu bringen, er, der Vater, schon dafür gesorgt hätte, den Anschlag zu hintertreiben, und daß, wenn

gar nichts helfen wollte, wenigstens keine Ausstattung erfolgen würde. Jedoch wünsche er nicht seine Tochter bewachen, und immer auf den Kohlen stehen zu müssen; er habe daher Herrn K. einen Vorschlag zu thun, wodurch er nicht nur seinen eigenen Vortheil, sondern auch des Vaters Ruhe befördern würde. Wenn Herr K. ohne Aufschub heirathen, und dadurch allen Besorgnissen ein Ende machen wolle, so sey er, der Minister, gesonnen, ihm ein Geschenk von 4000 Pfund Sterling zu machen, die ihm einige Zeit nach der Trauung ausgezahlt werden sollten. K. auf das Ehrenwort eines Pairs bauend, versprach den Vorschlag anzunehmen. Er warb nun förmlich um die Hand der schönen Wittwe und erhielt sie. Bald darauf machte er der Excellenz seine Aufwartung, um ihn an die Zusage zu erinnern. Der Minister gab sich die Miene über die Zumuthung erstaunt zu seyn, spöttelte, und sagte, er wisse nicht, wie er dazu käme, den Herrn K. dafür zu belohnen, daß er eine hübsche Frau geheirathet? Kurz K. fand sich ganz in seiner Erwartung getäuscht; jedoch hatte er desto schneller eine tugendhafte und liebenswürdige Gefährtin bekommen, mit welcher er immer in ungestörter Einigkeit gelebt hat. — Diese Vademekumsanekdote steht zwar in vier bis fünf Theaterbüchern, ist aber ein Mährchen, und wird von der dramatischen Biographie dafür erklärt.

Als im Jahre 1788 King das Regisseuramt im Drurylanetheater niederlegte, wurde es mit unserm Kemble besetzt, und er behielt es mit einer kurzen Unterbrechung bis ins Jahr 1801. Seine Verwaltung unterschied sich gar sehr von den vorigen. Er brachte viele herrliche alte Stücke wieder auf die Bühne zurück, und machte zu diesem Behufe mehrere erforderliche Aenderungen darin, nicht um die Dichter zu meistern, sondern um sein modernes Publikum nicht vor den Kopf zu stoßen. Sein Scharfsinn zeigte ihm viele falsche Lesearten im Shakespeare, Jonson ꝛc.; er stellte also in den aufzuführenden Stücken die ihm wahr dünkenden her, oder er gab zuweilen glückliche Conjekturen. Ueber solche new readings erhoben dann Parterre-Aristarche manchmal Lärm in den Zeitungen. Auch von Ausländern, die mit dem Buche in der Hand die Londner Theater besuchen, um z. B. ein Shakespearisches Stück aufführen zu sehen, wurden über

solche Aenderungen schiefe Urtheile gefällt. Krittler eifern leicht, daß beim Aufführen eines Schauspiels alles so bleiben solle, wie der Dichter es schrieb, ohne zu bedenken, da die jetzigen Zuschauer, ihre Vorurtheile, ihre Sitten, berücksichtiget seyn wollen, und daß, wenn man darauf nicht achtete, die Theater bald leer bleiben würden.

Während der acht Jahre, da er Regisseur war, hielt er besonders auf den Anstand der Bühne, und auf Fächer. Ferner achtete er genau aufs Theatercostüm, und die Malerei der Culissen nebst dem Maschienenwesen erhielten beträchtliche Verbesserungen.

Im Jahre 1786 schrieb er die Farce the project, und im Jahre 1788 wieder eine, the pannel, mehrere andre zu übergehen. Ein Theaterstück, worin er selbst mit vielem Beifall auftrat, war die Operette Lodoiska, die er aus dem Französischen mit nöthigen Aenderungen übersetzte, und die im Jahre 1794 mit großem Beifall aufführt wurde.

Ehe die Theaterzeit im Jahre 1801 angieng, machte er den Behörden des Drurylanetheaters bekannt, daß er die beschwerlichen Geschäfte eines Regisseurs nicht länger verwalten wolle, wenn man ihm nicht mehr Macht als bisher zugestände. Diese wurde ihm sofort versprochen. Aber bald nachher erhoben sich bittere Klagen in diesem Theater, daß den Akteurs ihre Gagen nicht bezahlt würden, welches die natürliche Folge hatte, daß Kemble mit den übrigen Schauspielern des Theaters den Direktoren den Handel auffsagte, und ein Stillstand erfolgte, bis die Geldangelegenheiten desselben durch das Kanzleigericht wieder in Ordnung gebracht waren.

Im Jahre 1802 unternahm K. eine Reise nach Frankreich und Spanien, in deren Hauptstädten er nichts unbeachtet ließ, was der Verpflanzung werth seyn konnte. Wie groß schon damals sein Name in der dramatischen Welt war, sieht man aus seiner Aufnahme in Paris, worüber ein dortiges Blatt folgendes sagte: „Herr Kem„ble, der berühmte Londoner Schauspieler, dessen An„kunft in Paris durch die öffentlichen Zeitungen angekün„digt worden, hat einen guten Wuchs, und scheint unge-

„fähr vierzig Jahre alt zu seyn. Sein Haar ist schwarz, „seine Gesichtszüge ausdrucksvoll, und seine Physiogno- „mie wahrhaft tragisch. Er versteht Französisch und „spricht es ohne Fehler. In Gesellschaft scheint er nach- „denkend und zurückhaltend. Er benimmt sich aber mit „vielem Anstande, und hat, wenn man ihn anredet, in „seinem Wesen etwas Zuvorkommendes, woraus wir ein „sehr günstiges Urtheil für seine Bildung ziehen. Herr „Kemble ist ein Mann von vorzüglichen Kenntnissen, und „man sagt, er habe seine Sprache kritisch studirt, wodurch „er sich von andern englischen Schauspielern unterschei- „det, welche mehr auf den äußeren Anstand, als auf die „Richtigkeit des Ausdrucks sehen. Das Theater der Co- „médie françoise hat ihn mit aller der Achtung empfan- „gen, welche dem englischen Le Kain gebührt, und ihm „bereits ein prächtiges Gastmahl gegeben, worauf ein „noch glänzenderes Abendessen folgen soll. Talma, an „den er empfohlen war, führt ihn in Paris umher, und „zeigt ihm alles Merkwürdige; sie scheinen eine genaue „Freundschaft geknüpft zu haben. Unsre theatralische De- „klamation dünkt ihm zu weit von der Natur entfernt, „doch giebt er zu, daß einige unsrer Akteurs große Talen- „te besitzen. Ehe er aus Paris abreist, soll man geson- „nen seyn, Macbeth, Hamlet, und Romeo und Julie „aufzuführen. Diese ächtfranzösische Artigkeit wird den „doppelten Vortheil haben, daß man ein ganzes Volk in „der Person seines berühmtesten tragischen Schauspielers „ehrt, und viele Zuschauer ins Theater lockt."

Auf dieser Reise bekam er auch Gelegenheit manche seltene Werke für seine dramatische Büchersammlung zu kaufen, die er mit großen Kosten zusammen gebracht hat. Alles, was in der brittischen Literatur hierauf Bezug haben kann, und wichtig oder selten ist, frühe Drucke, Bildnisse, bibliographische Curiositäten ꝛc. enthält seine köstliche dramatische Bibliothek, die in Europa nur wenige ihres gleichen haben mag.

Als er im Jahre 1803 zurückkehrte, kaufte er für 20,000 Pfund Sterling ein Sechstheil von dem Eigenthume des Theaters in Coventgarden, und wurde, nach dem Abgange des H. Lewis, Regisseur dieses Schauspiel-

hauses, wo er im September zum erstenmale als Hamlet auftrat.

Es ist hier der bequemste Ort etwas von Kemble's Spiel in seinen Hauptrollen zu sagen, obgleich jedem, der Garricks Kunst von Lichtenberg geschildert, und Ifflands Spiel von Böttiger entwickelt gelesen hat, die Feder aus der Hand fallen sollte, wenn er auf diesen Punkt kommt.

Kemble's Gestalt hat eine Würde, die Ehrfurcht einflößt. Regelmäßig gebaut und etwas schmächtig, erhält seine Person durch ein weites, wallendes Gewand, welches zu den meisten seiner Charakterrollen gehört, eine unbeschreibliche Grazie. Bliebe er auch eine halbe Stunde lang in derselben Stellung, so würde sie doch nur Bewunderung erregen. Für alle Rollen, welche Majestät und starken Ausdruck erfordern, war nie ein Schauspieler glücklicher gebildet. In seinen Mienen und Gebehrden malt er alle die heftigen Leidenschaften, welche großen Seelen eigen sind, am glücklichsten Melancholie. Seine Augen sind groß und leuchtend, der Schrecken macht sie fürchterlich. Seine Stimme ist ein schwacher Tenor und sehr beschränkt: aber durch unablässiges Bemühen hat er die wenigen Töne, welche er besitzt, so anwenden lernen, daß man ihm den Mangel des Organs nur dann anmerkt, wenn der Affekt dasselbe zu lange in Spannung erhält. In seiner Miene und Haltung ist so viel Ausdruck, daß die Sprache oft unnöthig scheint *). Zum Beispiel im Vorsaal des Aufidius, im Coriolan. Der gekränkte Stolz, die angeborne Würde, ungeachtet er bei seinem erbitterten Feinde um ein Bündniß ansucht, und eine Art von Erstaunen, sich in einer Lage zu befinden, welche die Umstände nicht völlig entschuldigen, werden an ihm bemerkbar, lange bevor er zu sprechen anfängt. Da er als Coriolan auch den ekelsten Richtern gefiel, so glaubten manche, sein gelungenes Spiel sey größtentheils daher zu erklären, daß sein Charakter mit dem

*) „Der große Schauspieler ist oft dann am größten, wenn er „nicht spricht, wenn er dem Sprechenden zur Seite steht, „und fremde Sprüche in seiner Miene abspiegelt." Entwickel. d. Iffland. Spiels, von Böttiger. S. 45.

des Römers im Einklange stünde. Diese Vermuthung aber gründet sich blos auf den Außenschein, welcher, nach der Versicherung seiner Freunde, auch hier täuscht, weil Kemble im gemeinen Leben umgänglich, liebreich und nachgiebig ist.

Selten hat ein englischer Akteur „mehr in einem „Stücke gespielt" als K. Ausdruck auf Stellen legen, wo er nicht hingehört, und Lieblingssituationen hervorheben, war nie sein Fehler.

Da er vorzüglich auf Würde und Anstand sah, so dürfte man leicht vermuthen, daß er in Situationen, wo tiefer Schmerz, nagender Kummer und erstickter Gram vorherrschen sollten, weniger Wirkung hervorgebracht habe. Aber er wurde nie entmannt. In der Unterredung mit Cassius, wo er ankündigt, daß Portia nicht mehr sey, spricht er die Worte: „Portia ist todt," zwar mit innig empfundener Traurigkeit, aber doch mit so männlicher Fassung aus, daß nur ein Meister dies vermochte. Man merkte, was für einen tiefen Eindruck die Zeitung auf ihn selbst gemacht hat, aber auch wie sehr seine Philosophie alle Regungen des Gemüths bekämpft. Die Trauerpost zähmt des Cassius Ungestüm und besänftigt ihn; denn er hatte sich so eben mit seinem besten Freunde versöhnt, den er kurz zuvor etwas ungebührlich angriff. Nun erweicht ihn vollends eine Nachricht, von welcher er glaubt, daß sie die künftige Ruhe dieses Freundes vernichten dürfte. Man empfindet die Reue, welche sich des Cassius bemeistern muß, und wird gerührt durch seine liebreichen Erkundigungen, ob das Gerücht wahr sey? Aber weit mehr Antheil nimmt man an dem heldenmüthigen Dahingeben in die Beschlüsse des Schicksals, welches der von Kemble dargestellte Brutus so mächtig zeigt.

In der Rolle Penruddock im Glücksrade von Cumberland wurde K. vielleicht am allgemeinsten bewundert; sie war eine seiner treffendsten, weil sein Freund Cumberland sie mit Beziehung auf dessen besondre Kunstfertigkeiten schrieb. Die tiefeingedrungene, sanfte Schwermuth dieses Charakters, die Bitterkeit der Erinnerungen, der Adel in seinem Wohlwollen wurden von ihm gleich

wahr, gefühlvoll und rührend vorgetragen. Sobald er auftrat, sah man in ihm den abgehärmten philosophischen Einsiedler, nicht den Menschenhasser, sondern das unselige Opfer widriger Verhältnisse; den Mann, der wegen unvergeßlicher Kränkungen die Welt zu genießen unfähig, gegen sich selbst hart und unerbittlich geworden, aber voll Wohlwollen gegen seine Mitmenschen war.

In Kotzebue's Unbekanntem (Menschenhaß und Reue) brütete er über der Erinnerung fehlgeschlagener Hoffnung, bis sie ein Theil seines Wesens wurde; je länger er dabei verweilte, desto tiefer sank sie ihm ins Gemüth und jede Gebehrde schien sich darauf zu beziehen. Sein ganzes Leben schien ein unterdrückter Seufzer zu seyn.

Man ist in England allezeit darin übereingekommen, daß es besonders in den Charakteren sich ausgezeichnet habe, wo er nur Eine Leidenschaft, oder Ein Gefühl zu entwickeln hatte. Mußte er seine Aufmerksamkeit auf mehrere Punkte hinrichten, so war er ungenugthuend und unfähig überall die gehörige Kraft zu äußern. Eben so wenig konnte er durch plötzliche und unwiderstehliche Ausbrüche von Leidenschaft überraschen: aber im Darstellen der gewöhnlichen Wirkungen einer starken Gemüthsbewegung, wie im Unbekannten, im Penruddock, im Coriolan, Cato und etlichen andern, wo alle Leidenschaften sich gleichsam um einen Mittelpunkt drehen, und alle durch einen Hauptschlüssel geöffnet werden, da kam ihm kein andrer gleich. Im Coriolan zeigte er die herrschende Leidenschaft mit immer gleicher, unerschütterlicher Festigkeit; er behielt durchgängig dasselbe hochsinnige Gefühl von Würde in seinem Betragen, dieselbe Stärke in seinem Willen, und den gleichen Ernst des Charakters. Widerstand machte ihn nur noch beharrlicher; er wandte sich weder links, noch rechts. Die Höflichkeit, womit er seinen Zweck verfolgte, wuchs mit jedem Augenblicke, bis sie ihn in den Abgrund stürzte.

Unter andern war Kemble's Spiel äußerst gelungen und kunstreich in der Rolle Pierre, im geretteten Venedig von Otway, wo sogar seine Unvollkommenheiten dazu beitrugen seine Vorzüge zu heben, und so ein

schönes Ganzes hervorzubringen. Die liederliche Gleichgültigkeit, welche dieser Mensch annimmt, um seine verborgenen Absichten und die Grausamkeit seiner Rache zu bemänteln, war meisterhaft vorgestellt; und der Ton des heimtückischen Scherzes, den Pierre so gern lügt, paßte ganz zu Kemble's absichtlich gezwungenen und aus Verachtung herfließenden Versuchen sich lustig zu stellen, und zu der Ungelenkigkeit seiner komischen Muse. Cato war auch eine von den Rollen, welche Kemble, durch seine persönlichen Vorzüge begünstigt, besonders gut spielte. In diesem Charakter brauchte er sich eigentlich nur sehen zu lassen; er hatte alle die Würde des Stilllebens. Es war eine ungemein sorgfältige Darstellung eines classischen Costüms und eines schönen Faltenwurfs.

Als er Miteigenthümer des Theaters in Coventgarden wurde, hatte sein Ruhm eine Höhe erstiegen, die ihm nichts zu wünschen übrig ließ, als sich darauf zu erhalten. Auch vermehrte sich sein Vermögen ansehnlich. Doch unerwartet erhielt dies einen plötzlichen Stoß. Am 20. Sept. 1808 brach in dem eben gedachten Theater ein Feuer aus, wodurch es binnen drei Stunden in Asche gelegt wurde. Dies war für K. so wie für die übrigen Eigenthümer ein sehr schmerzhafter Verlust. Die fürchterliche Feuersbrunst ereignete sich mitten unter umringenden Gebäuden, welcher Einengung es zuzuschreiben war, daß bei dem Einsturze eines Theils des großen Gebäudes über zwanzig Menschen ihr Leben verloren. Doch was unsern Kemble anlangt, so zeigte es sich auch bei diesem Unglück, daß Männer von außerordentlichen Verdiensten in peinlichen Verlegenheiten unerwartete Theilnahme erregen, und großmüthige Unterstützung finden. Der jüngst verstorbene Herzog von Northumberland, welcher sich schon zu der Zeit, da Steph. Kemble mit der Mistreß Esten um das Direktorium des Theaters in Edinburg kämpfte, als ein Freund der Familie bewiesen hatte, sprang jetzt unserm K. sehr thätig bei, obwohl die Güte dieses wahrhaft edeln Herrn niemals K. gestatten wollte, dem Publikum die besondern Umstände der Geldunterstützung zu eröffnen. Kemble widmete diesem Gönner seinen Versuch „über Macbeth und Richard den 3ten,“

und sagte in der Zueignung im Allgemeinen, wie viel er des Herzogs Wohlthätigkeit zu danken habe. Die Patentinhaber verloren keine Zeit, zu dem Bau eines neuen Theaters Anstalten zu machen. Smirke der Sohn, ein noch junger Mann, ward damit beauftragt, und erhielt die erwünschte Gelegenheit, seine großen Talente im Angesichte der ganzen Nation zu bewähren. Kemble war im Stande, durch seinen Geschmack und seine Kenntnisse dem Architekten manchen nützlichen Wink dabei zu geben. In Zeit von neun Monaten erstand ein neues Theater aus den Steinen des Alten, und es war das erste, welches der Hauptstadt des brittischen Reiches nicht unwürdig ist. Es wurde am 18. Sept. 1809 mit der Tragödie Macbeth eröffnet. Kemble sah nebst den Einwohnern von ganz London diesen Tag für einen merkwürdigen an, und schmeichelte sich, daß nach einem solchen Gewitter, der Sonnenschein endlich hervorbrechen würde. Eitle Hoffnung! Als der Vorhang des neuen Theaters zum erstenmale aufgieng, erhob sich ein Unfug, dergleichen man in Schauspielhäusern, selbst in englischen, noch nicht erlebt hatte. Die Eigenthümer hatten nothgedrungen den Einlaßpreis erhöhet und die Privatlogen vermehrt, weil der durch den Brand erlittene, ungeheure Verlust, und die schweren Kosten eines Baues mitten im Kriege, wo die Baumaterialien doppelt theuer waren, ihnen dies zur Pflicht machten, aber der Londner Pöbel (denn die bessern Volksklassen hatten daran wenig oder gar keinen Antheil), welcher sich eine tyrannische, und in allen andern Ländern unerhörte Obergewalt über die Angelegenheiten der Theater anmaßen darf, wollte die Erhöhung des Preises nicht gelten lassen, und lärmte daher nicht nur ohne Unterlaß, so daß man die Schauspieler nicht hören konnte, sondern richtete auch alle mögliche Zerstörungen an. Ja ein Bierwirth, welcher behauptete, daß man ihn widerrechtlicherweise aus seinem Hause vertrieben, um die Baustelle in den Bezirk des neuen Gebäudes einzuschließen, schenkte öffentlich im Parterre Bier, bis man ihn mit großen Unkosten bewog, sich zu entfernen. Dieser Unfug, welcher gemeiniglich der O. P. riot, oder O. P. Row genannt wird (weil O. P. die Anfangsbuchstaben von den Wörtern old prices, vorige Preise, sind), währete zum Schimpf der Londner Po=

Bayerische Staatsbibliothek München

lizey, und vielleicht der englischen Gesetze, sechzig Abende nacheinander, worauf dann endlich ein Vergleich gemacht wurde, wobei das Merkwürdigste ist, daß der vorige Einlaßpreis in das Parterre ungesteigert bleiben mußte.

In den Jahren 1812 und 1813 machte Kemble eine Reise durch die Provinzen und spielte verschiedene Gastrollen. Im J. 1814 begann sein letztes Engagement im Theater zu Coventgarden. Als er im Januar d. J. wieder im Charakter Corialan auftrat, wurde er von den Zuschauern mit hohem Jubel empfangen; man warf einen Lorbeerkranz auf das Theater, und alle Zuhörer standen mit einemmale auf, ihn zu begrüßen, eine Ehre, die in der Regel nur der königlichen Familie vorbehalten ist. Solche Augenblicke sind es allein, welche ein Leben voll Arbeit, Verläugnung und Kampf belohnen.

Im J. 1816 stand er eine heftige Krankheit aus. Von dieser genaß er zwar vollkommen; aber es scheint doch, daß er von nun an im Ernste den Gedanken gefaßt habe, sich zurückzuziehen. Was auch die eigentliche Ursache zu diesem Entschlusse gewesen seyn mag, sein Ruhm stand nie höher als jetzt, und seine Körperkräfte schienen noch lange nicht erschöpft. Die besten öffentlichen Blätter, in denen man sonst nicht zu freigebig gegen Schauspieler zu seyn pflegt, sagten, er habe von seiner Vortrefflichkeit bis jetzt noch nicht das Mindeste verloren. (he has not fallen off a jot).

In Edinburg spielte er zum letztenmal am 29sten Mai 1817 die Rolle Macbeth. Walter Scott hatte ihm dafür eine herrliche Abschiedsanrede geschrieben, welche zu den besten Kleinigkeiten dieses berühmten Dichters gehört. In London trat er zum letztenmal auf dem Coventgardentheater auf, am 23sten Juni 1817, in der Rolle Coriolan. Als dies vorher angekündigt wurde, empfand das Londner Publikum, was es an diesem Schauspieler zu verlieren hatte, weil in dem öffentlichen Abschiede sehr geachteter Personen allezeit etwas höchst Rührendes liegt. Man beeiferte sich, Plätze zu bestellen, um beim Lebewohl eines so vieljährigen

Lieblings zugegen zu seyn. Alle Theile des Theaters waren so voll Zuschauer, daß man das Orchester mit der Ueberzahl behelligen mußte. Während das Stück spielte, nahmen die Zuschauer Gelegenheit, jede Stelle, die sich auf Kemble's Schauspielerleben und Ruhm anwenden ließ, hervorzuheben und zu beklatschen.

Es kostete ihm Anstrengung, seine Rolle zu vollenden. Dennoch agirte er so schön, daß der Gedanke, einen solchen Schauspieler zu verlieren, viele verleitete, die Grenzen der Bescheidenheit zu übertreten, und, als der Vorhang gefallen war, zu rufen: „kein Abschied, „kein Abschied von Kemble!" Der Vorhang wurde wieder aufgezogen. Kemble sagte mit großer Rührung ohngefähr folgendes:

Meine Damen und Herren, ich bin heute zum letztenmal vor Ihnen aufgetreten; dieser Abend beschließt meine lange Schauspieler-Laufbahn. (Nein, Nein!) Mein Gemüth ist so bewegt, daß ich fast ganz außer Stand bin meine Empfindungen zu äußern. Ich besorgte allerdings, daß ich nicht vermögen würde, mit gehöriger Seelenstärke, oder vielmehr mit gebührender Fassung von Ihnen Abschied zu nehmen, und hatte beschlossen, mich in der Stille von Ihnen zu entfernen: (er hielt inne, eine Zeitlang unfähig fortzufahren) aber ich ließ mich überreden zu glauben, daß man, wenn es auch nur der hergebrachten Gewohnheit wegen geschähe, etliche Worte heute zum Abschiede von mir erwarten würde: (langes Klatschen) Haben Sie aber die Gefälligkeit versichert zu seyn, daß alle meine Geschicklichkeit, entweder als Schauspieler in der Vorstellung der mir ertheilten Charaktere, oder als Regisseur, in dem Bestreben, das Passende mit dem Glänzenden in der Aufführung unsrer besten Schauspiele, und besonders der Stücke unsers göttlichen Shakespeare zu vereinigen, (enthusiastischer Beifall) — haben Sie die Güte versichert zu seyn, daß alle meine Arbeiten und Studien, so unbedeutend sie auch gewesen, mir zum Vergnügen wurden, weil Sie sie beständig mit Ihrer Billigung zu belohnen geruheten. Ich bitte Sie meinen Dank für die große Güte anzunehmen, welche Sie mir

unausgesetzt, von dem ersten Abende an, wo ich mich um die öffentliche Gunst bewarb, bis zu diesem (ein kleiner Einhalt) schmerzlichen Augenblicke, da ich mich von Ihnen trenne, erwiesen haben. (allgemeine Stille — er konnte mit erstickter Stimme nur noch sagen) Ich muß schnell Abschied nehmen; meine D. u. H. mit größter Hochachtung, obwohl ungern, wünsche ich Ihnen ein langes Lebewohl."

Als sich Kemble entfernte, wurde ein beschriebenes geschmackvoll verziertes Stück Atlas, woran ein Lorbeerkranz geheftet war, aus dem Parterre dem Herrn Talma überreicht, mit der Bitte es K. zu geben. Dazu war es etwas zu spät. Die Schrift enthielt, nach einer kurzen Schilderung seiner Verdienste, einen Zuruf der Freunde und Bewunderer.

Hinter dem Vorhange warteten Kemble's Kunstgenossen mit traurigen Gesichtern, um ihm die Hand zu drücken. Jeder suchte etwas von ihm zum Andenken zu erhalten.

Sobald es ausgemacht schien, daß Kemble sich von der Bühne entfernen wollte, hielten viele es für billig, daß ein Mann, der so lange Jahre auf das unermüdetste zur Veredlung des Theaters beigetragen hatte, einen öffentlichen Beweis von Achtung erhalten sollte. Es wäre jedoch bei diesem bloßen Gedanken geblieben, wenn nicht ein Club von Freunden der Litteratur und des Schauspiels Hand ans Werk gelegt hätten. Sie veranstalteten einen Schmaus, wozu viele ausgezeichnete Männer vom ersten Range und von Ansehn aus allen höhern und mittlern Ständen sich beeiferten ihre Namen zu unterschreiben, und wozu Kemble selbst eingeladen wurde. Ein Ausschuß der Theilnehmer ließ für diese Gelegenheit eine silberne Vase, wozu Flaxman den Entwurf machte, verfertigen, ferner einen berühmten Dichter um eine schickliche Ode bitten, dann ein passend verziertes Einlaßbillet stechen, und endlich alles andre zum festlichen Mahle Erforderliche vorbereiten.

Diese Huldigung der dramatischen Kunst in dre Person eines ihrer vorzüglichsten Jünger war auf den

27. Juni anberaumt. Abends um 7 Uhr setzte man sich zur Tafel. Kemble erhielt seinen Platz zwischen Lord Holland, der oben an saß und das Wort führte, und dem Herzoge von Bedford. Während der Tafel wurden mehrere Tonstücke aufgeführt, sämmtlich aus den Werken des großen Händel gewählt. Nach abgehobnen Speisen sang ein erlesenes Chor das schöne Lied: non nobis Domine. Es folgte die Gesundheit des Königs 2c. mit God save the King und andern zweckmäßigen Liedern begleitet.

Lord Holland hielt, als Vorsitzer, eine Rede, in welcher er die Verdienste des Künstlers, zu dessen Ehre die Anwesenden sich versammelt hätten, in einigen treffenden Zügen auseinander setzte. Unter andern sagte er: Hr. K. hat durch die Aufmerksamkeit auf vermeinte Nebenerfordernisse mehr für den fortdauernden Flor der brittischen Schaubühne, und mithin für den Ruhm ihrer Anbauer gethan, als alle seine Vorgänger. Denn so lange diese Bühne dauern, und so lange man die Schauspiele Shakespeare's in dieser Hauptstadt aufführen wird, muß die Wirkung von Kemble's Kenntnissen und seiner Sorge für die Angemessenheit der Dekoration, für die Verbesserung des Costüms, und für viele andere Sachen anerkannt werden, die dem Anscheine nach von wenigem Belange sind, aber ins Ganze mit verflochten, den talentvollen, gelehrten und scharfsinnigen Mann zeigen.

Der hoffnungsvolle Schauspieler Young sprach eine schöne von dem berühmten Dichter Thomas Campbell verfaßte Ode auf Kemble, und die letzte Strophe derselben wurde nach dem Tonsatze des Componisten Cooke von einem Chor erlesener Sänger mit vielem Effekt wiederholt. Man brachte dann Kemble's Gesundheit aus, worauf dieser in einer rührenden Rede dankte. Nun folgten mehrere kurze Anreden, besonders der gegenwärtigen Schauspieler, worunter auch Talma war. Fawcett sprach im Namen des Coventgardentheaters, und verglich K. mit einem Feldherrn, der seinen Befehl niederlege: „so lange er denselben hätte (fuhr er fort) „übte er sehr viel Gutes, und man wird sein „Beispiel gewiß nicht vergessen, der Eindruck, welchen

„er hinterläßt, ist unauslöschlich. Ihm verdanken es „die Schauspieler, daß er ihren Stand zu einem Gra„de von Achtung erhoben hat, welchen er nie zuvor ge„noß. Sie werden sein Beispiel nie aus den Augen „verlieren, und wiewohl nur wenige hoffen können, seine „Vollkommenheit zu erreichen, so steht es doch jedem „frei, nach der Erlangung des so beneidenswerthen „Charakters zu streben, den er sich in einem sehr hohen „Grade erworben hat, nämlich den eines biedern und „rechtschaffenen Mannes." Young, der vorher erwähnte Schauspieler, gestand, daß Niemand H. K. so viel zu verdanken habe, als er; K.'s Einfluß und Beispiel hätten ihm allein den geringen Ruf verschafft, welchen er besäße. Der in seinem Fache verdiente komische Schauspieler, Matthews, sagte, obwohl das Publikum H. Kemble viel Dank schuldig sey, so könne doch eigentlich nur ein Akteur recht würdigen, was für Gutes K. auf der englischen Schaubühne gestiftet habe. Uebrigens habe man an diesem feierlichen Tage etwas zu traurigen Aeußerungen Raum gegeben. Er seines Theils wünschte K. von Herzen dazu Glück, daß er im Stande sey, sich nun zur Ruhe zu setzen und mit Ehren von einer Lebensart Abschied zu nehmen, die doch am Ende nur mißlich, und voller Schwierigkeiten, Mühe und Angst sey. Freund Fawcett habe K. einen Feldherrn genannt; er, Matthews, müsse ihn seinen dramatischen Souverain heißen, an dessen Beehrung und Unterscheidung er, als sein treuer Unterthan, den aufrichtigsten Antheil nähme.

Ein Abguß von Shakespeare's Statüe stand über dem Stuhle des Präsidenten; und als Kemble sich um Mitternacht entfernte, schien die Gesellschaft zu empfinden, daß dies mehr als eine eingebildete Trennung des Schauspielers von dem großen Dichter sey.

Gewiß hatte man in England einem Akteur niemals eine solche Ehre erzeigt. Man wird den Glanz der Feierlichkeit aus folgenden, aus einer großen Anzahl gewählten Namen folgern können. Unter andern waren zugegen: Lord Aberdeen; H. Adolphus (Historiker und Rechtsgelehrter); die H. H. Angerstein (Banquiers); Herzog von Bedford; Lord Blessington; die beiden D. Burney (Phi-

lologen und Theologen); Bramah (Mechanikus); Lord Carlisle (Dichter); Lord Cahir; H. Canning (Minister und Dichter); Crabbe (Dichter); Dibdin (der erste Bibliograph in Großbritannien); Lord Essex; Lord Egremont; Lord Erskine (ehedem Großkanzler); Lord Fife; Flaxman (Gelehrter und Bildhauer); Lord Gordon; Will. Gifford (Dichter, Litterator und Herausgeber des Quarterly Review); Lord Harrington; Lord Holland (Staatsmann und Litterator, Neffe von Fox); Heath (vorzüglicher Kupferstecher); W. Hamilton (Verfasser der Aegyptiaca); Lord Kirkwall; Carl Kemble (Bruder des Valedicenten); Marquis von Lansdowne (einsichtsvoller Staatsmann); Lord Lauderdale (Mitglied des Oberhauses und berühmter Schriftsteller); D. Lysons (Englands Topograph); Lord Mulgrave; Lord Mountnorris; die reichen Buchhändler Murray, Mawman, Miller und Nicholl; Lord Ossory, Lord Percy (jetzt Herzog von Northumberland, der reichste Pair); Lord Petersham; H. J. Perry (Herausgeber und Eigenthümer des berühmten alten Oppositionsblattes Morning Chronicle); Lord Stair; H. Shield (beliebter Componist); die H. H. Shee und Smirke (zwei berühmte Mahler); Marquis von Tavistock; Lord Torrington; H. Tierney (berühmter Parlamentsredner und Anführer der Opposition); Telford (vorzüglicher Wasserbaumeister); Talma (wer kennt ihn nicht!); Marquis von Worcester; Sir Robert Wilson (General, militair. und politischer Schriftsteller); Westmacott (geschätzter Bildhauer); West (Präsident der Königl. Akademie); Lord Yarmouth (von der Umgebung des Prinz-Regenten).

Solche Freunde hat der würdige Kemble. Man fand ihn an ihren Tafeln und in ihren Gesellschaften, so oft es ihm seine bisherigen Berufsgeschäfte und seine Gesundheit erlaubten.

Johannes Müller.

Grundzüge aus dem Bilde seines Lebens

von

D. F. A. Koethe.

Johannes Müller.

Wie Johannes Müller gelebt, ist in den voranstehenden Blättern *) kurz, aber getreu dargestellt worden. Auch haben schon mehre Andre versucht, theils in treffenden Umrissen, theils im ausgeführteren Bilde, sein inneres Wesen und Seyn uns zu vergegenwärtigen; Liebe und Verehrung haben ihm mehr als Ein Denkmal errichtet, und der im Leben Vielgeprüfte hat auch ein strenges Todtengericht hindurchgehen müssen. — Doch werden die Günstigen gern genehmigen, daß diesen Blättern noch ein Schattenriß seines geistigen Lebens eingewebt werde, durch Einen, der ihm auch persönlich befreundet war, der werthe Zeugnisse seines hohen Geistes, seiner edlen und wohlwollenden Gesinnung nicht nur aus seinen Werken, sondern auch aus schriftlicher und mündlicher Mittheilung, im treuen Gedächtniß bewahrt. Für die, welche den geschiedenen Meister gekannt und erkannt haben, wird dieser Schattenriß, (denn das bleibt doch selbst das vollendetste Gemälde eines ausgezeichneten Menschen) keinen neuen Zug enthalten; aber sie werden bei demselben um so freundlicher verweilen, je weniger er ihnen neu erscheint, je wahrer sie in ihm den wieder erkennen, dessen Erinnerung sie mit Liebe erneuen. Die vollständigere, jetzt vorliegende Sammlung seiner Werke und Briefe (25 Bände) hat zur innern Geschichte seines Lebens, das unverhüllt und ungeschminkt dem unbefangenen Beobachter

*) Siehe die vorhergehende Abtheilung (VIII.)

sich darbot, selbst keine, im Wesentlichen neuen Beiträge, sondern nur Bestätigung der wohlbekannten Züge mitgetheilt.

Johannes Müller vereinigte in seinem Wesen so vieles von dem, was uns mit Achtung und Liebe gegen Menschen am meisten erfüllt, daß selbst Gegner die vortrefflichen Eigenschaften seines Geistes und Herzens nicht ganz verkennen konnten. Früh schon durch den Reichthum seiner ungemeinen Anlagen, und durch rege Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne ausgezeichnet, sammelte er sich ächte geistige Schätze, die sein reiferes Alter herrlich zierten.

Sein regsames und leicht bewegliches Gemüth gewann bald einen festen Mittelpunkt in seinem sich kräftig entwickelnden Streben nach Seelengröße, und erhielt ihm, durch alle Zeiten seines Lebens, eine frische, der Begeisterung immer gleichfähige Jugendlichkeit, die, durch frühen Ernst und klare Lebensansichten geregelt, seine Thätigkeit weder erschlaffen, noch unstätt werden ließ. Alles, was ihm Theilnahme abgewann, ergriff er möglichst vollständig und mit seinem ganzen Wesen; was menschenwürdig, was löblich, was groß, das suchte er in der Erkenntniß und in der Gesinnung sich anzueignen. Geist und Herz verlangten stets gleiche Befriedigung; für Alles, was jenen beschäftigte, bedurft' er eines Einklangs in diesem; sein Gefühl wollte mit seinem lebhaftesten geistigen Bestreben immer gleichen Schritt halten, ja eilte demselben oft voran. Seine wahre Genialität lag in seinem Gemüth.

Eine aufrichtige, herzinnige Frömmigkeit gab diesem jene höhere Weihe, die, unter allen Verhältnissen, den rechten Adel der Seele, das Göttliche im Menschen, in lebensvoller Klarheit bewahrt. Nicht abergläubig, nicht schwärmerisch, nicht spielend, aber immer wahr und tief, äußerte sich sein religiöser Sinn, und in ungetrübter Einfalt, in unbeweglicher Festigkeit erhielt der Geist der Wahrheit ihm den Glauben, der, schon in früher Kindheit erweckt, auch den Jüngling geleitet hatte durch die Irren

des Daseyns. Diejenige Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums, die ihm früh ein theures Kleinod geworden, vermochte weder die ungläubige Weisheit seiner Zeit, noch das Weltleben in ihm wankend zu machen, und keine irdischen Rücksichten, keine blendenden Hoffnungen, keine noch so beredte Ansprache an sein Gefühl konnte ihn bewegen, die Gemeinde zu verlassen, der er mit Liebe angehörte. Sein Gemüth, sein Selbstgefühl fanden eine edlere Befriedigung in unbeweglicher Treue.

Solche Frömmigkeit hatte sein, schon ursprünglich an Liebe reiches Gemüth, in dieser noch fester gegründet, noch schöner entwickelt, und jene erhabene Eigenschaft, die von dem ächtreligiösen Sinn unzertrennlich ist, mit der rechten Wahrheit und Innigkeit beseelt. Er besaß jenes gränzenlose Wohlwollen, das, oft getäuscht, doch nie kälter, nie ärmer, nie kärger, noch zurückhaltender werden konnte; jene freundliche Neigung zu den Menschen, die an allem Menschlichen herzlichen, thätigen Antheil nimmt; jenen zarten und edlen Sinn für Freundschaft, der in einer, die Welt mit Liebe umfassenden Seele, ein unerschöpflicher Schatz, in der ganzen Fülle seines Reichthums sich am meisten verwandten Seelen kund giebt. Mit welcher zarten Innigkeit und Treue er seinen auserwählten Freunden zugethan war; wie er jenen Seelenverein edler Menschen der Vorwelt, den alte Sagen und Geschichten verherrlicht haben, auch in christlicher Zeit zu erneuen sich getrieben fühlte; wie er sich wohl einen Priester des Heiligthums nennen durfte, in dem am lautersten, wärmsten und wahrsten der Mensch dem Menschen sich anschließt; das ist seinen Zeitgenossen viel bewährt. Noch in den späteren Jahren seines Lebens schloß er sich gern und traulich an solche an, die seine Achtung und Neigung gewonnen, an Jünglinge vorzüglich, in denen er ein reines Gemüth und höheres Streben erkannte, und er liebte sie mit einer solchen Tiefe des Wohlwollens und Lauterkeit der Gesinnung, daß der abscheulichste Vorwurf, mit dem man in dieser Beziehung ihn belastet hat, in denen, die ihn verstanden, nie aufkommen konnte, und einzig auf dem grundlosesten Verdacht beruhte. Wie er sich selbst einen jugendlichen Sinn zu bewahren wußte, und ein kindliches Gemüth mit freudigem Streben, so fühlte er zu Jünglingen sich hingezogen, in denen er noch die meiste zutrauliche und herzliche Hingebung fand.

Ihnen war er der erfahrnere und doch zärtliche, immer erweckende, warnende, aufmunternde, und doch nie sich überhebende Freund, der, mit der reinsten Freude, die hellen Funken des Guten und Schönen in ihnen wahrnahm und mit warmer Theilnahme zur erwärmenden Flamme anfachte. *)

---

*) „Wenn ich (schrieb er, im Mai 1806 an den Verfasser) je „der war, welcher ich sollte, je die Mühe nicht gescheut, und „um reinen Jugendsinn, Illusionen heuchlerischen Vornehmthuns verschmähet, so kann kein Lohn mir süßer seyn, als „das Vertrauen ꝛc. — — Nächst der Begierde nach Wissenschaft herrschte immer Liebe der Freundschaft in mir; selbst „mein warmer Eifer für gesetzmäßige Verfassung hatte keine „andre Quelle, als den Wunsch nach freiem sichern Wohlseyn „meiner Brüder. — — —"

Zu andrer Zeit schrieb er an denselben: „— Ich freue „mich, Sie im Schooße der Freundschaft so viele Wonne, so „vielen Ersatz finden zu sehen. — Daß Sie verschiedene „Wege gehen, ist eher ein Glück; es macht, wie Sie sagen, „vielseitiger, und am Ende kömmt man in der Liebe des „Schönen und Guten doch zusammen. Ergeben Sie sich ferner „mit der Fülle Ihrer Empfindung dem Freundschaftsgefühl; „es ist das göttlichste, das veredelndste, das sicherste; was war „es den Alten, wie beseligte es dieselben Weisen, und befruchtete ihre Seelen mit jener eigenthümlichen Lebensweisheit, welche in ihnen ist. Sie sehen aus meinen gedruckten „Briefen, daß ich hier nicht als αμυητος spreche, und als „alter Diener dieser Gottheit über ihre Freundschaften mir „wohl herausnehmen darf, den Segen zu sprechen." — „Das „Nächste, was Sie mir weiter sagen sollen, ist — die Ordnung Ihrer Studien. Wir müssen immer näher Einen „Zweck fassen, Einheit in Alles bringen, und dadurch in etwas Vollkommenheit erkämpfen. — — — Vor Allem, „Lieber, so schlimm die Zeit, so unbestimmt noch die Aussicht, verlieren Sie nie den Muth! — — Geduld nur mit „der jetzigen Lage, auf vielleicht nicht lange Zeit. Wenn sie „in dem und dem langweilig oder drückend ist, so erleichtre „Ihnen Freundschaft das Ertragen. Alles, was Sie plagt, „sagen Sie mir; Sie können mir nichts sagen, was meine „Theilnehmung minderte; über manches kann Ihnen meine „Erfahrung zu statten kommen, über manches das Mitgefühl Sie trösten. — Zu sehen wünschte ich Sie, wie „Sie mich. — Im Uebrigen schmerze es Sie nicht, wenn „es auch auf Ein Jahr verschoben bliebe: was wir an uns „lieben, ist wie was uns die Alten und andre ausgezeichnete „Charaktere theuer macht; es bedarf dazu der körperlichen „Gegenwart nicht durchaus; man entwirft sich ein Bild des „Geliebten, das oft weit schöner ist, als die Realität. Es „bleibe also auch das der Vorsehung heimgegeben."

Nie ließ er es an Ermunterung und Stärkung fehlen, und wenn er bisweilen, wie ihm vorgeworfen worden, allzufreigebig Lob spendete, und, nach seinem wohlwollenden, fast zu weichen Sinn, das Gute, das er wahrnahm, leicht zu hoch anschlug, so tadelte er doch auch ernst und lebhaft, wo der jüngere Freund im wissenschaftlichen oder bürgerlichen Leben auf einen Abweg kam, oder in seinen Bestrebungen sich verwirrte. *) Alles Unlautre,

---

Bald nach den großen Ereignissen des Jahres 1806 (nachdem wir indeß uns persönlich kennen gelernt hatten;) in den ersten Monaten des folgenden Jahres: „Ich kann mir selbst nicht „vergeben, theuerster, geliebtester K. Ihnen so lange nicht ge„schrieben zu haben; mein Gemüth, ich schwöre es Ihnen, „straft mich bitter für die Versäumniß; dieses macht mir den „Augenblick schwer, der mir sonst so süß gewesen wäre, da ich „für Sie die Feder ansetze. Die außerordentliche Zeit freilich „trägt einen Theil der Schuld. Spät kam Ihr Brief, mit „vielen andern, zu einer Zeit, wo ich noch nicht fähig war, „meine Gedanken und Gefühle weder in Schrift zu sammeln, „noch auf allgemeine Gegenstände zu zerstreuen. Nachmals er„griff ich den 5. Theil meiner Gesch. der Schweiz, wurde mehr„fältig, durch zufällige Arbeiten, unterbrochen, und wenn ich „dann meine Briefschulden betrachtete, schreckte deren Zahl „mich so, daß ich kaum wagte, sie zu zählen, zu sichten. Al„les dieß, weder weise noch gut, aber doch entschuldigungsfä„hig, wenigstens vor einem so günstigen Richter, wie das Herz „meines —, vor dem ich mich selbst verklage." — — — „End„lich konnte ich jedoch nicht anders, als die abgerissenen Faden „der Freundschaft wieder auffassen, da eben Zusammensicht, und „besonders die Einstimmung der καλων και αγαθων unter „Jünglingen ganz vorzüglich in meine Plane und Wünsche ge„hört." — — —

*) Ueber eine historische Arbeit des Verf. schrieb er ihm: „— Ein „Zweites haben Sie ganz nach meinem Sinne beschlossen: Ci„tate ja nicht auszulassen, aber kurz zu fassen, und kritische „Diskussionen als Beilagen anzufügen. Letzteres zwar that „ich noch nie; das kam aber von dem Zufall, daß ich keinen so „einzelnen Gegenstand, wie Eines Mannes Leben, und ein „solches, das ein σημειον αντιλεγομενον war, zu bearbeiten „Anlaß hatte, und Andeutung mehr, als Ausführung meiner „Art entspricht." — — — Aber er fügte auch hinzu: „die„ses (das Studium des Homer) erhalte Sie der Einfalt und „Natur getreu. Hüten Sie sich sehr vor der Zusammenmi„schung der populären Erzählung und philosophischer Kunst„formeln. Finden Sie bei Polyb, Cäsar, Sallust, platoni„sche oder akademische Schulsprachen? In dem Fall wären „sie jetzt unlesbar, wie viele vortreffliche Denker des Mittelal„ters: aber sie haben die Probe von 20 Jahrhunderten bestan„den, weil sie der ewigen Natur gefolgt."

Geschminkte und Falsche, haßte er; das entfremdete ihn von denen, an welchen er es endlich anerkennen mußte; wo er aber Lauterkeit, Aufrichtigkeit und redlichen Willen gefunden, da rügte er Flecken und Mängel mit jenem unwiderstehlichen Wohlwollen, das seine Wirkung weniger verfehlt, als unfreundliche Zurechtweisung, die mit seinem Wesen unvereinbar war.

Tadelt man aber, daß er zu leicht und zu vielen sich hingab, und sein Vertrauen hie und da wohl verschwen-

---

Ein andermal, als der Verf. über viele, durch unvermeidliche Geschäfte, den Studien und Lieblingsarbeiten entzogene Stunden geklagt hatte, schrieb er: „Bis der Friede erscheint, „ist, Zufälle abgerechnet, kein andres Mittel, als die partiellen von Tage zu Tage. Nicht für den einzigen Gelehrtenstand; wie viele andre, die den Künsten des Friedens, im „Civilstande, dienen, sind in gleicher Verlegenheit! Bald sollte man wie bei den Türken einführen, daß vom König bis „zum Thorhüter jeder auch ein unentbehrliches Handwerk lerne, um im Nothfall warten zu können. Indeß wer auf irgend eine Weise für den Lebensunterhalt einen Theil des Tages verwenden muß, darf diese Zeit nicht zu sehr bedauern; „für Kenntniß der Menschen und der Lebenspraxis wird sie „nicht ganz unnütz vergehen; und wie wenige der Größten, mögen sie wie Xenophon Heere angeführt, oder Epictet Sklavenarbeit getrieben haben, konnten sich je ganz der Wissenschaft „widmen. Bei einer im Ganzen glücklichen Laufbahn, wie „viele Zeit habe ich in politischen Geschäften, wie viele im „Weltleben, und oft nicht ohne eigne Schuld, verloren. Aber „die freigebige Natur ersetzt den vermeinten Verlust, und wozu „kann uns Zeit fehlen, da wir die Ewigkeit vor uns haben! „Die Summe ist also für jetzt Geduld und Gewandtheit sich durchzuschlagen, treues Aufsehn der Freunde auf jeden sich ergebenden Fall, feste traute Verbindung, und, sobald sich's einmal „entwickelt, Verwendung (die auch ich Ihnen, so weit sich mein „Einfluß je erstrecken möchte, theuer zusichere!)"

(1807.) „Eure weltliche Lage vergesse ich nicht über dem „Götterglück der innern, moralischen. Könnte ich darüber etwas Befriedigendes herausbringen! Aber eher trübe sind, „wenigstens in diesem Nord, unsre Aussichten! Es ist so wenig wahrscheinlich, daß hier eine für die Litteratur bessere „Zeit kommen werde, daß ich selbst nicht glaube, hier bleiben zu „können. — — — — Sonst könnte nach Beschränkung der „(wie unnütz erfundenen!) Menge Soldaten wie viel Gutes „geschehen! Aber es läßt sich nichts combiniren, bis einst klar „wird, was das ganze Deutschland für eine Gestalt bekömmt. „Von der hängt jeder einzelne Plan ab; erst wenn man den „Boden kennt, läßt sich auftreten."

dete, so vergesse man nicht, daß solcher Irrthum aus der edelsten Quelle kam, und daß es nur wenigen gegeben ist, durch das ganze erfahrungsreiche Leben, eine so ungetrübte Neigung zu den Menschen, ein so freundliches Herz sich zu bewahren. Vielmehr soll uns im dankbaren und ehrenden Andenken bleiben, wie von jenem kalten zurückhaltenden Vornehmthun, das auch manchen edleren Menschen zur Gewohnheit wird, und Andere mehr von ihnen entfernt hält, als angeht, nichts in ihm war, und daß kein Hang, keine Berühmtheit, kein innerer oder äußerer Vorzug von ihm je geltend gemacht ward, um, in unerquicklicher Abgeschlossenheit, sich über Andre zu erheben. Die stolzdemüthige Herablassung liebt' er nicht; lieber zog er auch das geringere Talent, das kleinere Verdienst zu sich heran, oder hinauf, ohne auch nur leise die Höhe merken zu lassen, auf der er selbst stand. Wohl durft' er seinen Werth, die Aufrichtigkeit, Festigkeit und Kraft seines Willens, den Ernst seines Strebens, den Umfang und die Bildung seines Geistes, im reinen Bewußtseyn, und heiter empfinden, der Früchte seines Lebens sich freuen; aber nie überhob er sich, nie that er sich selber genug, nie beschränkte sein Selbstgefühl die Werthschätzung Andrer, das innige Wohlgefallen am fremden, eigenthümlichen und selbsterrungenen, ob auch nur ungeordneten Verdienst.

Mit solchem unzerstörbaren Wohlwollen betrachtete und behandelte er alle menschlichen Verhältnisse, die engern und die weitern, die kleinern und die größeren. Sein von Selbstsucht unbeflecktes Herz hatte Raum und Innigkeit für die Liebe der Freunde des Vaterlandes, der Menschheit, und seine Liebe war reich genug, um, wenn sie dem Einen sich ganz zu geben schien, dem Andern doch nichts zu entziehen. Er haßte den falschen Weltbürgersinn, der, in einem längern Zeitraum seines Lebens, von vielen gefeiert, ihnen ein kümmerlicher Scheinersatz für den fast verlornen Vaterlandssinn und die seltnere Bürgertugend seyn sollte. Er liebte die Menschheit, aufrichtig, aus natürlicher, in ihm mächtiger Neigung und als Christ; eben darum nicht minder sein Vaterland; ja dieses war ihm gleichsam der Brennpunkt, in dem alle Strahlen jener Liebe

erleuchtend und erwärmend sich vereinigten, um wieder, auch über dasselbe hinaus und um so kräftiger, sich wirksam zu beweisen.

Geboren in der freien Eidgenossenschaft Helvetiens, hieng er mit kindlicher Neigung und männlicher Treue, unter allem Wechsel seines Lebens, an den Gebirgen und Thälern, den Fluren und Flüssen, dem ganzen theuren Boden, an der bewährten Verfassung und dem edlen Volke seines Vaterlandes, und wie er es geliebt, hat er nicht nur in den Zuschriften und Vorreden zu seiner Schweizergeschichte und anderwärts ausgesprochen, sondern auch in vielen Verhältnissen rühmlich bethätigt, so daß er wohl sagen durfte: *) „der wird nie erstehen, der das Vaterland redlicher liebe." Dem unmittelbaren Dienst desselben früh schon entzogen, unter Fügungen, die er weniger selbst veranlaßte, als, einer höhern Ordnung gehorchend, aufnahm, und für Deutschland, das er als ein jenem eng verbundenes, ja verschwistertes Land zu betrachten gewohnt war, auf immer gewonnen, verlernte er nie, die Treue gegen das Eine mit der Treue für das Andre zu vereinigen, und mit einem, nur seiner Liebe möglichen, ungetheilten Eifer sich beiden zu widmen. Er durfte dem deutschen Volke seine nächsten Dienste widmen, weil, was er für dieses that, nicht nur jenem unverloren, sondern auch Gewinn war, und weil er mitten in Deutschland das größte Werk, das er für die Schweiz vollbringen konnte, kräftig förderte. Dazu trennte kein feindliches Verhältniß, das sein Herz zerrissen hätte, beide Länder, und er durfte hoffen, den alten Landesgenossen die ersprießlichsten Dienste zu leisten, während er zugleich nicht nur durch das wiedererweckte Gedächtniß, sondern auch durch das Anschaun schweizerischer Tugend die deutschen Brüder beseelte. **)

---

*) Beim Schluß der Vorrede zum **dritten** Bande der Schweizergeschichte.

**) „Der Staat, worin ich lebe, und mein Geburtsland sind beyde durch Verbindung mit andern sicher, und gleich interessirt für die große Sache, daß in der menschlichen Gesellschaft barbarischer Despotismus und trotzige Gewalt nicht so viel vermöge, als Licht und Recht. Beide Bundessysteme, das deutsche und schweizerische (denn auch das Reich ist eine nur anders geformte

Wie er aber Deutschlands Wohl im Herzen trug, und im klaren Geist erwog, davon legen die „Darstellung des Fürstenbundes" und die „Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbund," davon noch viele andere uns unvergeßliche Worte und Thaten ehrenwerthes Zeugniß ab. Wenn er zu Zeiten sich heimsehnte nach seinem Geburtslande, nach dessen Bergen und Thälern und unverdorbenen Bewohnern, fühlte er doch nie auf die Dauer sich unheimisch in dem zweiten Vaterlande, und umfaßte mit thätiger Liebe dessen Angelegenheiten. Für bewährte Verfassung, gesetzmäßige Freiheit, wohlbegründetes Recht und unwandelbare Gerechtigkeit arbeitete, sprach und kämpfte er hier, wie dort, und freute sich über jede Sicherung und Kräftigung, trauerte über jede Kränkung und Verletzung jener unveräußerlichen Güter. So lange das hohe deutsche Reich bestand, suchte er in jedem Verhältniß den alten Geist in die starren Formen zurückzurufen, das alte, frische Leben

---

Eidgenossenschaft;) haben Grundsätze der Gerechtigkeit, Begierde des Friedens und ein interessantes Verhältniß zu dem allgemeinen System mit einander gemein. Sie haben mit einander gemein, daß im Reich und in der Schweiz für das National-Beste die heilsamsten, für die Erhaltung die nothwendigsten, die preiswürdigsten und unverdächtigsten Maßregeln leicht ins Werk gesetzt werden können, sobald unzeitige Aengstlichkeit, politische Pedanterey, Schlummer und Eifersucht einer wahren Vaterlandsliebe und Offenheit weichen müssen. Es wäre zu wünschen, daß begeistert von hoher Nacheiferung, diese zwei Bundesrepubliken für das Wohl der Bürger und Bauern, und gegen künftige Gefahren, eine wachsamer, eine thätiger und stärker, als die andre, zu seyn trachtete. Sie werden ohnedem keine die andre lang überleben; so wenig das Reich untergehen kann ohne äußerste Erschütterung benachbarter Staaten, so wenig darf die Erhaltung der Schweiz gleichgültiger scheinen, als die von Bayern."

„Daher (obwohl beide nicht mehr, wie ehemals, an einander geflochten sind, sondern besser neben einander bestehen,) ich dafür gehalten habe, daß die Befestigung der einen und andern ein gemeinschaftlicher Vortheil sey. Der ist auch ein guter Eidgenosse, der mit reinem Patriotismus, angeborner Offenheit und Volksliebe die Gesetze und Interessen des Reichs bearbeitet, so wie der nicht weniger ein guter Diener des ersten Churfürsten und Erzkanzlers, welcher seine übrigen Stunden jener Schwester Eidgenossenschaft, seinem unvergeßlichen Vaterland weihet." — (Aus der Vorrede zum dritten Bande der Schweizergeschichte.) —

zu erneuen, Eintracht und einmüthiges Streben für das Allgemeine in den Fürsten und dem Volk zu erwecken. Und als die gewaltige Bewegung der Zeit endlich fast alle alten Formen zertrümmerte, und des Reiches alter Geist einem neuen gänzlich zu weichen schien; als die geistlichen Churfürsten, auch der Erzkanzler, aus ihren Sitzen vertrieben wurden, der Rhein selbst keine Schutzwehr noch war gegen die übermüthigen Nachbarn; als der Kaiser auch der erhabensten Krone entsagte, und ein erzwungener Bund der unterjochten Fürsten über den Trümmern der von freien Männern, durch Verwandtschaft und gleiche Liebe des Vaterlandes gegründeten Reichsverfassung sich erhob, ermüdete Johannes Müller nie, auf das Eine, was Noth war, hinzuweisen, und die Ehrfurcht vor Recht und Ordnung, die lebendige Liebe der Freiheit und des Vaterlandes wieder zu erwecken. Ein geborner, und durch den ganzen Gang seines Geistes immer mehr befestigter Feind der Willkühr, der Despotie, der Soldatenherrschaft, ließ er es nicht bei fruchtlosem Seufzen über die Obmacht jener feindseligen Geister bewenden, sondern wirkte an seinem Theil, die Deutschen aus furchtbarem Verhängniß zu erretten. Herausgerissen aus seinen einflußreichen Verhältnissen, verlor er doch, selbst in der gewaltigsten Erschütterung, nicht das Gleichgewicht; getrennt auch durch eine unwiderstehliche Macht von seinem geliebten und hochverehrten Herrn, dem edlen Erzkanzler, arbeitete er, so viel er vermochte, zugleich für dessen Wiederherstellung, und für das Größere, durch das diese allein möglich werden konnte. Auch als jede Hoffnung dafür scheiterte, als er auf das stillere Wirken des Geschichtschreibers zurückgedrängt ward, ergriff er jede günstige Gelegenheit, an das zu mahnen, und, wo er konnte, das zu fördern, wodurch das wahre Leben Deutschlands wiedergeboren werden konnte. In Wien und Berlin, wie vorher in Mainz, war er für Deutschland immer derselbe; die Gesinnung änderte er nicht, wenn auch der Drang der Zeit die Ansicht von dem, was zu thun sey, unvermeidlich umgestaltete.

So empfänglich, reizbar und leichtbeweglich sein Gemüth war, so hielt in seinem klaren Geiste ein wohlbegründetes, besonnenes und festes Urtheil jenem doch im-

mer ein solches Gleichgewicht, daß dem raschen Ueberspringen von einer Meinung zur andern, und einem unstäten Wechsel der Ansichten und Bestrebungen ziemlich kräftig gewehrt war, und die Lauterkeit, Wahrheit und Treue seiner Gesinnung ließ ihn seltner das Rechte verfehlen. Selbst in einer gewaltigen Zeit, die sein ganzes Wesen furchtbar erschütterte, seine Hoffnungen und Aussichten vernichtete, und auch das, was er mit frommer Begeisterung, als dem Wohl der Völker unentbehrlich, geliebt und gefördert hatte, zu verschlingen drohte; als Freiheit, Sicherheit und reinmenschliche Bildung allenthalben gefährdet schien, und nur der Glaube an Gott ihn noch aufrecht erhielt; selbst da wich er nie von der unwandelbaren Ueberzeugung, daß nur auf dem Wege der Gerechtigkeit und Freiheit Staaten zu dauerhaftem Bestande, Völker zum Frieden und zu fröhlicher Blüthe gelangen können. Er blieb ein Feind der Gewalthaber, der Unterdrückung, der Willkühr und zerstörenden Uebermacht irgend einer noch so ungemeinen Kraft, die mit Verletzung aller Gesetze, durch natürliche Macht oder Klugheit nur ihren eisernen Willen durchsetzen mochte. Aber wie man, wenn fast Alles verloren scheint, auch wohl zu einem verzweifelten Rettungsmittel greift, oder, noch einmal das Uebel ins Auge fassend, dasselbe richtiger zu erkennen, und aus dieser Erkenntniß neue Hoffnung zu schöpfen glaubt; so rettete Johannes Müller, nachdem der gefürchtete Feind sich selbst der Hauptstadt seines neuen Vaterlandes bemächtigt hatte, den sparsamen Rest seiner gescheiterten Hoffnungen, sich überredend, der Feind selbst könne nicht Zerstörung nur, nicht das Schlimmste, nicht das wollen, was die Vernunft und die Geschichte verdammen. Sein Wohlwollen machte ihn geneigter, inniges Vertrauen zu fassen; wie er selbst immer das Gute wollte, konnte er in der äußersten Noth nicht gänzlich verzweifeln, daß etwas Gutes auch in dem, von fast unbegreiflichem Glück begünstigten, Ueberwinder, und dieser, wenn Alles gelungen wäre, was sein Ehrgeiz begehrte, vielleicht für das Löbliche zu gewinnen sey. Das Alte war fast unrettbar zerstört, ein ganz neuer Zeitraum schon begonnen; nach der gewohnten Weise ließ sich nicht länger das stockende Räderwerk des Staatslebens bewegen; Müller gab sich der Hoffnung hin, auf andre Weise zwar, als bisher, und auf eine noch unbegreifliche,

aber nicht minder sichere und ergiebige, wolle die allwaltende Vorsehung selbst, auch die Leidenschaften der Menschen zum Besten leitend, die Menschheit zu ihrem Ziel leiten *). So ergriff er die gewaltig bewegte, drangvolle Gegenwart, wohl nicht mit freudigem, aber doch mit beruhigtem und sich emporarbeitendem Geiste; wieder sah er nicht ganz verloren seines Lebens Mühe und Streit; er konnte nicht stilldulderd nur sich hingeben, sondern wollte auch, einwirkend auf das neue Werden, ihm die möglichst günstige Richtung geben.

So trat er in Verkehr selbst mit denen, welchen er früher, so viel an ihm war, und redlich, entgegengearbeitet hatte; ihre Absichten zu kennen, war wünschenswerth, sie zum Besten des Vaterlandes zu benutzen, schien nicht unmöglich. Gewohnt, alles Gute an den Menschen wahrzunehmen und anzuerkennen, selbst an den Feinden, bemerkte er gern jeden bessern Zug, jede günstigere Aeußerung, und deutete, nach seiner Freundlichkeit, sie zu Gunsten seiner Hoffnungen. Als er den Gewaltigen selbst kennen gelernt, glaubt' er in dessen großartigen Ansichten und seinem vielumfassenden

*) Um diese Zeit (1807) schrieb er dem Verfasser: „Ich hatte nicht im Wahn preußischer Siege gelebt; nicht das trübte so meinen Blick: aber mehr erwartete ich doch von den Deutschen, liebte den zuerst gefallenen Helden als Freund, und trauerte um den so schnellen Beweis, daß der große König wirklich so früh und so durchaus, wie einer der plutarchischen Helden, aufgehört habe. Nicht, ja nicht, als hätte ich universal-historisch verzweifelt: Ich fühle, ich sehe, daß der Uebergang nothwendig ist: unsere geistlosen Formen, unsere Täuschungen mußten aufhören, und eine Ordnung der Dinge, welche entwickelnder, und also größer, schöner, genußreicher werde, ist, ungeachtet alles widrigen Scheins, mir sehr wahrscheinlich. Ich beruhige mich in dem obersten Genius, der seit Jahrhunderten mehr Mittel, als je zuvor, bereitet hat, auf daß die Menschheit nie wieder allenthalben von dem erwachten Grade ihrer Bildung zurücksinken könne. Man muß nur sich zusammen nehmen und emporhalten, sich vom untern die Geistesgegenwart nicht zu verlieren, und die Liebe des Guten und Schönen, wie ein heiliges Feuer, durch eine Schaar von Liebenden umgeben, vor den Stürmen bewahren. Also nicht niedergeschlagen, aber vielbeschäftigt war seither mein Geist, und mehr in sich verschlossen, als geneigt, mitzutheilen, was in ihm noch nicht ganz reif war." —

Geist selbst einen Grund für die Voraussetzung zu gewinnen, daß ein so mächtiger Wille nicht ein durchaus schrankenloser und finsterer seyn möge. Er irrte, wie am leichtesten in solcher Beziehung diejenigen irren, welche ihre eigne Wohlgesinntheit gern auf Andre übertragen, und an der Möglichkeit einer günstigern Richtung auch des Frevlers nicht verzweifeln wollen. Nur von neuen Hoffnungen emporgehoben, konnte er zwar nicht mit der alten Begeisterung und Freudigkeit dem neuen Leben sich widmen, wohl aber mit Ernst und Besonnenheit, was die Zeit erheischte, zu wirken versuchen, um der Gewalt einer gebieterischen Nothwendigkeit wenigstens etwas Ersprießliches abzugewinnen, und auch von dem übermüthigen Sieger Achtung, Schonung, und, bis günstigere Zeiten kämen, ein erträgliches Verhältniß für das Vaterland zu erringen.

In solcher Stimmung gieng er, während ihm in den gewohnten Umgebungen häufig Mißtrauen, Verkennung und selbst Anfeindung kränkend begegneten, wofür gerechtere Würdigung und Ermunterung von Andern ihn nicht völlig entschädigen konnten, in die Dienste eines andern deutschen Landes über, das zu einem neuen, unter fremdem Beherrscher, doch deutschen Staat sich gestalten sollte. Nicht dem Fremden, dem aufgedrungenen Beherrscher widmete er sich, sondern werthen Landesgenossen, die in Gefahr waren, die ganze öffentliche Verwaltung in den Händen von Ausländern, und deren Willkühr sich preisgegeben zu sehen, wenn die zum Staatsdienst berufenen Einheimischen scheu oder unmuthig sich zurückzogen. Auch seiner nie verlornen Neigung, als Staatsmann zu wirken, entsprach der neue Beruf, und seiner redlichen Gesinnung, seines Eifers für das gemeine Wohl durft' er sich bewußt seyn. Böses, so viel er vermochte, zu verhüten, und das mögliche Gute zu fördern, zu sichern, war sein treues Streben, und Niemand litt schmerzlicher, als er, wenn dasselbe nicht den erwünschten Erfolg hatte. Auch unter den ungünstigsten Verhältnissen blieb er sich selber treu; aber seine Natur unterlag der schmerzlichen Erfahrung, daß selbst die mäßige Hoffnung, die er gefaßt, unerfüllt bliebe, und sein eignes Leben in fruchtlosen Bemühungen sich verliere. Als irgend eine günstige Ent-

wickelung, wie er sie möglich gedacht, sich zeigte, als alle öffentlichen Verhältnisse sich immer tiefer verwickelten, er selbst Werkzeug des Zerstörens seyn sollte, sein Gerechtigkeitsgefühl, sein Wohlwollen, sein freier Sinn allenthalben gekränkt ward; da verzehrte der Gram sein Leben.

Auch unter den Leiden dieser seiner letzten Zeit war er, wie solcher stets, „der Braut seiner Jugend," seiner Liebe für das Geschichtsstudium, treu geblieben, und hatte es schmerzlich beklagt, daß die Verhältnisse ihn demselben nur zu sehr entzogen; ja mehr als einmal war er Willens, diese gänzlich aufzulösen, und arm, ja mit Schulden kämpfend, die er im Drang der Zeit sich aufbürden müssen, sein Amt und seine Einkünfte aufzuopfern, um, unter Sorgen, Entbehrungen und Mühen, sich doch ungetheilt seinem ursprünglichen Beruf wieder widmen zu können. Aber die gewaltige Zeit, mehr noch die Pflicht und die Ueberzeugung, daß er, so lang es noch irgend vergönnt sey, auf seinem Posten ausharren müsse, um, auch unter den größten Hindernissen, zu wirken, was möglich, hielten ihn zurück. Nun gewann er kaum flüchtige Minuten auszuruhen und sich zu erholen in den befreundeten Betrachtungen; wenige, oft unterbrochene Stunden durft' er der strengern Forschung und der eigenen Darstellung hin geben. Doch war es nächst seinem festen Glauben, und frommen Pflichtgefühl, nur der Reichthum großer Lehren und Ermunterungen, aus der Geschichte geschöpft, was ihn aufrecht erhielt. So bewies diese seine jugendliche Liebe sich ihm als beständige hülfreiche Gefährtin durch allen Wechsel des Lebens, und er erfuhr es auch in der That an sich selbst, was er oft begeistert von ihr versichert hatte. Obwohl ihm denn nicht zu Theil ward, was er oft sehnsüchtig hoffte, als das Bild einer erwünschten und befriedigenden Zukunft mit warmer Begeisterung sich ausmahlte, daß er nach einem oft heißen Tagewerk, am heitern Abend seines Lebens, von den öffentlichen Geschäften und störenden Verhältnissen sich zurückziehen dürfe, und den Geschichtsarbeiten, in friedlicher Muse und mit einem durch vielseitige Erfahrungen gereiften Geist, obliegen zu können; so hat seine ursprüngliche Neigung ihn doch nicht

getäuscht, ja über alle Täuschungen des Lebens ihn mächtig erhoben.

Den Zeitgenossen bleibt es in dankbarem Andenken, welche herzliche und ausdauernde Neigung, welche seltne, unermüdete Kraft, welchen regelmäßigen Fleiß er der Geschichte zugewendet; die Enkel werden in seinen Werken die Zeugnisse davon nicht minder wahrnehmen, obwohl in diesen nicht einmal der ganze Umfang seiner Arbeiten hervortritt, noch weniger zur Schau gestellt ist. Er liebte nicht mit Wissen und Gelahrtheit zu prunken; nur die Resultate großer und allseitiger Forschungen wollt' er, als eben so gehaltvolle Lehren, öffentlich vorlegen, ohne daß gerade die Mühe, durch die er dazu gelangt, und die Kunst, mit der er das Einzelne zu einem tüchtigen Ganzen gebildet, allzusichtbar daran hervortrete. Auch in dieser Hinsicht hatte er sich nach seinen großen Mustern, den classischen Alten, gebildet, und über die Fehler der neuern Geschichtschreiber, die den ganzen gelehrten Vorrath ihrer Forschungen und Sammlungen der Darstellung selbst einweben, mit freiem Geist erhoben, ohne darum minder gründlich zu seyn. Wenige haben wohl so strenge und umfassende Vorarbeiten gemacht, so reich aus Quellen und Hülfsmitteln gesammelt, wie er; die vielen Bände seiner Auszüge aus den von ihm sorgfältig durchlesenen, ja recht eigentlich durchforschten ältern und neuern Werken, mit seinen geistreichen Bemerkungen herrlich ausgestattet, enthielten einen solchen Schatz, daß in der That auch ein, das gewöhnliche Maaß der Jahre weit überschreitendes und dabei kräftig erhaltenes, Menschenleben nicht zugereicht hätte, denselben ganz zu verarbeiten.

Geschichtforschung und Geschichtschreibung standen bei ihm in jenem schönen und sichern Einklang, der beide vor Dürre und Unfruchtbarkeit bewahrte, beide mit einem frischen Leben beseelte. Die Richtung seines Geistes auf das, was eingreift in das gegenwärtige Daseyn, seine Scheu vor dem, was nur todtes Wissen ist, oder leere Speculation, ließ ihn auch in der Geschichtforschung überall gerade das wahrnehmen, was das Wesen der Dinge und Thatsachen und als ein bedeutsamer Zug im Geschichtsbilde der Menschheit, vorzüg-

lich festzuhalten ist. Er sammelte für die Composition auch dann, wenn er sichs noch nicht bestimmt bewußt war, wie Dieses oder Jenes dem in seiner Seele ausgebildeten Ganzen sich einweben werde; sein Gemeinsinn, seine Wahrheitsliebe, seine lebendige Theilnahme an Staats- und Völkererhältnisse, hatten ihm den sichern Tact gegeben, mit dem er, leicht und eindringend, die Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen, das, im eigentlichen und edelsten Sinne, Brauchbarste auffand und festhielt.

Je höher er die Quellenforschung achtete, desto weniger that er in der Geschichtschreibung einen Schritt ohne jene; darum war ihm die Darstellung keine leichte Aufgabe, so sehr ihm die klare und vollständige Ansicht der Thatsachen, die Gewandheit Alles geordnet und beziehungsreich zu denken, und die Gabe der Mittheilung zu statten kann. Er arbeitete oft mit unglaublicher Mühe, mit der größten Gewissenhaftigkeit, einen kleinen Theil seiner Geschichte aus, mit dem der gewöhnliche Historiker viel leichter und schneller fertig geworden wäre. Aber seine Darstellung erkaltete und erstarrte unter dieser Mühe nicht, weil der lebende Geist ihn selber stets frisch und jugendlich erhielt, und Einbildungskraft und Gemüth seinem Gegenstand die regsamste Theilnahme erhielten. So konnt' er auch, unter vielfältigen, oft langen Unterbrechungen, einzelne Theile eines größern Werkes, gleichsam abgerissen, wenigstens für sich bestehend, ausbilden und darstellen, weil er das Ganze in klarer und vollständiger Anschauung, im Geist gegenwärtig hatte.

Er lebte in der Geschichte; so lebte sie auch wieder in ihm. In seiner Seele spiegelten sich die vergangenen Zeiten und die verschiedenen Geschlechter der Menschen; ja das Alte ward in ihm wieder jung und das Getrennte verbunden. In seiner Liebe für die Geschichte vereinigten sich alle Neigungen und Tugenden seines Lebens, so daß diese nie in Zwiespalt mit seinem Berufe treten konnten, vielmehr beide sich gegenseitig begünstigten. Was er auf seiner ganzen Laufbahn irgend zu seyn und zu wirken wünschte, das Alles war durch

die Wissenschaft, der er sich geweiht hatte, begründet, dazu er selbst durch diese vorbereitet und gebildet, und sein gesamtes öffentliches Leben beurkundete die großartigen Ansichten, die ächte Weisheit, deren er sich in seinem gelehrten Berufe bemächtigt hatte. Weil er ein wohlwollendes und unbefangen forschendes Gemüth mit zur Geschichte brachte, fand in ihr seine Liebe zu den Menschen und zu dem Vaterlande immer neue Nahrung. Mit festem Glauben hielt er an der Hoffnung beßrer Zeiten, eines durch nichts ganz zu hemmenden Fortschritts der Menschheit zu dem Bessern, zu einer vollkommnern Bildung. Dieser schöne Glaube konnte durch keine trübe Erfahrung in der Gegenwart ihm entrissen werden, weil ihn die Geschichte gelehrt hatte, den Rückschritt im Einzelnen nicht nothwendig als eine Verschlimmerung des Ganzen zu betrachten. Die Abnahme einer einseitigen Fertigkeit, wie sie wieder dort sich entwickelt, nicht als einen allgemeinen Verlust, selbst den Untergang der erlangten Bildung in Einer Weltgegend unter Einem Volke nicht als ein Zeugniß, daß der Mensch überhaupt das Bessere nicht zu bewahren, noch es weiter zu fördern wisse. Wenn dieser Glaube auch mehr eine liebgewordene Hoffnung seines wohlwollenden Herzens, als eine klare und festbegründete Ansicht des forschenden Geistes seyn mochte, so war sie ihm doch nicht minder eine feste Ueberzeugung, die eben sowohl ihn mild stimmte gegen Verirrungen der Zeitgenossen, als seinen heiligen Eifer für Nährung und Förderung des wahrhaft Menschlichen immer neu beflügelte. Dabei verkannte er auch nicht, daß der sittliche Werth des einzelnen Menschen nicht an irgend eine Zeit oder ein Volk, oder an den Bildungsgrad der Menschheit gebunden sey; aber alles Große und Schöne, alles Liebenswürdige, was er an den ausgezeichnetsten und werthesten Menschen der Vorzeit oder Gegenwart anerkannt hatte, das trug es in dem Bilde der Menschheit zusammen, wie er sie dachte. Darum war er in einem hohen und ganz vorzüglichen Sinne ein Freund der Menschen, der, wie er in Einzelnen das ganze Geschlecht ehren und lieben gelernt, seine günstige Meinung von diesem auch wieder auf die Einzelnen, ob sie auch seiner Idee nicht ganz entsprachen, in schonendem, nachsichtigem Urtheil und freundlichem Vertrauen übertrug.

Mit solchem Sinne las er in den Büchern der Geschichte, und so mußte gerade diese Wissenschaft, die er mit entschiedner Vorliebe, wie mit unbezweifeltem innern Beruf, umfaßte, mit seinem ganzen Wesen sich schön vereinigen, dasselbe in seiner ursprünglichen Anlage am kräftigsten entwickeln. Er hatte das seltene Glück, daß äußerer und innrer Beruf auf Ein Ziel ihn richteten.

In solcher Gestalt ist unser Johannes Müller uns erschienen; als solchen haben wir ihn geliebt, und lieben ihn noch. Was irdisch an ihm war, ist uns auch nicht verborgen geblieben; denn dafür hat der irdische Mensch ein scharfes, hellsehendes Auge. Für uns aber hat der Tod nun dieß Irdische hinweggenommen von des Freundes verehrtem Bilde; wir vermögen es nicht, diesem die etwa sonst wahrgenommenen Flecken wieder anzusinnen; so, wie wir ihn, den nun Vollendeten, sahen, so wie er in seinem geläuterten Wesen war, haben wir günstigen Lesern ihn abbilden wollen, in wenigen, unvollkommenen Zügen. Wir wissen es wohl, daß der Geschichtschreiber vor dem Vergöttern seines Gegenstandes, und dem Hinwegdeuteln wirklicher Gebrechen an demselben, sich sorgfältig zu hüten habe, wenn er nicht die hohe Würde der Geschichte, und sein eignes, so wie andrer sittliches Gefühl verletzend, die gefährliche Meinung nähren will, daß nichts so sträflich sey, um nicht überall leichte Entschuldigung zu finden. In Johannes Müller aber überwog mächtig löblicher Sinn und tugendhaftes Streben; darum erscheint hier, in gerechter Würdigung des Lichtes viel mehr, als des Schattens.

Der Verfasser, der, seinen Grundsätzen gemäß, sich nie entschließen konnte, die Briefe des verstorbenen Freundes öffentlich bekannt zu machen, hat doch kein Bedenken getragen, hier Einiges daraus, wörtlich mitzutheilen, auf eine Weise, die er für erlaubt hält.

Biographische Skizze

des

Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck

Friederich Carl Ludewig,

nebst

einer historischen Uebersicht des fürstlichen Hauses

Holstein = Beck,

von

C. P. A.

Vorerinnerung.

Im Frühlinge des Jahres 1813 faßte ich den Entschluß, das Leben Herzogs Friederich Carl Ludewig von Holstein-Beck zu schreiben, den ich um diese Zeit nicht nur näher kennen zu lernen, sondern auch genauer zu beobachten, Gelegenheit fand.

Sein helles Auge, — sein ruhiger, fester Blick, — die ungekünstelte Natur seines Ausdrucks, — der klare Sinn seiner Rede, — die Unbefangenheit, Freimüthigkeit und reine Unpartheilichkeit seiner politischen sowohl, als sonstigen Aeußerungen, — die ungekünstelte, unverstellte Herablassung, (ich möchte sagen, die Zutraulichkeit,) wodurch er aller Menschen Herzen gewann, — seine ihm eigene Jovialität, — sein menschenfreundliches, immer zum Wohlthun geneigtes Gemüth, — seine Anhänglichkeit an seines und meines Königes Haus, — die innige Zuneigung, die er gegen seine geistreiche Gemahlin, gegen seine, eines solchen Vaters würdige Kinder und gegen seine, ihm sehr am Herzen liegenden Enkel hegte, — seine tiefe Menschen- und Weltkunde — und seine ausgebreiteten (vorzüglich militairischen und landwirthschaftlichen) Kenntnisse, — das waren die, mich sehr anziehenden Bewegungsgründe, den Fürsten zu lieben und zu verehren, dem die Natur diese, durch sorgsame Erziehung verschönerten Eigenschaften, in einem so ungewöhnlich hohen Grade verlieh.

Ich machte ihn mit meinem Entschlusse bekannt und ersuchte ihn, mich mit denen zu dessen Ausführung nöthigen Hülfsmitteln zu versehn.

Der Herzog theilte mir das bekannte Werk:

> Holsteinische Chronika, aus (Christiani) Solini (ehemaligen Predigers zu Crempe) zuerst im Jahre 1615 in plattdeutscher (das ist niedersächsischer) Sprache herausgegebenen, nunmehro ins Hochdeutsche übersetzten Chronologie, zusammengetragen, nebst Adami Olearii kurzen Begriff einer holsteinischen Chronik. 1674. 4.

mit der hinzugefügten Bemerkung mit: „wie es das einzige „ihm zur Hand sich befindende Buch sey, aus welchem er einige Nachrichten von seiner Familie habe schöpfen können, da „sich seine Bibliothek noch immer in Preußen befinde, von „der er leider fürchten müsse, daß Franzosen, Bundestruppen „und Russen, darin studirt haben dürften.“

Hätte mein eigener Büchervorrath mir nicht ausgeholfen; so würde jenes veralterte, aber dennoch brauchbare Werk, nicht hinreichend gewesen seyn, wenn der, immer zu jeder Gefälligkeit bereitwillige Fürst, selbigem nicht eine eigenhändige Nachricht seiner vorzüglichsten Ereignisse beigefügt hätte, von der er, mit der ihm eigenthümlichen Bescheidenheit sagte: „Mein Leben ist wenig interessant. Dem„unerachtet habe ich wenigstens eine Skizze desselben nieder„geschrieben, welche die vornehmsten Ereignisse desselben ent„hält. Freilich hätte ich sie weitläuftiger ausdehnen können: „dann hätte ich aber manches sagen müssen, was sich nicht „für eine öffentliche Bekanntmachung eignet. Manche Anek„doten von Friederich dem Großen, dem Prinzen Heinrich, „den Königen Friederich Wilhelm dem Zweiten und Dritten, „dem Kaiser Paul — und manchen mehr oder weniger be„kannten Staatsmännern, Generalen und Gelehrten hätte „ich beifügen und besonders manche, hin und wieder lustige „Abentheuer erzählen können: aber da hätte ich zuviel noch „lebende Menschen nennen müssen, und würde manche dersel„ben, wenn ich immer die Wahrheit hätte sagen wollen, be„leidiget haben.“

Es ist zu beklagen, daß diese, ohne Zweifel sehr wichtigen

Beiträge zur nähern Kunde der genannten und ungenannten Männer, wodurch das Bild manches derselben, das durch Schmeichelei oder Unwissenheit zu sehr ins Helle, oder Dunkle mag gestellt worden seyn, verloren gegangen.

Noch mehr bedaure ich aber, daß die Hoffnung, des edlen Herzogs Skizze durch ihn selbst ausgeführt zu sehn, vereitelt worden.

„Vielleicht (sagte er, in einem seiner Briefe) finde ich „noch Zeit, meinen umständlichen Lebenslauf meinen Kin„dern zu hinterlassen. Es ist aber schwer, ihn getreu nieder„zuschreiben und geschieht das nicht; so betrügt man ja seine „Nachkommen."

Mehrere in des Herzogs eigenhändigem Aufsatze, so wie in seinen Briefen an mich enthaltene Winke, deutlicher aber noch eine Menge seiner mündlichen Aeußerungen, die alle das Gepräge derjenigen Offenheit trugen, die einen so schönen Hauptzug seines Charakters ausmachten, erweisen es deutlich, daß diese Selbstbiographie ein Interesse erhalten haben würde, das ich meinem Umrisse zu ertheilen mich nicht in den Stand gesetzt sah.

Ich glaube indessen, meiner übernommenen Pflicht gemäß, geleistet zu haben, was ich bei den Hülfsmitteln, die mir zu Gebote standen, und bei meinen beschränkten Kräften, zu leisten vermocht.

Mein Aufsatz ward einem Freunde und nahen Verwandten des Herzogs bekannt, von dem ich einige mir fehlende Nachrichten die verschiedenen Linien des herzoglich Holsteinischen Hauses betreffend, zu erhalten wünschte, die, wie ich wußte, von niemand zuverlässiger und vollständiger, als von jenem, auch bereits verewigten, durch seinen hohen Adelsinn, als durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit ausgezeichneten Fürsten, zu erhalten hoffen durfte.

Insbesondere war mir daran gelegen, den Inhalt des, im Jahre 1621 von dem Herzoge Johann dem Jüngeren, dem ersten Herzoge von Holstein-Sonderburg, errichteten Testamentes, kennen zu lernen.

Ich erhielt nachfolgende, mit der dankbarsten Verehrung von mir erkannte Antwort:

„Das Testament Herzogs Johann des Jüngeren steht, „nebst mehreren für die Geschichte meines Hauses wichtigen „Urkunden in (J. Fr.) Hansens (dermaligen Advokaten, nach„herigen Stadtsekretairs und Bürgermeisters zu Sonder„burg, auf der Insel Alsen) Staatsbeschreibung des Herzog„thums Schleswig, (herausgegeben von D. Anton Friederich „Büsching. Göttingen und Hamburg 1757, gr. 4.) *) die „Lehnbriefe, zum Theil ebendaselbst, auch in der Apologie „des Sonderburgschen Hauses **). Hierzu fügen Sie hinzu, „die Garantie der Kronen England und Frankreich, den Be„sitz des Gottorpischen Theils von Schleswig betreffend, die, „wie ich glaube, im Lünig ***) so wie in mehreren publi„cistischen Sammlungen zu finden ist, — den Friedensburger „Frieden — das Huldigungspatent von 1720, — den Trak„tat von 1750 zwischen Schweden und Dänemark, in den: „Urkunden und Materialien zur Geschichte der „Staatsverfassung nordischer Reiche (2 Theile, „1786 und 1789, gr. 8.) — Die Akten, die Cession Ol„denburgs an das Dänische Haus betreffend, in Halems Ge„schichte Oldenburgs ****) und endlich die Traktaten und Cessions„Akten, in Martens recueil etc. *****) denn haben Sie die „wichtigsten Dokumente beisammen. Die Beschreibung der „Plönschen Lande ist ebenfalls eine wichtige Quelle Holsteinscher

*) Von dem nämlichen Verf. kam im Jahre 1769, in Flensburg bei Korte, eine vollständigere Geschichte des Herzogthums Schleswig heraus. Ich habe aber das hier aufgefundene Testament nicht geglaubt benutzen zu dürfen, weil ich fürchtete, dadurch zu weit von meinem Ziele mich zu entfernen.

**) Hiervon habe ich den vollständigen Titel nicht ausfindig gemacht.

***) Hiermit ist wahrscheinlich Lünigs deutsches Reichsarchiv gemeint, ein eben so mühsames, als schätzbares Werk, das in den Jahren 1713 bis 1722, in 24 Folianten heraus kam.

****) G. A. E. von Halem Geschichte des Herzogthums Oldenburg. Mit Urkunden, 3 Theile. Bremen 1794 bis 1796. in 8.

*****) Recueil de principaux traits d'alliance, de paix, de tréve, de neutralité etc. qui ont eté faits principalement en Europe etc. par G. F. de Martens. 3 Tomes. Goting. 1790 et 91. gr. 8.

„Nachrichten. Indessen hat dieser Gegenstand gegenwärtig „kein sonderliches Interesse, da es weit größere Interessen „giebt. Möchte Ihre gute Stadt *) bald gegen jede Opfer „gesichert seyn — und das Vaterland gerettet werden ꝛc.!"

Konnte ich nun gleich die ertheilten Winke nicht alle benutzen, weil sie theils mit meinem eigentlichen Zwecke nicht in Uebereinstimmung zu bringen waren, theils mich in ein gar zu weites Feld geführt haben würden; so glaubte ich doch, sie hier für denjenigen aufbewahren zu müssen, der es seinem Plane angemessener finden wird, davon Gebrauch zu machen.

Ich wagte es, nachdem ich meine Arbeit vollendet hatte, sie der Prüfung desjenigen vorzulegen, der sie veranlaßt hatte.

Der Herzog ertheilte mir nachfolgende, sein wahrhaft fürstliches Gemüth, wie mich dünkt, deutlich darstellende Antwort:

„Die gute Meinung, die Sie von mir gefaßt haben, „beglückt, aber beschämt mich zu gleicher Zeit ꝛc., aber ich wür- „de sie nicht verdienen, wenn ich Ihnen nicht aufrichtig gestün- „de, daß ich mich derselben bei weitem nicht würdig finde. **) „Ich wünschte ganz so gut zu seyn, wie Sie mich schildern: „aber ach, wie viel fehlt leider daran! Muß ich hiervon zu „innig überzeugt, Sie nicht bitten, mir die Beschämung zu „ersparen, daß sich bei öffentlicher Bekanntmachung dieser „biographischen Skizze unter den tausenden meiner Bekann- „ten, die mich genau, von einer weniger guten Seite kennen „gelernt, einer, oder wohl gar mehrere auftreten, — Ihnen „widersprechen und eine Menge Fehler und Schwachheiten „an mir aufdecken würde, deren ich genug besitze? Ich habe „gewiß so gut, wie jeder andre Mensch, Feinde, wenn ich „sie gleich nicht kenne — und ich wünsche sehr, daß sie nicht

*) Die gerade damals von den Feinden des Vaterlandes hart bedrohet und gedrängt ward.

**) Ich verschweige hier, wie mich recht dünkt, mehrere gewiß überbescheidene Ausdrücke, wodurch dieser wahrlich treffliche Fürst selbst das Wenige abzulehnen sucht, was ich zu seinem verdienten Lobe sagen zu müssen und der Wahrheit schuldig zu seyn geglaubt.

„durch ein mir öffentlich ertheiltes Lob aufgefodert werden, „mich ohne Schonung zu tadeln. Als guter Christ, wie ich „es zu seyn wünsche, sollte mir freilich Tadel werth seyn: „aber dieser könnte doch leicht so unwahr seyn, als das über „mich in den geheimen Briefen über den Berliner Hof ge„fällte Urtheil. Wollte Gott, ich verdiente kein ungünstige„res und der Verfasser hätte von keinem schlechtere Dinge „und gröbere Unwahrheiten gesagt ꝛc.!"

Guter, biederer Fürst, ruhe in Frieden! Wer ist ohne Fehler? Auch Herzog Friederich Carl Ludewig kann die seinigen gehabt haben. Ich kenne sie nicht. Hätte ich sie kennen gelernt; so hätt' ich ihn minder gelobt. Noch nie habe ich geschmeichelt. Selbst mein Herzog, so sehr ich ihn liebte und verehrte, würde, wenn er fähig gewesen wäre, es zu wollen, mich nicht haben verleiten können, mich eines Fehlers schuldig zu machen, den niemand mit mehrerer Lebhaftigkeit verabscheuet, als ich, — weil niemand die Tugend der Freimüthigkeit, wenn sie gleich über viele, sehr viele meiner Lebensjahre, eine finstre Nacht verbreitet hat, tiefer verehret, als ich.

Friederich Carl Ludewig,

Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck.

Der Wunsch, diejenigen unserer Voraltern kennen zu lernen, deren am Traualtare beschworne Liebe und Treue uns zum Daseyn berief, um uns dadurch das Bürgerrecht für die beiden Welten, diesseits und jenseits des Grabes verlieh, ist, wie mich dünkt, wenn er überall einer Nachsicht bedarf, leicht zu verzeihn.

Wär' er nicht schon durch die uns angeborne Wißbegierde, die so gern das heilige Dunkel der Vorwelt durchdringt, — wär' er nicht durch den in der Natur des Menschen begründeten Antheil zu entschuldigen, den jeder an den Schicksalen der Seinigen nimmt: so wär' er doch dadurch gegen jeden Vorwurf und Tadel gedeckt, weil seine Gewährung uns diejenigen kennen lehrt, mit denen wir durch die schönen Bande der Natur und des Bluts inniger, als mit der übrigen Menschheit, befreundet sind, — uns über unsere nähern Verhältnisse Auskunft ertheilt und uns hoffen läßt, zu erfahren, wer unsere Freuden und Leiden mit uns theilen, wer unsern Tod betrauern, — wer sich unserer Wittwen und Waisen annehmen, — wessen Asche in der erblichen Gruft neben der unsrigen ruhen — wer der erste seyn wird, der mit uns den Morgen jenes Frühlingstages begrüßt, dessen Sonne nicht untergeht, — dieses ewigen Lenzes, den kein rauher Winter verdrängt.

Ist der Wunsch, von dem ich rede, niemalen sträflich: so wird es noch weniger dem Staatsbürger verargt werden können, wenn er den Ursprung und die

Geschichte seiner vaterländischen Fürstenhäuser — und dadurch ihre Vorrechte, ihre Aussichten in die Zukunft und die Verbindungen, die sie, und mit ihnen die Nation, der sie angehören, zu fürchten oder zu suchen haben werden, kennen zu lernen sich müht.

Die Darstellung der Kriege, Schlachten und Siege, — der glücklichen Ereignisse, so wie der Unfälle unserer, theils heroischen, theils friedliebenden Könige war daher ein Gegenstand, der mehrern braven Männern, deren Aufmerksamkeit, Fleiß, Unbefangenheit und Zuverlässigkeit anerkannt ist, — Männern, denen keine einzige Tugend eines würdigen Historiographen fremd war, ihrer Bearbeitung würdig schien. Sie lehrten uns Regenten kennen, die des Diadems würdig waren, das entweder ihr Erbtheil, oder durch den Willen des Volks ihnen zugetheilt, und von ihnen durch ihren Heldenmuth, durch ihre Weisheit, oder durch ihre Herzensgüte auf ihre Kinder vererbt ward und noch ihres Enkels Eigenthum ist.

Die Namen **Torfäus** und **Cypräus**, **Huitfild** und **Lindenbrog**, **Pontoppidan** und **Holberg**, **Hoyer**, **Suhm**, **Schlegel**, **Christiani** und **Hegewisch**, mögen, um das, was ich sagte, zu beweisen, hinreichend seyn.

Selbst einige der jüngern Linien jenes Königshauses haben ihre Annalen, wie z. B. die Holstein-Plönsche, in dem rühmlich bekannten Werke:

Kurzgefaßte zuverlässige Nachricht von den Holstein-Plönschen Landen, von P. H. (Peter **Hansen**, fürstl. Hofprediger und Superintendenten). Plön 1759. 4.

Nur ist mir keine Geschichte des Hauses **Holstein-Beck** bekannt, das doch seinen Ursprung mit jener Plönschen Linie, so wie mit den Holsteinschen Häusern, Sonderburg, Norburg, Glücksburg, Franzhagen, Augustenburg und Wiesenburg, den nämlichen Stammältern verdankt, und so, wie jene, mehrere Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und Herren zu seinen nächsten Blutsfreunden zählt.

So ist z. B. das Haus Holstein-Beck mit der ältern Russischen Dynastie durch die Vermählung des Königs Magnus von Liefland (eines Bruders Herzogs Johann des Jüngeren, Stifters des Hauses Holstein-Sonderburg), befreundet, — denn Königs Magnus Gemahlin, Maria, war des Czaars, Iwan Basilowitz des Ersten, nahe Verwandte.

Mit dem jetzt regierenden Russischen, so wie mit dem königlich Schwedischen Hause, stehet es dadurch in näheren Verhältnissen, daß beide Thronen bis jetzt Regenten gehören, die Holsteinschen Ursprunges sind.

Von Dänischen Königen stammen die Herzoge von Holstein-Beck in gerader Linie ab, indem König, Christian der Dritte, des ersten Herzogs von Beck Aeltervater war.

Auch entferntere Königshäuser zählt das Haus Beck seinen Urvätern bei.

So war z. B. Königs Christian des Ersten Gemahlin, Dorothea, des Markgrafen, Johann zu Brandenburg, so wie des Königs, Friederich des Ersten, Gemahlin, Anna, des Kurfürsten, Johann zu Brandenburg, Tochter — und deren Tochter, Prinzessin Dorothea, wiederum mit Albert, dem ersten Herzoge von Preußen, vermählt.

Des Königs Johann Gemahlin, Christina, war eine Prinzessin von Sachsen (des Kurfürsten Ernst Tochter), so wie der Vater der Königin Dorothea (Christian des Dritten Gemahlin), Magnus der Erste, Herzog von Sachsen-Lauenburg, war.

So zählt das Haus Holstein-Beck, wie die beifolgende genealogische Tabelle desselben erweiset, die fürstlichen Häuser Mecklenburg, Hessen, Braunschweig-Lüneburg, Anhalt, Schwarzburg, Nassau-Saarbrück, Lippe-Bückeburg, Holstein-Augustenburg, Holstein-Gottorf, Tarouca und Tournhout, ferner die gräflichen Häuser von Saufre, Dohna, Orzelska, Seeguth-Stanislawsky, Gollowin und Schlieben, und das

freiherrliche Haus von Ribthofen, seinen theils näheren, theils entfernteren Blutsfreunden bei.

Ich will nicht tiefer, als bis zum Könige Christian dem Ersten, in die Zeiten der Vorwelt eindringen, um ihn als den ersten Ahnherrn eines Hauses ansehn, dem die Welt manchen erhabenen Prinzen verdankt.

Christian, Sohn des Grafen von Oldenburg, Dieterich des Glücklichen (von andern der Starke benannt), ward durch die Empfehlung seines Oheims, Adolph des Achten, Grafen zu Holstein, zum Könige von Dänemark erwählt, und in dem darauf folgenden Jahre (den 28sten October 1449) gekrönt.

Von vier Söhnen (Olaus, Canut, Johann und Friederich) und einer Tochter (Margaretha, Königin von Schottland) erwähne ich nur der beiden Prinzen,

Johann

und

Friederich,

von denen der erste nach seines Vaters Tode, der letztere aber nach der Thronentsetzung Königs Christian des Zweiten (seines Bruders, Johann, Sohnes) von den Dänen als ihr König anerkannt ward.

König Friederich (von Dänemarks Friederichen der erste) ward durch seine beiden Gemahlinnen (Anna, des Kurfürsten, Johann zu Brandenburg, Tochter, und Sophia, Prinzessin von Pommern) Vater mehrerer Kinder, von denen hier nur des Königs,

Christian des Dritten (Stammvaters des jetzt regierenden königlichen Hauses)

und

Johann des Jüngeren (ersten Ahnherrn der Herzoge von Holstein-Sonderburg)

Erwähnung geschieht.

Letzterer war Vater mehrerer Kinder und namentlich von sechs Prinzen.

Er zog die damalige Gewohnheit, seine Länder unter seinen Kindern in möglichst gleiche Theile zu theilen, dem jetzt allgemeinen, als besser anerkannten, Juri primogeniturae vor, errichtete, als sein herannahendes Ende ihm fühlbar ward (im Jahre 1621, also ein Jahr vor seinem Ableben), um allem Bruderzwiste vorzubeugen, ein Testament, und stiftete dadurch die Holsteinschen Häuser: Franzhagen, Sonderburg, Norburg, Glücksburg und Plön.

Seinem zweiten (mit Elisabeth, einer Tochter Herzogs Ernst zu Braunschweig, Grubenhagenscher Linie, erzeugten) Sohne

Alexander

ward das Herzogthum Sonderburg zu Theil, und dessen vierter Sohn,

August Philipp,

(der das, im Fürstenthume Minden, in der Vogtei Gohfeld, im Kirchspiele Menninghüffen belegene Gut Beck besaß) Stifter derjenigen Herzoglich Schleswig-Holstein-Sonderburgschen Linie, die noch jetzt, unter der Benennung:

Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck,

den ältesten und respektabelsten deutschen Fürstenhäusern beigezählt wird.

August Philipp, erster Herzog dieses Hauses, war drei Mal vermählt.

Zuerst mit den beiden Töchtern des Grafen Anton von Oldenburg, Clara und Sidonia (von denen die erstere im Jahre 1640 und die letztere im Jahre 1650 verstarb), und nach deren Tode mit des Grafen von Nassau-Saarbrück, Wilhelm Ludewigs Tochter, Maria Sibylla, die den drei Prinzen,

August,

Friederich Ludewig
und
Anton Günther
das Leben gab.

Mit Bedauern bemerke ich hier, daß des ersteren (Herzogs August) Sohn,

Friederich Wilhelm,

nach dem Beispiele seines Großvater-Bruders, des Prinzen Alexander Heinrich, die Religion seines Vaters verließ, und sich der römisch-katholischen Kirche in die immer offenen Arme warf.

Ward er nun gleich (vielleicht dafür) zum kaiserlichen General-Feldmarschall ernannt: so fand er auch, entfernt von dem Vaterlande seines fürstlichen Hauses, getrennt und geschieden von denen, die das Band der Natur mit seinem Herzen verband, an einer in Sicilien erhaltenen Wunde sein Grab in Syrakus, und von seinen beiden Töchtern, von denen die ältere (Maria Anna Leopoldina) an einen Grafen von Souza, und die jüngere (Johanna Amalia) an Emanuel Telles de Sylva, Herzog von Tarouca und Tournhout, vermählt war, weiß ich etwas Weiteres nicht, als daß die erstere in Portugal und die letztere in Wien lebte und starb.

Fürst Friederich Ludewig war dagegen von den beiden Königshäusern, Dänemark und Preußen, geschätzt und beehrt.

Indem ersteres ihm die Insignien des Elephanten-Ordens verlieh, so ward er von letzterem zum General-Feldmarschall, Statthalter von Preußen, Gouverneur von Königsberg und Minden, Amtshauptmann zu Brandenburg und Ritter des schwarzen Adler-Ordens ernannt.

Auch sein ältester Sohn,

Friederich Wilhelm,

verblieb in dem königlich Preußischen Kriegsdienste, ward General-Feldmarschall, Oberst eines Regimentes zu Fuß, Gouverneur von Berlin, Amtshauptmann zu Brandenburg und, so wie sein Vater, mit dem Bande des schwarzen Adler-Ordens beehrt.

Durch die zweite Vermählung seiner Tochter, Louise Charlotte, mit Georg Ludewig, Prinzen von Holstein-Gottorf, ward er Großvater des noch lebenden Herzogs von Oldenburg, Fürsten von Lübeck, Peter Friederich Ludewig, der von allen, die ihn kennen, seiner Tugenden wegen verehrt, seiner Talente und seiner, über mehrere wissenschaftliche Fächer sich verbreitenden Kenntnisse wegen, geschätzt, und von seinen Unterthanen mit einer solchen Anhänglichkeit geliebt wird, von der es in der Geschichte unserer Tage nur wenige Beispiele giebt.

Des Herzogs Friederich Ludewig zweiter Sohn,

Carl Ludewig,

trat in den königlich Polnischen und kurfürstlich Sächsischen Dienst, ward General-Lieutenant, erhielt die Orden des weißen Adlers, des heiligen Huberts und des heiligen Heinrichs, vermählte sich mit einer Gräfin Orzelska, einer natürlichen Tochter des Königs von Polen, August des Zweiten, die von selbigem mit einer Französin, Namens Renard, erzeugt und in der katholischen Religion erzogen war, verließ im Jahre 1723 Luthers Lehre und huldigte der dreifachen Krone in Rom, trennte sich aber wieder von seiner Gemahlin, die in Avignon ihre Tage beschloß, also in weiter Entfernung von ihrem Gemahl, der in Danzig verstarb.

Sein Todesjahr, so wie die weiteren Schicksale seines Sohnes,

Carl Friederich,

von dem ich nur weiß, daß er Oberst des königlich Französischen Regiments Royal Allemand und Ritter des kurpfälzischen St. Hubertsordens war, sind bis jetzt mir unbekannt geblieben, so sehr ich mich auch, sie zu erfahren, bemüht.

Der dritte Sohn des Herzogs Friederich Ludewig, Fürst

Peter August Friederich,

ward Feldmarschall und Gouverneur von Reval, woselbst er im Jahre 1775 verstarb.

Sein, mit Sophien, des Landgrafen Philipp von Hessen-Philippsthal Tochter, erzeugter Sohn, Herzog

Carl Anton August,

des (noch lebenden) Herzogs,

Friederich Carl Ludewig,

Vater, zog den Preußischen Kriegsdienst allen übrigen vor, — focht unter Friederichs des Großen Augen in der, für diesen so unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf (den 12. August 1759) und starb (den 12. September s. J.) an den Wunden, die er an jenem denkwürdigen Tage (dem nämlichen, an welchem auch der Dichter Kleist fiel) auf dem Felde der Ehre erhielt.

Nach dieser kurzen Uebersicht des Ursprunges und der merkwürdigsten Ereignisse des Hauses Holstein-Beck, die uns von dem Jahre 1425 (als dem Geburtsjahre Königs Christian des Ersten) bis zu unsern Lebensjahren durchgeführt hat, werde ich dem eigentlichen Zwecke, von dem ich ausging, näher treten, und einen Beitrag zu der künftigen Biographie Herzogs, Friederich Carl Ludewig, das heißt, eines deutschen Fürsten geben können, der von allen, die ihn als vaterländischer Prinz, als Schriftsteller, Geschäftsmann und Mensch kennen, als einer der kenntnißreichsten, humansten und achtungswürdigsten unserer heimischen Ersten — und ich kann (ohne von irgend jemand, wer er auch sey, auch nur den leisesten Widerspruch zu fürchten) hinzufügen, als einer der biedersten, edelsten deutschen Männer anerkannt ist.

Das, was ich vom Herzoge Friederich Carl Ludewig sagen werde, ist um desto gewisser, da ich das, was

ich weiß, einer eigenhändigen Handschrift verdanke, die ich, auf meine Bitte, aus seinen Händen erhielt.

Friederich Carl Ludewig ward zu Königsberg in Preußen geboren, den 20sten August 1757, und am 30sten des nämlichen Monats, gerade in den nämlichen Stunden, da die Preußische, vom General Lehwald angeführte, Armee bei Groß-Jägerndorf von dem russischen Feldmarschall Apraxin geschlagen ward, und der Kanonendonner bis Königsberg erscholl, getauft.

Schon in seinem dritten Lebensjahre hatte er (wie bereits oben bemerkt ist) das Unglück, seinen, als Major in königlich Preußischen Diensten stehenden Vater (Herzog Carl Anton August) zu verlieren.

Er verblieb während des siebenjährigen Krieges in dem Hause seiner Großmutter, und ward im Jahre 1761 der Aufsicht eines Hofmeisters anvertraut, der, ohne sehr große anderweitige Kenntnisse zu besitzen, einer der redlichsten Männer war, den man je mit der Bildung eines Prinzen beauftragt sah.

Er hing mit ganzer Seele an seinem Zögling, den er mit unbeschreiblicher Sorgfalt und Treue bis zu seinem 16ten Jahre (um mit des Herzogs eigenen Worten zu reden) behütete und bewahrte, und nicht aus den Augen ließ.

„Seinem Unterricht (sagt mein edler, noch immer dankbarer Fürst) „danke ich noch den ersten Keim „der Verehrung, der reinen Lehre Christi, die der wackere „Mann in mein Herz pflanzte und welche nie in diesem „ganz erstickt worden ist."

Als im Jahre 1762 Peter der Dritte den russischen Thron bestieg, äußerte er der Holstein-Beck'schen Familie sein Verlangen, sie in Rußland bei sich zu sehn.

Er ernannte den Herzog, Carl Ludewig, der (wie wir wissen) in königlich Polnischen und kurfürstlich Sächsi-

schen Diensten gestanden hatte und sich bereits in seinem 72sten Jahre befand, überdem aber auch seines Gehörs beraubt war, zum Feldmarschall, so wie unsern Herzog (einen damals fünfjährigen Prinzen) zum Premier-Major bei dem von ihm errichteten Holsteinschen Regimente von Zeunert.

Der Herzog, Carl Ludewig, lehnte, seines hohen Alters wegen, so wie dessen beide Schwestern, die Gräfin Louise Albertina von Seeguth-Stanislawsky und Sophia Henriette, verwittwete Burggräfin zu Dohna-Leistenau, von denen die erstere starrblind und die letztere hektisch war, des Kaisers Antrag ab, und wollten überdem von dem geliebten kleinen Brudersohn, der die Freude und Stütze ihres sinkenden Alters, und dessen Abend zu erheitern, geeignet war, sich nicht trennen, so sehr auch dessen Großvater, der russisch kaiserliche Feldmarschall, Herzog Peter August, dieserwegen seine Wünsche zu erkennen gab.

Die Mutter des Prinzen unternahm also die Reise nach Rußland allein.

Der Kaiser, der sie äußerst gnädig aufnahm, hätte sicher das Glück der ganzen Familie gemacht, wenn sein Tod nicht seine Plane vereitelt hätte, und seine Grundsätze und Ideen nicht gegen andere vertauscht worden wären, von denen keine mit irgend einer der seinigen zu vereinbaren war.

Des Herzogs, Peter August Friederichs, Einfluß war indessen durch des Kaisers Unfall so wenig geschwächt, daß es ihm leicht ward, das Patent als Cornet in der russisch-kaiserlichen Garde zu Pferde, welches Majors-Rang in der Armee ertheilte, für seinen Enkel zu erhalten.

Dieser bekam es im Jahre 1769, und zugleich mit selbigem die Erlaubniß, bis zu seinem ukasemäßigen, das heißt, bis zu seinem 18ten Jahre, unter seiner Aufsicht zu bleiben, — gerade zu einer Zeit, da er den Tod seiner (wie er versichert) „unaussprechlich und in jedem Betrachte ehrwürdigen" Großmutter betrauerte, — deren

Andenken sich nie aus seinem dankbaren Herzen verliert.

Im Jahr 1772 legte der Prinz vor einem wackern Landgeistlichen sein Glaubensbekenntniß ab, und erhielt im folgenden Frühjahre einen neuen Lehrer, der aber nach acht Monaten, durch eine unglückliche Liebe, seinen Verstand verlor, worauf er im Jahre 1774 einen dritten sehr rechtschaffenen Führer bekam, der auch späterhin auf seinen Reisen der treue und weise Mentor seines jungen Telemachs war.

Gleich nach, im Herbste des Jahres 1774 erfolgtem Ableben seines Großoheims Carl Ludewig erneuerte des Prinzen Großvater sein schon früher geäußertes Verlangen, seine geliebten Enkel bei sich in Reval zu sehn.

In Folge dieser Anfoderung ward es beschlossen, ihn im Frühjahre 1775 dahin abgehen zu lassen: aber acht Tage vor seiner Abreise kam bei dem fürstlichen Hause die Nachricht von dem unerwarteten Tod des Großvaters an. Durch dessen Hinscheiden ward das Schicksal des nunmehrigen jungen Herzogs in eine andere Lage versetzt, und seiner Bestimmung eine ganz veränderte Richtung ertheilt.

Es war immer einer seiner Lieblingswünsche gewesen, eher er nach Rußland abging, die merkwürdigsten Länder zu sehen und ein paar Jahre auf den Universitäten den Studien obzuliegen, um seinem wißbegierigen Geiste diejenigen Kenntnisse zu gewähren, deren Erwerbung ihm, um die künftige Lage seines Lebens zu verannehmlichen, nothwendig schien.

Diesen Wunsch hatte ein vortrefflicher, alter Freund des fürstlichen Hauses, der einen thätigen Antheil an des Prinzen Erziehung nahm, der königlich Preußische General-Lieutenant von Meyer in ihm erregt.

Zu der nämlichen Zeit verlangte die Königlich Preußische Kammer zu Königsberg von der Mutter des Herzogs, daß sie die, von der Russischen Kaiserin Elisabeth der ganzen herzoglich Holsteinischen Familie

erlassene Kriegscontribution, von einem ihr gehörigen unbedeutenden Gute, mit ungefähr 200 Rthlr. Preußisch Courant, nachzahlen solle.

Die verwittwete Herzogin suchte, um sich ein ihr zuständiges Recht nicht nehmen zu lassen, bei Friederich dem Großen Schutz, und bat ihn, ihr eine Contribution zu erlassen, die selbst vom Feinde ihr erlassen war.

Friederich, in allem, was er that, der Einzige, war es auch in dem Bescheide, den die Herzogin mit ihrem Ansuchen erhielt.

Ihr ward die ihr abgefoderte Contributionssumme, jedoch unter der Bedingung entlassen, ihren Sohn in seine Dienste zu geben, in welchen er ihn mit seiner Russischen Anciennität anzustellen versprach.

Dieser Vorschlag stimmte mit des Herzogs Wünschen so sehr überein, daß er dringend um dessen Annahme bat, doch unter Voraussetzung, daß ihm eine Frist von drei Jahren, um zu reisen und zu studiren, werde zu bewilligen seyn.

Auch diese Bewilligung ward vom König ertheilt, und nun der Plan zur Reise entworfen, nach welchem der Herzog, der Französischen Sprache wegen, sich zuerst ein halbes Jahr in Lausanne aufzuhalten, — dann durch Italien und Frankreich nach Metz auf die Militair-Akademie zu gehen, und dort seine Studien fortzusetzen, — nun den übrigen Theil Frankreichs und Englands zu sehen, — auf einer dortigen oder Holländischen Universität seine Studien zu vollenden, und dann zu seiner Bestimmung nach Potsdam abzugehen, gewilliget war.

Er reisete am 21. April 1775, in Begleitung seines Führers und eines seiner besten Freunde, gerade nach Lausanne ab, weil er sich, nach dem Befehle seiner Mutter, auf der Hinreise nirgends aufhalten durfte — und kam den 10. Juni selbigen Jahres an dem Orte seiner Bestimmung an.

Hier sollte er nun Logik und Metaphysik, Geschichte und das deutsche Staatsrecht studiren, reiten, tanzen und fechten lernen: aber mit den beiden ersten Wissenschaften wollte es, obgleich ein alter wackrer Professor sie lehrte, nicht ganz nach Wunsch gehen. („Ich verstand und lernte, sagt des Herzogs eigner Aufsatz, nur „wenig.")

„Besser ging's (so fährt er fort) mit der Geschichte, die der brave Professor Salchli lehrte, am allerschlimmsten aber mit dem staatsrechtlichen Studio, „denn der sonst treffliche Professor d'Appel erklärte „in der zweiten Stunde, daß ihm das deutsche Staatsrecht nicht geläufig genug sey, um ein Collegium darüber zu lesen, und schlug das Naturrecht vor, welches „aber Lateinisch von ihm vorgetragen ward, wovon ich „und meine beiden Begleiter fast gar nichts verstanden, „und so lernte ich hier nichts, als Italienisch, Französisch, tanzen und reiten."

Im Jahre 1776, den 6. Januar, trat der Herzog die Reise nach Italien an, wo er sich bis im September aufhielt und das ganze Land bis Neapel sah.

Hätte ihn dort nicht ein plötzliches Fieber befallen, so wäre er nach Sicilien und Maltha gegangen: aber die Vorschrift seiner Aerzte führte ihn nach Rom zurück.

In Venedig erhielt der Herzog von seiner Mutter den bestimmten Befehl, seine übrige Reise aufzugeben, und zurück nach Preußen zu eilen.

Dies geschah auch: allein als er in Quedlinburg bei seiner Großtante, der dortigen Pröbstin Prinzessin Charlotte, ankam, traten Verhältnisse ein, die ihn abhielten, nach Preußen zu seiner Mutter zurückzukehren.

Er verblieb während des Winters in Quedlinburg, und ging, im April 1777, nach Potsdam ab, wo ihn Friederich der Große in seine Suite nahm, und ihn zum ältesten Major der Armee ernannte, worauf er die Revüen zu Potsdam, Berlin, Corbelitz, in Magdeburg,

Cüstrin, Stargard und Mockerau beiwohnte und Anfangs August bei dem Infanterie-Regimente von Knobelsdorf, das zu Stendal in der Altenmark garnisonirte, angesetzt ward, woselbst er das, aus diesem und dem Regimente Erbprinz (nachher Herzog) von Braunschweig zusammengesetzte schöne Grenadierbataillon erhielt.

Als Commandeur desselben, marschirte der Herzog, im März 1778, in den einjährigen oder Bayerschen Krieg, und kam, wie die ganze Magdeburgische Inspektion, unter den Befehl des Prinzen Heinrich von Preußen, der ihn lieb gewann, und ihn den Winter hindurch in Dresden bei sich behielt.

Es gehört zu den nicht allgemein bekannten Schattenparthien in dem Charakter Friederichs, daß derjenige, der die Gunst seines edlen Bruders gewann, in der Gnade des Königs sank.

So ging es auch hier. Er versetzte den Herzog, gleich nach dem Teschner Frieden, als jüngster Staatsofficier, bei dem Regimente von Schlieben und nahm ihm sein schönes Grenadier-Bataillon.

Seine wiederholten Abschiedsgesuche beantwortete der König nicht, bis er dem Herzoge, im August 1777, durch seinen Chef sagen ließ: daß, da dieser mit seiner Dienstführung zufrieden sey, er das Vergangene vergessen wolle, und dieser sich beruhigen solle.

Im Jahre 1780, den 9. März, vermählte sich der Herzog mit Friederica Amalia, jüngsten Tochter Leopolds Grafen von Schlieben, königlich Preußischen Oberburggrafen in Preußen und Staatsministers, eines der ehrwürdigsten, vortrefflichsten Männer, die er je kennen gelernt.

Die fortwährenden Näckereien und Chikanen Friederichs des Großen zwangen ihn, im Jahre 1781, nachdem er Obristlieutenant geworden war, den Abschied zu nehmen, worauf er auf seine Güter nach Preußen ging, und dort in glücklicher Ruhe, bis zum Tode

des großen Monarchen, seine Tage verlebte, dessen Andenken er übrigens innig verehrte.

Bereits im Jahre 1781, als er seinen Abschied fodern wollte, fand zwischen ihm und dem damaligen Kronprinzen, nachherigem Könige Friederich Wilhelm, eine Verabredung statt, nach welcher Letzterer bei seinem Regierungsantritte ihn sogleich mit seiner Ancienität wiederum anstellen wollte, welches denn auch im September 1786 geschah. Da der Herzog als einer der ältesten Obersten in der Armee, in der königlichen Adjutantur, Anstellung fand.

Um Neujahr 1787 erhielt er ein altes stehendes Grenadier-Bataillon, zu Königsberg in Preußen, welches im Frühjahre 1788 in ein leichtes Füselier-Bataillon umgewandelt ward.

Bald nachher ernannte Friederich Wilhelm ihn zum Brigadier der Ostpreußischen leichten Infanterie-Brigade, und im Mai 1789 zum General-Major.

Bei den Demonstrationen gegen Rußland und Oesterreich, im Jahre 1790, welche die Reichenbacher Convention zur Folge hatten, war er bei der vierten Armee in Ostpreußen, unter Commando seines vereinigten Freundes und zweiten Vaters, des General-Lieutenants, Grafen Henkel von Donnersmark, angestellt und bestimmt, die Avantgarde zu commandiren.

Im Herbste 1790 erhielt er das schöne, von seinem Aeltervater Herzog Friederich Ludewig im Jahre 1697 gestiftete, noch bestehende Ostpreußische Infanterie-Regiment.

Nach dem Ausbruche der Revolution in Warschau 1794 marschirte der größeste Theil der Ostpreußischen Truppen an die Polnische Grenze, wo der Herzog die erste Brigade des Corps des General-Lieutenants von Brünneck commandirte.

Im September ward er mit vier Bataillons Infanterie nach der südlichen Grenze Preußens von dem

General-Lieutenant von Brünneck detaschirt, wo er einige Mal mit den Preußen zusammentraf, und die Ehre der Preußischen Waffen zu behaupten, so glücklich war.

Gegen den Winter vertraute der König ihm das Commando des Cordons in Polen von Ostrolenka, einer kleinen am Narew belegenen Stadt, bis an den Memel (oder Niemen) Grodno gegenüber, an, welches er bis zum Julius 1795 führte.

Im Mai ward er von dem am Narew, wie in der ganzen Gegend furchtbar wüthenden Faulfieber heftig überfallen, aber so glücklich geheilt, daß er die gichtischen Anfälle, die ihn seit mehrern Jahren plagten, und andere Beschwerden gänzlich verlor.

Die Bestimmung des Herzogs veränderte sich im Jahre 1795, indem ihm der König den Oberbefehl über das in den Woiwodschaften Cracau und Sendomir stehende Corps von 11000 Mann anvertraute und ihm befahl, sich zu demselben zu begeben. Im nämlichen Jahre ward er zum General-Lieutenant ernannt.

Nachdem der Herzog seit der Uebernahme dieses Corps in Pinczowa, einem kleinen Städtchen in Sendomir, an dem unbeschreiblich reizenden Nidda-Thale, das Hauptquartier gehabt; erhielt er Befehl sich nach Cracau zu begeben, um Preußischer Prinzipal-Commissarius bei Berichtigung der Preußisch-Oesterreichischen Grenze, von der Oberschlesischen Grenze, bis an den Ausfluß der Pilica in die Weichsel oberhalb Warschau, zu seyn, dabei aber sein Commando zu behalten.

Hier kam er in ein ihm unbekanntes und unangenehmes diplomatisches Geschäft; hatte aber das Glück, so langweilig es auch war, es im April 1797 zur Zufriedenheit seines Monarchen zu beendigen, und von demselben königlich belohnt zu werden.

Der Regierungsantritt Kaiser Pauls veranlaßte den Herzog, ihm dazu, von Cracau aus, Glück zu wünschen, worauf derselbe ihn auf eine sehr gnädige Art einlud, nach

Petersburg zu kommen, damit der Kaiser seine Bekanntschaft machen möge.

Im September 1797 ging er mit königlichem Urlaub dahin ab.

Bei seinem ersten Eintritte ins Cabinett des Kaisers, sagte ihm dieser nach einigen Höflichkeitsbezeigungen: J'espère que Vous arrivez, pour ne plus me quiter.

Dies war nun freilich die eigentliche Absicht des Herzogs nicht; der Kaiser zwang ihn aber beinahe mit Gewalt dazu, seinen Abschied aus dem Preußischen Dienste zu fodern, den er aber erst, nach dem Tode Friederich Wilhelms des Zweiten, vom jetzigen König erhielt, worauf der Kaiser ihn mit seiner Preußischen Anciennität zum siebenten General-Lieutenant, Chef des schönen Grenadier-Regiments Paulowsky und Commandanten seiner beiden Lieblingslustschlösser, Paulowsk und Gatschina, ernannte.

Glücklicherweise hielt die Ankunft des Prinzen von Condé und seiner Gefährten, die dem Kaiser ungeheures Geld kosteten, diesen ab, sofort dem Herzoge seine großen Versprechungen zu erfüllen.

Dieser sah bald ein, daß sein Posten einer der gefährlichsten war, der ihm bei der Unkunde der Russischen Sprache, dem immerwährenden Argwohn des Kaisers gegen Verschwörungen und seinen heftigen Aufwallungen von Zorn, leicht nach Siberien hätte führen können.

Er nahm daher Urlaub nach Preußen zur Regulirung seiner Geschäfte, da er gewiß sonst den Abschied nicht erhalten hätte — und foderte denselben von Riga auf. Er erhielt ihn in Berlin im März 1798.

Nun brachte der Herzog die Jahre 1798 und 1799 in Leipzig mit seiner Gemahlin und seinen beiden Töchtern zu, nachdem sie ihren Sohn (Prinzen Friederich Wilhelm Paul Leopold) auf das Rittercollegium zu Brandenburg an der Havel (eine der besten öffentlichen Erziehungsanstalten) gebracht hatten.

Seine alte Bekanntschaft mit Leipzig und der Wunsch, seinen Prinzessinnen Töchtern ihre fernere Ausbildung zu gewähren, veranlaßten ihn, diesen Ort zu wählen.

Er selbst studirte noch in Leipzig Physik, Mathematik und Chemie — und die Herzogin bildete hier und bei einigem Aufenthalte in Dresden ihr entschiedenes Talent im Malen in einem hohen Grade aus.

Im Sommer 1799 machte der Herzog eine sehr angenehme Reise durch Schlesien über Cracau, wo er mit vieler Freundschaft von seinen alten Bekannten aufgenommen ward, durch Mähren und Böhmen nach Leipzig zurück.

Im Frühjahre 1800 ging er nach Preußen, und lebte daselbst auf seinen Gütern der Landwirthschaft.

Im Jahre 1804 machte er eine Reise nach Kopenhagen, um seinen Sohn in königlich Dänische Dienste zu bringen, in welchen derselbe schon im Jahre 1802 vorläufig angestellt war.

Die überaus gnädige Aufnahme, die er in Kopenhagen fand, brachten in ihm den alten Wunsch, sein Leben in diesem seinem wahren Vaterlande zu beschließen, völlig zur Reife.

Er hätte ihn schon im Jahre 1805 ausgeführt, wenn die damals im nördlichen Deutschlande entstandenen Unruhen, — späterhin der Französische Krieg, und dann der Einfall der Engländer in Seeland, ihn nicht daran gehindert hätten.

So aber mußte er in Preußen bleiben, um dort die traurigen Ereignisse der Jahre 1806 und 1807, die seine dortigen Güter zu Grunde richteten, zu erleben.

Gleich nach der denkwürdigen Schlacht bei Eylau ward er, als Deputirter der Ostpreußischen Stände, mit Aufträgen ins Hauptquartier seines vieljährigen Freundes, des Generals v. Bennigsen, deputirt, und hielt

sich daselbst bis Mai auf, da ein heftiges Nervenfieber ihn zwang, seinen Posten zu verlassen.

Auch dieses überstand er — und nun war er fest entschlossen und bereits so reisefertig nach Dänemark abzugehen, daß der Tag der Abreise schon angesetzt war, als das schnelle Vordringen der Franzosen gegen Königsberg ihn zu dem Entschlusse brachten, nach Memel, und von da durch Russisch-Litthauen, Gallizien, Böhmen und Sachsen nach Dänemark zu gehn: allein es war nicht möglich durchzukommen.

Nach dem Frieden von Tilsit fand er es nöthig, auf seinen Gütern Anstalt zu deren Instandsetzung zu treffen.

Als er im Herbste die Reise nach Dänemark gerades Weges zu machen gedachte, vereitelte die Englische Invasion auf Seeland sein Vorhaben abermals, und er verschob die Reise bis zum Frühjahre 1809.

Aufs neue bereitete er alles zur Reise vor. Er hatte in Königsberg von der königlich Preußischen Familie Abschied genommen, und seine Wagen standen in Lindenau gepackt, als Anfangs Mai, da er frühmorgens die Laufzettel zu Bestellung der Pferde bis Berlin schrieb, die Herzogin das Fieber bekam, von welchem sie bis zum Oktober belästigt — und dadurch abermals die Reise verzögert ward.

Endlich konnte er diese am 26sten Mai 1810 antreten, und kam im Junius zu Louisenland an.

Der König von Dänemark ernannte ihn zum General-Lieutenant der Armee und verkaufte ihm das an der Alster in der Nähe von Hamburg belegene, ehemals dem gelehrten Holsteinschen Kanzler Reinking und in neueren Zeiten der freiherrlichen v. Kurzrockschen Familie zuständige, zum Kirchspiele Bergstädt gehörige angenehme Gut, Wellingsbüttel, als königliches Lehn.

Am 29sten September 1812 ward er von der Schleswig-Holsteinschen patriotischen Gesellschaft zum Präsidenten erwählt, und im Jahre 1813 vom Könige, den Land-

sturm für die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu organisiren, beauftraget, der aber durch das rasche Eindringen des Kronprinzen von Schweden nicht zur völligen Ausführung kam.

Da ich an dem nämlichen Tage, an welchem der Herzog zum Präsidenten der jetztgenannten patriotischen Gesellschaft erwählt ward, in die Central-Administration derselben trat, und dadurch mit demselben während des Laufes eines Jahres in näheren Verhältnissen stand; so konnte es mir gelingen, die Hauptzüge des Charakters eines Fürsten aufzufassen, der derjenigen Verehrung im höchsten Grade würdig ist, die mein Herz gegen denselben hegt.

Am deutlichsten leuchtet aus allem, was der Herzog denkt, sagt und thut, sein ächtdeutscher, gerader, offener Biedersinn hervor, der als die Urquelle aller seiner Handlungen, — als der Punkt, von dem sie alle ausgehen, anzusehen ist.

Dies verdient um so mehr bemerkt und bewundert zu werden, da so mancher Deutscher Prinz, der seine erste Bildung im Auslande erhielt — und demnächst an Kaiser- und Königshöfen lebte, seinen ursprünglichen Sinn und Geist so ganz verlor, daß man nur mit Mühe die letzten Spuren desselben aufzufinden im Stande war.

Die Anrede des Herzogs an die obbenannte Central-Administration, mit der er dieselbe in ihrer ersten Sitzung (den 7ten Oktober 1812) begrüßte, und die man im fünften Hefte der Schleswig-Holsteinschen Provinzialberichte des Jahres 1812, Seite 652 u. flg. findet, so wie die von demselben am zweiten Versammlungstage der Gesellschaft (den 29sten September 1813) gesprochene, im fünften Hefte jener Provinzialberichte Seite 577 u. flg. befindliche Rede, beurkunden meine obige Aeußerung so deutlich, daß sie keines weiteren Zeugnisses bedarf.

Wird es möglich seyn, seine Gedanken und Gefühle in einer ruhigern und festeren Sprache vorzutragen —

und ohne seine Diktion durch die oft gar zu grellen Farben der Rednerkunst zu erheben, oder gar ihr das Flittergold der poetischen Prosa aufzulegen, dennoch ihnen so viel Anziehendes zu ertheilen, als ein solcher Vortrag, um die Aufmerksamkeit vom ersten bis zum letzten Worte in einer angenehmen Spannung zu erhalten, bedarf?

So wie der Herzog hier redete, so zeigte er sich in jeder seiner Handlungen, die durch die von ihm übernommene Präsidentur nothwendig ward.

Er trug seine Vorschläge und Wünsche mit einer Ruhe vor, die mir unvergeßlich bleiben wird — und nahm sie, wenn deren Ausführung Schwierigkeiten fand, mit der nämlichen Ruhe wieder zurück.

Niemalen redete in seinen Anträgen der Herzog, sondern immer der ächtpatriotische Deutsch-Holsteinsche, von allen Nebenabsichten, von aller Selbstsucht weit entfernte Mann, — dem nur der alleinige Zweck der Gesellschaft, — des Vaterlandes und jedes Standes Wohl angelegen, — der es nach Möglichkeit zu befördern und um diesen schönen Zweck zu erreichen, nicht zu ermüden war.

Was war natürlicher, als daß er dadurch, so wie durch seine Herablassung und Humanität, wodurch er immer jedes höfische Ceremoniel von sich entfernt hielt, aller Herzen und eines jeden uneingeschränktes Vertrauen erwarb?

Man vergißt in den Unterhaltungen mit ihm den edeln Fürsten über den edlen Mann.

Nie hörte ich ihn mit seinen vielen Kenntnissen, die er sich auf seinen Reisen, von Neapel bis Rußland, nie mit seiner Menschenkunde, die er sich in seinen heterogenen Verhältnissen, und an den Höfen zu Petersburg, Berlin und Kopenhagen erworben, nie mit den Heldenthaten, die er im Felde verübt hatte, prunken.

Er ist praktischer Landmann; aber er kennt auch die theoretischen Grundsätze und die verschiedenen Systeme der Wirthschaft — besorgt die seinige, bis ins kleinste De-

tail, mit rastloser Aufmerksamkeit — unterhält sich über die verschiedenen Gegenstände derselben mit allen, die ihn auf seinem Landsitze sehn, ohne auf ihren Stand und Rang Rücksicht zu nehmen, und belehret sie über das, was ihre Wißbegierde an sich zu ziehen scheint.

So wie er ein treuer Anhänger und warmer Verehrer des Königs, der Königin und des ganzen königlichen Hauses ist, so ist er nicht minder ein liebevoller Gemahl und Vater.

Er verlebt, — getrennt von dem lästigen Geräusche der großen Welt, seine Tage in philosophischer und ländlicher Ruhe, und äußert mehrmalen den Wunsch, daß es der Vorsehung gefallen möge, ihn da sein Leben beschließen zu lassen, wo er es jetzt ungestört genießt.

Möge er seiner würdigen und trefflichen Gemahlin, seinen Kindern und Enkeln, — allen seinen Verehrern (das heißt, allen, die ihn kennen) bis zum fernsten Ziele menschlicher Jahre erhalten — und wenn einst der Bruder des Schlafs ihn freundlich und liebevoll in die fröhlichen, schönen Gefilde der besseren Welt hinüberführt, seiner Asche ein ruhiges Grab werden, — von Thränenweiden umpflanzt, um deren Aeste sich eine Kette von Immergrün schlingt.

Auf den Marmor seines Leichensteins lese man die wahre, aber einfache Schrift:

Hier ruhet ein Deutscher Fürst, der würdig war, es zu seyn.

Mit inniger Wehmuth füge ich dem Obigen die Anzeige bei, daß mit dem Herbste des Jahres 1815, noch mehr aber im Winter 1816, die Gesundheit des Herzogs zu wanken anfing, und die fürstlichen Seinigen, nicht ohne begründete Sorgen, dem herannahenden Frühlinge, diesen schönen, aber nicht gefahrlosen Tagen, entgegensahn.

Bald nach dem neuen Jahre sah ich ihn zum letzten Male. Ich traf ihn durch ein Ungefähr in einem Bilder-

laden, wo er damit beschäftiget war, bunte Wünsche auszusuchen, für seine Enkel bestimmt. Fast nie sah ich ihn heiterer. Beim Abschiede aber drückte er mir, mit mehr als gewöhnlicher Herzlichkeit, die Hand, wobei mich eine Ahnung ergriff, die ich zu unterdrücken suchte, obgleich ein ähnliches Vorgefühl mir mehrmalen Unannehmlichkeiten voraussehen ließ, durch das ich in der Folge tief niedergedrückt ward.

Kurz nachher erfuhr ich, daß man für das Leben des Herzogs Besorgnisse zu hegen anfange. Wiederholte Apoplexien vermehrten sie — und verdunkelten die Aussichten in die nahe Zukunft.

In einer ernsten Anwandelung dieser Krankheit verlor der Herzog Bewußtseyn und Sprache.

Sein fester Körper hob sich noch einmal unter der Sichel des herannahenden Todes.

Die Sonne der Hoffnung ging über des Herzogs Landsitze auf, — wie nach einer schwarzen Winternacht die Morgenröthe des Lenztages.

Die, eines solchen Gemahls würdige Fürstin, — seine vortreffliche Tochter und der Kreis seiner liebenswürdigen Enkel, die sich an dem guten Großvater hinaufrankten, wie der Epheu an der schattenreichen Eiche, fühlten sich neu belebt, und theilten dem entfernten Sohne die frohe Botschaft mit, daß die Gefahr vorüber sey, und die Vorsehung beschlossen zu haben scheine, den noch eine geraume Zeit zu erhalten, der ihnen auf dieser Welt das Theuerste war.

Wenn aber Aristoteles sagte: „Was sind die „Hoffnungen der Menschen wohl mehr, als Träume der „Wachenden?" — so sagte der alte Weise in der That eine Wahrheit, die leider nur zu oft durch die Erfahrung bestätiget wird.

Am Vorabende des Todestages, den der Herzog in dem Kreise der Seinigen verlebte, zeigten sich noch mehrere Spuren des, dem guten Fürsten eigenen Frohsinns.

In der Nacht weckte ihn der Todesengel, um ihm zu verkünden, daß seine Stunde geschlagen habe, und daß die bessere, friedensvolle Welt, in der die Tadelsucht schweigt — der Neid verstummt und kein Verläumder gefunden wird, seiner warte.

Mit der Ruhe des ehrlichen Mannes, — mit der Hingebung des Weisen und mit der Freudigkeit des Christen, neigte der Herzog sein Haupt — und entschlief still und sanft.

Er starb (wenn man ein solches Entschlafen sterben heißen kann) am 25sten März 1816, mithin in einem Alter von 59 Jahren, — mit den bittersten Zähren beweint, vom fürstlichen Hause, — von seinen Freunden und Verehrern, — von allen, die mit ihm in Verhältnissen standen, — von seiner treuen Dienerschaft, — von denen, die ihn kannten und es begreifen konnten, was jeder durch ihn verlor.

Ein fürstlich verzierter Sarg, geformt nach der Zeichnung desjenigen, der die Gebeine des Königes Christian des Siebenten verschließt, bewahrt seine Asche.

Die Leiche ward nach Sonderburg abgeführt, wo sie neben dem Sarkophage des im Jahre 1814 verstorbenen Herzoges Friederich Christian von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, — eines durch seinen Geist eben so sehr, als durch seine Tugenden ausgezeichneten Fürsten — ihre Ruhestätte fand.

Ueber den Charakter und die Werke

der

Frau von Stael,

von

K. Jul. Schütz.*)

---

*) Man wolle diesen sachreichen Aufsatz als einen Vorläufer der umständlichern Biographie betrachten, die wir künftig von A. W. von Schlegel zu liefern hoffen.

D. Red.

Frau von Stael.

Unter allen Verlusten, welche nicht nur die französische, sondern überhaupt die europäische Literatur in dieser neuesten Zeit erlitten hat, erscheint der, von ihren Freunden so lange befürchtete, und doch zu so schmerzlicher Plötzlichkeit erfolgte Tod der Frau von Stael, unstreitig als der bedeutendste; wenn man die Tiefe, Vielseitigkeit und Größe der Wirkungen dessen, was sie als Schriftstellerin bereits geleistet hat, mit dem, was sie bei längerem Leben in dem Alter der vollen Reife, Kraft und Thätigkeit ihres Geistes, in dem sie der Welt entrissen worden ist, noch geleistet haben würde, zugleich in das Auge faßt. Wie unendlich viel mehr noch als die Welt, in dieser seltenen Frau, ihre Angehörigen, ihre Freunde und Alle, die sich ihres geist- und gemüthsvollen Umgangs auf längere oder kürzere Dauer zu erfreuen hatten, verloren haben; kann Jeder ermessen, der auch nur in vorübergehenden Momenten den Adel des Charakters, die Zartheit des Gemüths, das tiefe Gefühl für Vaterland, Religion und Freundschaft, für fremdes Glück und Leid, und die von jeder Spur der Verstellung und Ziererei so freie Offenherzigkeit und Geradheit ihres ganzen Wesens, zugleich mit jener glühenden Einbildungskraft, jenem unerschöpflichen Ideenreichthum, jener unendlichen Beweglichkeit des Witzes, und der eben so wohllautenden als gehaltvolle Beredsamkeit, kennen gelernt hat, welche sich in dieser schönen weiblichen Seele auf eine so seltene Weise zu einem harmonischen Ganzen verbanden, und selbst

über diejenigen, die sie umgaben, einen Reiz verbreiteten, der mit ihrem Leben, wie der Zauber einer schönen Beleuchtung mit dem letzten Blick der scheidenden Sonne erloschen ist. Femina pectore, vir ingenio, war sie in vollem Sinne des Wortes, durch die wahrhaft weibliche Weichheit und Güte ihres Herzens, wie durch die männliche Großheit und Energie ihrer Gesinnungen. Jene sprach sich vorzüglich in ihrer innigen Theilnahme an Andrer Unglück, in ihrer schönen Neigung und Gabe Leidende zu trösten, in ihrer Schonung fremder Schwächen und in der Pietät ihrer Liebe für ihre Eltern, ihren Gatten, ihre Kinder und Freunde; diese in ihrem heiligen Ernst und Eifer für Kunst und Wissenschaft, für Vaterland und Freiheit, wie gegen jede Unterdrückung und Herrschaft der Willkühr aus. Ihr näherte sich kein Unglücklicher, ohne Hülfe, kein Trauriger, ohne Trost, kein Verfolgter, ohne Schutz von ihr zu erhalten, so wie kein geistreicher und kein mächtiger Mann der Erde, der nicht von Bewunderung für ihre eigne Geisteshoheit ergriffen worden wäre; und Jedem, der auch nur eine Stunde ihres Umgangs genossen, blieb sie gewiß für sein ganzes Leben unvergeßlich. So ward es auch mir vergönnt, sie während ihres ersten Aufenthaltes in Deutschland, zu Weimar, und auf meiner nordischen Reise vor fünf Jahren, in Schweden, wo ihre ganze Seele voll von der großen Angelegenheit der Befreiung Europa's war, kennen zu lernen.

Mit meiner Frau war ich im Herbste 1812 so glücklich, in ihrer, ihres Gatten, ihrer Kinder und A. W. Schlegels Gesellschaft, die romantische Fahrt über das bothnische Meer von Abo nach Stockholm zu machen, und mehrere Monate in diesem nordischen Neapel zuzubringen, wo damals das segenvolle Werk der Völkererlösung von einer fast vollendeten neuen Universalmonarchie, mit vorbereitet ward, und woran sie selbst unmittelbar durch ihren Briefwechsel mit dem großherzigen Kaiser von Rußland, und ihre fast täglichen Unterredungen mit dem eben so trefflich gesinnten Kronprinzen von Schweden, einen gewiß nicht unwesentlichen Antheil hatte. So sehr uns nun diese freundliche Gunst des Zufalls unsern schon an und für sich so interessanten und unvergeßlichen Aufenthalt in Stockholm auf gar mannigfaltige Weise noch verschönerte, so sehr wurden uns die Freuden unsers Aufent-

haltes zu Paris im verflossenen Sommer durch das traurige Verhängniß getrübt, daß wir, voll der schönsten Hoffnungen, jetzt, (da nun auf das Herrlichste vollendet war, wofür sie damals im ersten Beginnen so thätig gewirkt,) sie wieder zu sehen, gerade dahin kommen mußten, um Zeugen ihres Todes zu seyn. Das einzige wohlthätige Gefühl in diesem Schmerz war für uns, daß wir dadurch auch Zeugen der öffentlichen Theilnahme wurden, mit der man in den letzten Tagen ihres Lebens sich jede Nachricht, jeden noch so kleinen Umstand von ihrem Befinden, überall in dieser geräuschvollen Hauptstadt einander mittheilte, so wie der allgemeinen Trauer, die ihr endlicher und doch so früher Tod, bei aller Spaltung und Schonung der jetzigen Partheien, unter den, sonst so leichtsinnigen Parisern hervorbrachte. Wie abweichend, ja entgegengesetzt, man aber auch von ihren politischen Ansichten und Aeußerungen (die denn doch wieder durch die Individualität ihrer Stellung und Verhältnisse, wie durch ihre Vaterlandsliebe, gar wohl zu rechtfertigen sind,) in ihrer letzten Zeit denken mochte; es war doch immer die genialste Frau ihrer Nation, die in dieser Corinna Stael zu Grabe ging. Eben aber weil sie dies war, konnte sie freilich auch dem Tadel, zumal ihres eignen Geschlechtes, nicht entfliehen, wie ich denn hier z. B. nur der gehässigen Schilderung gedenken will, welche die auf ihren literarischen Ruhm, wie auf den Glanz ihrer äußern Verhältnisse, gleich eifersüchtige Mad. Genlis, von ihr unter dem Namen Melanide geschrieben hat. Es ist ja dies das Loos alles Schönen und Großen auf der Welt, die es liebt, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn", es ist es ganz besonders von Frauen, die durch die Ueberlegenheit ihres Geistes und ihrer Talente, über die gewöhnliche Sphäre des Weibes hinausgeschritten sind, und gehört vor Allem zu jenem Kunstmärtyrerthum, dem ausgezeichnete Künstlerinnen ungleich mehr noch als Künstler unterworfen sind. Von allem Tadel, der jemals gegen die Frau von Stael in Schriften oder mündlich ausgesprochen worden ist, war aber zuverlässig keiner nichtiger und mithin ungerechter, als der Vorwurf des Stolzes und der Arroganz. Was Neid und Uebelwollen dafür ausgegeben haben, und Manchem, der sie nicht näher kannte, allerdings wohl auch also erschienen seyn mag, war nichts Andres

als der tiefe Ernst, das Selbstgefühl und die Freiheit ihrer geistigen Bildung, womit sie sich freilich oft, die Linie herkömmlicher Geselligkeitsformen übertretend, lieber zu geistreichen Männern, als alltäglichen Frauen hinwenden mochte, verbunden mit der fast schroffen Männlichkeit ihres persönlichen Wesens, mit dem, unwillkührlich, imponirenden Ausdruck der einem solchen Körper inwohnenden Seelengröße, und mit der Gewohnheit, die sie durch ihre Geburt und Verhältnisse als Necker's Tochter erhalten hatte, in den ersten Zirkeln einer Hauptstadt wie Paris zu glänzen. Wie weich und offen im Gegentheil ihr Gemüth für sanfte Empfindungen war, die dem Uebermuth, (der schon als Etwas Kleinliches bei der wahren Gottheit ihres Geistes ihr Fehler nimmer seyn konnte,) jederzeit fremd sind; beweist ihre bekannte an Anbetung gränzende Verehrung für ihren Vater, ihre Liebe für ihre Kinder, ihre schonende Achtung für ihren (weder frei von ihr gewählten noch in Hinsicht auf Geistesbildung ihrer würdigen) ersten Gatten; ihre still verborgene Hingebung und Anhänglichkeit an ihren zweiten, ihre Wärme und unerschütterliche Treue in der Freundschaft, ihre Vaterlandsliebe, ihre, sich besonders gegen die unglücklichen französischen Emigranten so hoch bewährte Menschenfreundlichkeit, und die einstimmigen Zeugnisse endlich von Allen, die sie in dem engern stillen Kreise ihres Thuns und Wirkens kennen zu lernen, Gelegenheit hatten. Zwei solcher Zeugnisse, die in jeder Zeile den unverkennbaren Stempel der Wahrheit tragen, erschienen bald nach ihrem Tode, öffentlich, in dem Journal général de France; das eine aus der Feder eines der ausgezeichnetsten jetzigen französischen Schriftsteller, der in gleich hohem Grade, Adel der Gesinnung und Schärfe der Urtheilskraft, mit dem Talent der Darstellung verbindet; das andre von der weiblichen Hand, einer ihrer vieljährigen Freundinnen, die mit so Vielen, deren Beschützerin und Wohlthäterin sie damals ward, während der Revolution zu ihr nach Copet flüchtete, wo das Neckersche Haus bekanntlich den Hauptzufluchtsort für alle Ausgewanderte, die sich nach der Schweiz retteten, darbot. „In dem schrecklichen Jahr 1793" schreibt diese zartfühlende Frau, „war Copet die allgemeine gastliche Freistatt für diejenigen, welche der Tyrannei in

Frankreich zu entfliehen suchten. Mein Mann und ich fanden hier die zärtlichste Aufnahme, ohne irgend eine andre Empfehlung als die unsers Unglücks mitzubringen. Wie sehr wußte ich es der Frau von Stael Dank, daß sie die seltne Kraft besaß, sich über die eignen Schrecknisse, von denen ihr Gemüth ergriffen war, zu erheben, um sich nur mit der Rettung der sich täglich mehrenden Opfer, welche in Frankreich zurückgeblieben waren, zu beschäftigen. Die Niedergeschlagenheit in allen Seelen war so groß, daß kein geringer Muth dazu gehörte, die Flucht durch ein Land zu ergreifen, das von revolutionairen Volksausschüssen überall bedeckt und zerrissen war. Frau von Stael sendete aus der Schweiz ihren Freunden treue Führer zu, welche ihnen sagten: Folgen Sie mir, ich kenne sichere Wege, und verbürge Ihnen die Rettung Ihres Lebens bei Fr. v. Stael. Niemals fand sie ihre Colonie von Flüchtlingen zu zahlreich. Kein Umstand war so geringfügig, von dem sie sich nicht unterrichtet, kein Hülfsmittel so verborgen, das ihr Geist nicht entdeckt hätte. Als die harten Verordnungen erschienen, welche mehrere Cantons der Schweiz gegen die Emigranten erließen, flog sie von Copet nach Nyon, nach Lausanne, nach Bern und Zürich, und brachte es bei den Behörden durch die eindringlichsten Vorwürfe von Schwäche und Gefühllosigkeit, die sie ihnen machte, dahin, daß jene grausamen Maasregeln, nur zum Schein gegeben, ohne Ausführung blieben. Ich habe sie nachher auch zu Paris in verschiednen Zeitpunkten dieselbe Ueberlegenheit über sehr bedeutende Männer ausüben sehen, die, aus Besorgniß für eignen Untergang, allen Muth zu kräftigen Entschlüssen verloren hatten. Ihr Kummer und ihre Sorgfalt war völlig die der eignen Mutter oder Schwester eines Emigranten, der ergriffen wird um ihn einer Militairkommission zu überliefern."

Mit einer nach überzeugendern Beredsamkeit als diese ihre eigne Landsmännin, hat auch in Deutschland vor Kurzem, die ihr an Geist und Herz so nah verwandte Dichterin Frau von Brun im Morgenblatte, Worte eines heiligenden Andenkens über den Werth und die Würde ihrer Weiblichkeit gesprochen, die ich mit so innigerer Rührung gelesen, als ich auf eben jener nordischen Reise, von Stockholm nach Copenhagen gehend, hier auch die mir unvergeßliche nähere Bekanntschaft dieser edeln Frau zu

machen, das Glück hatte. Was bedarf es noch mehr, um auch unter uns Deutschen das Urtheil über den Charakter dieser merkwürdigen Frau festzustellen? Minder indeß ist sie noch immer in Deutschland, dem ganzen Umfange ihrer schriftstellerischen Thätigkeit nach, bekannt und geschätzt worden, und so werden die nachfolgenden literarischen Notizen über ihre Werke, die ich hier vollständig anzuführen mich bemüht habe, deutschen Lesern solange nicht unwillkommen seyn, als die Memoiren über sie, die wir von ihrem geistvollen Freunde, Herrn von Schlegel, oder von ihrem Arzte, Herrn Portal (der, während ich mich noch in Paris befand, schon eine Biographie der Frau von Stael in öffentlichen Blättern ankündigte) erwarten dürfen, noch nicht erschienen sind. So lebhaft als ich es wünsche, würde ich mich freuen, wenn diese Notizen auch nur Einem oder dem Andern ihrer Leser Veranlassung würden, in das tiefere und umfassendere Studium ihrer mannigfaltigen Werke einzugehen, welche über Poesie, Kunst und Literatur, wie über Philosophie, Geschichte, Politik und Länderkunde, einen so unerschöpflich reichen Schatz, eigenthümlicher Ideen, Ansichten und kunstvoller Darstellungen, enthalten; mit wie großem Grund man nun auch immer den Mangel einer systematischen Einheit in ihnen tadeln möge. Dieser Mangel an Uebereinstimmung, besonders in ihren ästhetischen Grundsätzen, und die, ihrer Nation nothwendig als parador und bizarr erscheinende Neuheit so vieler dieser Grundsätze selbst, in denen sie zuerst, mit einer an ihrem Geschlecht doppelt bewundernswerthen Kühnheit, das enge, auf dem verhärteten Boden des Nationalvortheils beruhende Gebäude des französischen Kunstsystems nach allen Gränzen hin durchbrach, waren es wohl hauptsächlich, was Frau von Stael, alle Wechsel des literarischen Glückes und Mißgeschicks, in ihrer schriftstellerischen Laufbahn, erfahren ließ. Hiezu kamen die, nothwendig wieder mit dieser Originalität ihres Ideenganges zusammenhängenden, Neuerungen, die sie sich in ihrem Styl und der Sprache erlaubte, und in welche sich die Franzosen, bei ihrer sonst so unersättlichen Liebe für alles Neue, seltsam genug, nun einmal eben so wenig zu finden wissen, als dieses sonst in allen Sachen des Geschmacks veränderlichste Volk der ganzen Erde, bekanntlich mit einer, eben so seltsamen Unerschütterlichkeit, in seinem Glauben

an die Unfehlbarkeit seiner einmal für classisch erkannten Nationalautoren fest hält. So kam es und muß es kommen, daß, indem diese Schriftstellerin alle durch ein, Jahrhunderte verjahrtes Herkommen sanktionirte Linien französischer Denk- und Darstellungsweise überschritt, auch die französische Kritik ihrerseits, durch Uebertretung aller bisher bekannten Granzen von Lob und Tadel, sich in Beziehung auf sie geltend zu machen versuchte.

Vor ihrem ersten Auftreten auf dem Gebiete der Literatur an, ist fast jedes ihrer Werke mit einem eben so ausschweifenden Enthusiasmus von der einen Seite gepriesen, als leidenschaftlicher Schmähsucht von der andern verfolgt worden. Was nun aber den erwähnten Mangel an Einheit und Haltung in ihren Ansichten betrifft, so scheint mir dieses aus der Geschichte ihres Lebens und Geistes gar sehr erklärbar. Gestellt durch ihre Geburt und späterhin durch ihre persönlichen Verhältnisse auf einen Punkt zwischen Frankreich, Deutschland und Italien; alle diese drei Länder durch ihre vieljährigen Reisen, (zu denen in ihrer letztern Zeit noch die durch Rußland, Schweden und nach England kamen) aus eigner Anschauung kennen lernend, und begabt mit einer eben so ungemein beweglichen Einbildungskraft als tiefer Empfänglichkeit für alles ihr sich darstellende Große, Schöne und Gute; war es unmöglich, daß sie dem Einfluß entging, den die Reihe von Eindrücken dreier in ihrer Sprache, ihren Sitten und ihrer Literatur so höchst veeschiedenen Länder, nach einander auf eine so wißbegierige und reitzbare Seele nothwendig hervorbringen mußte. Hiezu rechne man den sehr wesentlichen Antheil, den ihre lange Verbindung mit einem der scharfsinnigsten deutschen Kunstrichter (der von gleicher Neigung zu einem ästhetischen Eklekticismus beseelt, stufenweise von seiner Verehrung für die Alten, zu der für Shakspeare, Dante, Ariost, Calderon und die Nibelungen, nicht nur als Kritiker sondern zugleich als höchst kunstvoller Dollmetscher dieser Dichter, überging) an der Richtung ihrer Geistesbildung haben mußte, und welcher sich vornehmlich in ihrem Werke über Deutschland offenbart, wo es in der That dem Kundigen nicht schwer fällt, den Chorizonten zwischen dem zu machen, was ihr und was ursprünglich Schlegel's Urtheil ist.

Aus allen diesen Umständen mußte jene seltsame Stellung für sie als Schriftstellerin hervorgehen, daß sie in allen ihren Werken immer auf eine höchst eigenthümliche Weise originell erscheinend, ihnen unter sich selbst doch die Harmonie, Consequenz und Bestimmtheit nicht zu verleihen fähig war, die namentlich die französische Kritik von einem schriftstellerischen Charakter zu fodern pflegt. Jedem Lande, wo ihre, eine ganze Welt umfassende Seele begeisternde Eindrücke empfangen hatte, wollte sie den Tribut ihrer Erkenntlichkeit zollen, und so feierte sie der Reihe nach das Lob Frankreichs, Italiens, Deutschlands und Englands. Aber immer erfüllt von den Ideen, Empfindungen und selbst Vorurtheilen, die sie aus dem Lande, das sie verließ, mit in das brachte, zu dem sie überging, konnte es nicht fehlen, daß sie in eine Vermischung derselben gerieth, welche es ihr versagte, jedem Gegenstand die richtige Farbe und Beleuchtung zu geben, und ihr Urtheil nicht selten in allerdings gar auffallende Widersprüche verwickelte. Daher sagt Herr Amar du Rivier in seiner Quinzaine littéraire, die zu den gehaltvollern der jetzt in Paris erscheinenden Journale gehört, wohl nicht ganz mit Unrecht von ihr: „Elle admire et loue sincèrement les anciens, et ne'n proclame pas moins les doctrines modernes les plus capables d'affaiblir notre antique respect par nos maîtres et nos modèles. Homère et Ossian, Corneille et Shakspeare se trouvent souvent pesés au même poids, et ce n'est pas toujours en faveur de l'auteur de l'Iliade et de Cinna, que penche l'infidèle balance. Sa Poëtique, en général, n'est qu'un Chaos, où se rassemblent au hazard les principes les plus discordans, les élemens les plus hétérogènes; mais du sein même de cette nuit profonde, jaillissent par intervalles des traits lumineux d'une raison supérieure, d'un goût pur et éclairé, et qui décèlent une finesse de tact une justesse d'idées, qu'il a été donné à peu d'écrivains de réunir au même degré. Le Styl de Mad. de Staël offre à la critique les mêmes sujets d'éloge, les mêmes motifs de blâme. Il frappe, il étonne, il entraine par la chaleur, le mouvement, le pittotesque de l'expresſion; il fatigue, il d'écourage et afflige quelquefois le lecteur, rebuté de tant de

fautes melées à tant de beautés réelles. L'Auteur de Delphine et de Corinne n'en conservera pas moins, un rang distingué dans les lettres françaises, parcequ'elle a su se créer un genre nouveau, dans un genre épuisé des longtems, et que ce n'est point en vain que la nature a dit au génie: „Invente et tu vivras!“ Ich habe dieses Urtheil mit Absicht hier wörtlich angeführt, weil es gewiß eines der besonnensten und billigsten ist, was je ein französischer Kritiker über Frau von Stael gefällt hat. Es beweist aber eben deshalb auch um so mehr von Neuem, wie schwer es hält, selbst einem partheilosen Kunstrichter dieser Nation, Sinn für Kosmopolitismus in der Kunst und Literatur beizubringen. Und gerade dieser weltbürgerlich-kritische Sinn ist es, was nächst dem schöpferischen Reichthum ihrer poetischen Erfindungskraft und dem Zauber ihrer Darstellungskunst, die hohe Eigenthümlichkeit und Genialität dieser Schriftstellerin (zumal als Französin!) bezeichnet, und worin ihr, meines Wissens, nur ein Einziger ihrer Landsleute noch, mein nie genug zu betrauernder Freund, Villers, an die Seite gestellt werden kann. Doch leidet es wohl keinen Zweifel, daß Villers hierin zu einer weit größern Helle und Bestimmtheit der Ideen durchgedrungen war, als, wie schon gesagt, Frau von Stael, die in dem Reichthum ihrer Gedanken und Ansichten, unvermögend ihn vollständig zu beherrschen, gewiß sich selbst zuletzt in Manchem nicht mehr klar war und wohl darum ihre eignen Worte auf sich anwenden mochte: „Il est des choses qui ne s'expliquent pas; et je suis peut-être une de ces choses là.“

Schon in einem Alter von 20 Jahren, wo man nimmermehr es hätte erwarten sollen, daß eine so junge Frau, die durch den Rang ihres Vaters und Gatten, und den Glanz ihrer äußern Lage, der Nähe eines königlichen Hofes wie der zu Paris und Versailles von allen nur erdenklichen Zerstreuungen der großen Welt umgeben war, bereits mit einem solchen Ernst den Wissenschaften gelebt haben würde; betrat sie zum erstenmal die schriftstellerische Laufbahn, mit ihren Briefen über die Werke und den Charakter J. J. Rousseau's. Eine kleine Schrift, die aber der Feder eines sehr viel-

geübten Autors nicht unwürdig gewesen wäre. Diese Abhandlung erregte daher, wie man leicht denken kann, ein außerordentliches Aufsehen, und ließ ihre Verfasserin gleich bei ihrem ersten Auftreten, alles Bittere und Angenehme, was das Schriftsteller-Glück, besonders für eine Frau, die sich zum erstenmal der öffentlichen Kritik aussetzt, mit sich führt, in voller Maaße erfahren. Der Neid ihrer Gegner fand es albern und selbst unschicklich, daß eine zwanzigjährige Frau es unternahm, als die Lobrednerin eines Rousseau vor den Augen einer Nation wie die Französische, aufzutreten. Aber eben so unverholen erkannten auch ihre redlichern Beurtheiler an, daß diese 20jährige Panegyristin Rousseau's sich doch durch mehr als ein Blatt ihrer Schrift, würdig an die Seite des Gegenstandes ihres Lobes gestellt habe. Und in der That hat diese kleine Schrift von nicht mehr als 140 Seiten, der lichtvollen Ideen, Aufschlüsse und Resultate mehr über Rousseau und seine Schriften verbreitet, als alle die bändereichen Werke, welche seitdem erschienen, um mit hohlem Wortschwall und ermüdender Breite, sein Genie bis zur höchsten Stufe enthusiastischer Verehrung zu erheben, oder seine Grundsätze und Lehren in die tiefste Verdammniß hinabzustoßen. Frau von **Stael** gehörte keiner dieser Deklamator-Partheien an Sie ging, wie jugendlich ihr Geist und Gemüth auch war, mit bewundernswerther Besonnenheit, den Weg leidenschaftsloser Forschung, und wenn man bedenkt, daß es vor Allen gerade die **Frauen** waren, welche Rousseau in seinen Schriften bis zu einer anbetenden Hingebung für sich gewonnen hatte, so mußte es an einer so phantasievollen, in ihrem ganzen Jugendfeuer glühenden weiblichen Seele, um so mehr in Erstaunen setzen, sich vor den Einflüssen eines durch seinen innern Reiz so ansteckenden Enthusiasmus, mit solcher Freiheit des Geistes bewehrt zu haben, und da nur gerecht und prüfend zu loben, wo alle Andern, von jenem Impuls hingerissen, oft weit über die **Wahrheit** hinausgeführt wurden. Gleich der Anfang ihrer Briefe, welcher mehrere Ideen über Rousseau's schriftstellerischen Charakter im Allgemeinen enthält, ist ein sprechender Beweis hiefür. „On a beaucoup vanté," sagt sie, „la perfection du *style* de Rousseau. Je ne sais pas précisément si c'est là l'éloge qu'il faut lui don-

ner. La perfection semble consister plus encore dans l'absence des défauts, que dans l'existence de grandes beautés; dans la mesure que dans l'abandon; dans ce qu'on est toujours, que dans ce qu'on se montre quelquefois; enfin la perfection donne l'idée de la proportion, plutôt que de la grandeur. Mais J. J. Rousseau s'abaisse et s'élève tour à tour, il est tantôt au-dessous, tantôt au-dessus de la perfection même; il rassemble toute sa chaleur dans un centre, et réunit, pour brûler tous les rayons qui n'eussent fait qu'éclairer s'ils étaient restés épars." Beiläufig sey übrigens hier bemerkt, daß es seltsam genug gerade diese nämlichen Vorwürfe sind, die selbst die unpartheiischern ihrer Beurtheiler ihrem eignen Styl gemacht haben. Eben so selbstständig aber und frei von blinder Vorliebe, ist ihr Urtheil über seine Werke selbst. Von seiner Heloïse sagt sie z. B.: „Je trouve quelquefois dans cet ouvrage des idées bizarres en sensibilité. Je ne puis supporter par exemple, la méthode que Julie met quelquefois dans sa passion; enfin tout ce qui dans ses lettres semble prouver qu'elle est encore maîtresse d'elle-même, et qu'elle prend d'avance la résolution d'être coupable. Quand on renonce aux charmes de la vertu, il faut au moins avoir tout ceux que l'abandon du coeur peut donner. Rousseau s'est trompé, s'il a cru, suivant les règles ordinaires, que Julie paroitrait plus modeste, en se montrant moins passionée. Non, il fallait que l'excès de cette passion fût son excuse; et ce n'est qu'un peignant la violence de son amour, qu'il diminuait l'immoralité de la faute que l'amour lui faisait commettre." Aus ihrem Briefe über den Emile erwähne ich hier nur folgende Stelle: „La vertu n'est pas comme la gloire un but d'émulation; ceux qui prétendent à l'une ne veulent point d'égaux, ceux qui cherchent l'autre, ralentissent quelquefois leurs efforts, lorsqu'ils trouvent des compagnons de paresse." Und welche treffliche Charakteristik enthält nicht ihre Schilderung Rousseau's selbst, die um so bewundernswerther ist, da Frau von Stael höchstens 15 Jahre alt war, als er starb. „Rousseau," schreibt sie, „devait avoir une figure qu'on ne remarquait point quand on le vo-

yait passer, mais qu'on ne devait jamais oublier quand on l'avait regardé parler. De petits yeux qui n'avaient pas un caractère à eux, mais recevaient successivement celui des divers mouvemens de son âme. Il portait presque toujours la tête baissée, mais ce n'était point la flatterie ni la crainte qui l'avaient courbée: la méditation et la mélancolie l'avaient fait pencher, comme une fleur que son poids où les orages ont inclinée. Les traits étaient communs; mais quand ils parlaient, ils étincelaient tous. Son esprit étoit lente et son âme ardente. 'A force de penser, il se passionnait; il n'avait pas des mouvemens subits, apparens; mais tous ses sentimens s'accroissaient par la réflexion. Je crois que l'imagination était la première de ses facultés, et qu'elle absorbait même toutes les autres: Il révait plutôt qu'il n'existait; et les événemens de sa vie se passaient dans sa tête, plutôt qu'au dehors de lui.“ Rousseau's Tod betreffend, so hat sie, was der Herausgeber der gedachten Quinzaine littéraire ihr nicht verzeihen kann, alle Umstände, welche ihr zu beweisen schienen, daß er ihn sich selbst gegeben hat, mit einem nicht geringen Aufwand psychologischen Scharfsinns benutzt. Die ganze Schrift aber enthält einen Reichthum von neuen, tiefen und feinen Ideen, in der ihr hier schon so eigenthümlichen Form der Darstellung, welche durch Wärme, Kraft und Eleganz des Ausdrucks den Leser eben so schnell anzieht als fortdauernd fesselt. Und wie sehr muß man nicht über die Reife der Reflexion und die Gründlichkeit des Studiums erstaunen, womit sie in einem Alter von 20 Jahren schon einen solchen Schriftsteller analysirt hat. Die erste Ausgabe dieser Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau (welche ich hier, theils um ihres Gegenstandes, theils weil sie selbst in Deutschland nur wenig bekannt geworden sind, ausführlicher erwähnt habe) erschien 1788 in 12. und nur in einem Abdruck von ein Paar Dutzend Exemplaren. Schon 1789 aber erfolgte die zweite, vermehrt mit einem Briefe der Gräfin Alexandre de Vassin, geb. Gerardin, (die darin jene Ansicht von Rousseau's Tod bestreitet) und Frau von Stael ihre Beantwortung deshalben in Oktav. Zum drittenmal sind sie 1814 als An-

hang zu der zweiten Auflage ihrer, letzten, Schrift über den Selbstmord (S. weiter unten) von ihr herausgegeben worden. Als Nachtrag dazu gehört noch ihre Courte réplique à l'auteur d'une longue rèponse. Genêve 1789 14 S. in 8. welche ihre Selbstvertheidigung gegen die anonyme Schrift von Champcenets enthält, die unter dem Titel: Réponse aux lettres etc. 1789 in 8. erschien.

Auf dieses ihr erstes und kritisches Werk, ließ Frau von Stael zwei Versuche in der dramatischen Dichtkunst folgen: Sophie ou les sentimens sécrets, comédie en 3 Actes et en vers, und Jeanne Gray, tragédie en 5 Actes, en vers, beide zu Paris erschienen 1790. in 8., welche sie aber schon 1786 und 1787 geschrieben hatte; und auch hierüber mußte sie gar manche Anfeindung von ihren Gegnern erleiden, die ihre Kühnheit, diese Werke nicht nur in Gesellschaften von Gelehrten vorzulesen, sondern selbst öffentlich damit hervorzutreten, um mit den ersten Dichtern ihrer Nation wetteifern zu wollen, für ganz unverzeihlich erklärten. Doch sind diese beiden Versuche niemals eigentlich in den größern Buchhandel gekommen, indem sie nur eine geringe Anzahl Exemplare davon drucken ließ, und mit bescheidner Selbstkenntniß gab sie überhaupt alle Arbeiten in dieser Gattung der Poesie, deren Form ihr nicht zusagte, mit diesen Versuchen auf immer auf.

Hierauf folgte eine, ihrem Geist, wie ihrem Zartgefühl und ihrer Energie, um so glänzendere Ehre bringende Schrift, ihre bekannte Défense de Marie Antoinette 1793 in 8., welche sie die Unerschrockenheit hatte, herauszugeben, als diese unglückliche Monarchin sich schon in der Gewalt der Willkühr ihrer Mörder befand. Denn die Schrift erschien nur zwei Monate vor ihrer Hinrichtung. Wer sich bei ihrer Lesung dieses Zeitverhältniß wohl vergegenwärtigt, kann sich nicht anders als von der lebhaftesten Verehrung für eine Seelenhoheit ergriffen fühlen, die der größten Charakterzüge des griechischen und römischen Alterthums würdig ist. (Einen zweiten Abdruck hat sie gleichfalls der zweiten Ausgabe ihrer Réflexions sur le Suicide beigefügt.)

Anderthalb Jahre nachher erschienen ihre Réflexions sur la paix adressées à M. Pitt et aux Français. 1795 in 8., ein nicht minder rühmliches Denkmal ihres Muthes, wie ihrer großherzigen Gesinnungen. Der Geist der liebenswürdigsten Humanität und Mäßigung ist zwar der Charakter dieser Schrift, aber statt, wie so viele Schriftsteller jener Zeit, den Feinden des Vaterlandes und der Freiheit zu schmeicheln, wagte sie es, den damaligen Gewalthabern Frankreichs kühn hier entgegenzutreten, und dieses Werk, das eben deshalb, wie leicht begreiflich, in Frankreich selbst nur wenig in Umlauf kam, wurde im englischen Parlament durch den mächtigsten und beredsamsten Vertheidiger der brittischen Constitution, als eine der bedeutendsten Autoritäten angeführt.

Noch in demselben Jahre gab sie ein mannigfaltig belehrendes und unterhaltendes Recueil de morceaux détachés, Lausanne 1795. 8., wovon eine zweite vermehrte Ausgabe zu Leipzig 1796. 8. erschien, und das Jahr darauf ihre Schrift: de l'influence des passion sur le bonheur de individus et de nations, heraus, Lausanne und Paris 1796, der bald die zweite und 1797 die dritte in zwei Bänden in 8. folgte. Dies letztre Werk kann man nicht als vollendet betrachten, weil der Plan zu weit angelegt war. Es enthält vielmehr nur Gedanken zu einer vollständigern Ausführung seines Gegenstandes, auch steht es in Rücksicht des Styls tief unter ihrer Delphine und besonders der Corinne. Aber es enthält eine unerschöpfliche Fundgrube der tiefsinnigsten, lichtvollsten und originellsten Ideen, und in der Einleitung behandelt sie auf eine eben so neue als scharfsinnige Weise, die wichtigsten Fragen, welche die Gestaltung der Socialverhältnisse in den neuern Zeiten Europa's betreffen.

Hierauf folgte ihre geistvolle, auch in Deutschland allgemein bekannte Untersuchung: De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales. Paris 1800. und die 2te Ausg. 1801. 2 B. 8. und dieses Werk rief nun vollends alle Vertheidiger der alten und sogenannten guten Systeme und Lehren gegen den weiblichen Autor, der sie so keck übersprang und selbst nach dem Ruhme eines Stifters neuer Sekten zu trachten schien, zum leidenschaft-

lichsten Kampfe auf. Die ausgezeichnetsten Literatoren Frankreichs eiferten um die Wette, sich mit einem Gegner zu messen, dessen Stärke der ihrigen würdig war, und diese kühne Amazone ihrer Literatur durch die kräftigsten Waffen der Kritik zu besiegen. An ihrer Spitze stand de Fontanes, dem man es lassen muß, daß er mindestens nie die Achtung und den Anstand aus den Augen gesetzt hat, die er dem Verdienst und der Frau in jedem Falle schuldig blieb. Seine Beurtheilung dieses Werkes, (im Spectateur français T. 2. p. 513 und 336.) deckt die allerdings nicht weg zu läugnenden mannigfaltigen Fehler und Mängel desselben mit eben so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit, als wissenschaftlicher Würde auf, und verdient als ein seltenes Muster desjenigen Tons der Kritik, der allein der rechte ist, gar sehr, noch immer gelesen zu werden.

Im Jahr 1802 erschien Delphine in 3 Bänden, dieses zarte und treffende Gemählde der Leiden unsers Gemüthes durch die Welt, und der Fehler, die in uns aus diesen Leiden entspringen (die 2te Ausg. 1803 u. die 3te 1809. 6 B. in 12.). Diese Erscheinung bot den französischen Kritikern noch einen ungleich reichern Stoff dar, erzeugte aber eben deshalb eine der seltsamsten Spaltungen unter ihnen selbst. Indeß Fievee, der Vf. des bekannten Romans Dot de Suzette, mit der rücksichtslosesten Härte diese Delphine als ein in seinem Plan, seinem Charakter und Styl durchaus fehlerhaftes, ja selbst als ein moralisch schlechtes Werk behandelte, erklärte der bekannte Palissot es in allen seinen Theilen für das Anziehendste, Außerordentlichste und Trefflichste, was Fr. v. Stael jemals geschrieben habe. Beides waren Schriftsteller von entschiedenem Geist, und so erklärt es sich wohl von selbst, daß nur persönliches Interesse, welches freilich vor Allem der wissenschaftlichen Kritik fremd seyn sollte, der Hauptgrund einer solchen diametral entgegengesetzten Differenz ihrer Urtheile war.

Nach der Delphine gab Fr. v. Stael die Manuscrits de M. Necker publiés par sa fille. 1805 in 8. heraus, welche zugleich jenes schöne Denkmal ihrer kindlichen Liebe: ihre Darstellung des Charakters und

Privatlebens Necker's enthält; und zwei Jahre darauf erschien die erste Ausgabe ihrer unvergleichlichen Corinne, ou l' Italie. 1807. 2 B. in 8., der noch in demselben Jahre die 2te, 1808 die dritte, 1809 die 4te, 1811 die 5te und 1817 die 6te (Paris b. Nicolle, 3 B. in 12.) nachfolgte. Schon diese so wiederholten Auflagen zeigen, daß dieses Werk das am Weitesten verbreitete seiner Verfasserin geworden, wie es denn auch ohne Widerspruch das Vollendetste, besonders in Rücksicht auf ihre Darstellungskunst, vor allen ihren übrigen ist. Wer kennt nicht durch ganz Europa dieses reizendste Gemählde des reizerfülltesten europäischen Landes! In Frankreich theilte es nicht minder, als Delphine, die Stimmen der Kritik, und der „Roman" dieses, in seiner reichen Eigenthümlichkeit so entschieden einzig in der Literatur dastehenden Werkes ward von mehreren Seiten mit bitterer Heftigkeit getadelt. Aber nur ein Ausspruch des enthusiastischesten Lobes ward ihrer Darstellung dieses Arkadiens und seines Gegensatzes zu dem brittischen Nebellande zu Theil. Auch unsrer Literatur gehört es durch Friedr. Schlegel's meisterliche Uebersetzung an; nur dringt es jetzt bei der endlichen Erscheinung von Göthe's italienischer Reise, der man so lange Jahre hindurch mit der gespanntesten Erwartung und den reichsten Hoffnungen entgegensah, eine dem Deutschen leider sehr wehmüthige Vergleichung auf, ähnlich der, zu welcher uns schon beim Lesen seiner Schrift über Kunst und Alterthum am Rhein, die Erinnerung an Georg Forster's Ansichten vom Niederrhein geführt hat.

Das Nächste, womit Fr. von Stael nach ihrer Corinne die Literatur ihrer Nation bereicherte, war ihre Herausgabe der Lettres et Pensées du Maréchal Prince de Ligne précédées d' une préface, 1809. 8., wovon in dem nämlichen Jahre noch eine zweite und dritte Auflage erschien. Im folgenden, 1810, sollte nun die erste Ausgabe ihres berühmten Werkes, de l' Allemagne, erscheinen. Sie war bereits in 3 Bänden zu Paris bei Nicolle (dem Verleger der Corinne) fertig gedruckt, als die bekannte Confiscation und Vernichtung der ganzen Auflage erfolgte, von welcher nur einige wenige Exemplare heimlich gerettet wurden;

und so kam das Werk erst zu Ende des Jahres 1813 (in 3 Theilen) in London und in Genf zugleich heraus, worauf nun auch (nach der so glorreich glücklich veränderten Lage der Dinge) zu Paris selbst, 1814 die 2te und 1815 die 3te Auflage erschien, nachdem indessen auch zu Berlin von Hitzig ein Abdruck der Londoner Ausgabe in 6 Bändchen 1814 besorgt worden war. Diese verspätete Erscheinung (sonst bei Arbeiten des Geistes nach dem Horazischen „in nonum annum" ein so wesentlicher Vortheil,) hat durch den außer den Gränzen aller menschlichen Muthmaßung liegenden Umschwung aller politischen Verhältnisse Europens, in den sie nunmehr gerade fiel, auf die seltsamste Weise den nachtheiligsten Einfluß auf dieses Werk, in Rücksicht der Wirkungen gehabt, die seine hochherzige Verfasserin dabei vornehmlich beabsichtigte. Selbst die, in ihrer (erst im October 1813 dazu geschriebenen) Vorrede desselben, enthaltenen Klagen von einer pauvre et noble Allemagne und Aufrufungen an die Deutschen, wie die: „Vous êtes une nation et vous pleurez u. s. w. kamen für die Deutschen, welche die Völkerschlacht bei Leipzig damals schon geschlagen hatten, zu spät, und im Betreff der Franzosen, konnte wohl zu keinem ungünstigern Zeitpunkt, als eben dem, wo ein deutscher Monarch als Triumphator in Paris eingezogen war, in eben dieser Hauptstadt Frankreichs ein Werk erscheinen, welches das Lob Deutschlands zum Gegenstand hatte. So erhaben die Absicht der Verfasserin war, durch diese Schrift (obschon sie gezwungen war, sich aller eigentlich politischen Raisonnements darin zu enthalten) auch ein Mittel darzubringen, die schlummernde Kraft des deutschen Volkes gegen den ihr und ihm verhaßten Usurpator des französischen Throns zu wecken, indem sie es über den Reichthum dieser Kraft auf eine so geistreiche als überzeugende Art belehrte, so gänzlich mußte ihr jetzt der Lohn dafür verloren gehn, weil ja auch das Mittel schon, was zur Erreichung eines Zwecks wirklich mitwirken half, in der Gegenwart gemeinhin verachtet zu werden pflegt, sobald diese Erreichung gewonnen ist, und um so viel mehr also dies der Fall bei einem Mittel ist, was uns erst dann, wo wir dieses Gewinnstes schon gewiß sind, dargeboten wird. Aber auch in Rücksicht seines innern Gehaltes (und

dies war allerdings die Schuld der Verfasserin selbst) konnte dieses Werk, sowohl in Deutschland als in Frankreich, im Allgemeinen keine andere als nur eine sehr ungünstige Aufnahme erhalten. Indem es den Franzosen über alles Ziel und Maaß viel zu deutsch gedacht erschien (die Vfn. führt selbst in der Vorrede an, daß der General Savary, als damaliger Polizeiminister, die Confiscirung desselben mit dem Vorwurf: „Votre ouvrage n'est point français," zu rechtfertigen suchte), war es im Gegentheil den Deutschen lange noch nicht deutsch genug, und Frau von Stael mußte sich daher mit diesem Werke auf einen Punkt gestellt sehn, der in geistiger Hinsicht fast eben so isolirt war, als der, den sich jener berühmte Geometer des Alterthums in der physischen Welt für seinen Hebel wünschte, um die Erde aus ihren Angeln zu werfen. So geschah es denn, daß auf die allerseltsamste und doch so erklärliche Weise dieses Buch durch das Schicksal, das es erfuhr, ehe es noch bekannt ward, einen ungleich größern Ruhm erhielt, als durch seine endliche Erscheinung selbst. Denn die Nachricht von seiner Unterdrückung erregte bekanntlich durch das ganze gebildete Europa eine Sensation, die für Frau von Stael um so ehrenvoller war, da nur ihr Name allein es war, welcher dieses allgemeine Interesse für ein einzelnes Buch in einer solchen sturmbewegten Zeit hervorbringen konnte, wo, mit Schiller zu reden: „das Band der Länder gehoben war und alle alten Formen zusammenstürzten." Da es nun aber wirklich erschien, traten in Deutschland, wie in Frankreich, nicht nur in einzelnen Recensionen, sondern selbst in mehrern besondern Schriften, die heftigsten Tadler dagegen auf. Ihre deutschen Gegner brauche ich hier nicht erst zu nennen. Von ihren eignen Landsleuten aber führe ich nur den achtbarsten, Hrn. Soumet, an, welcher die „Scrupules littéraires de Mad. la Baronne de Staël, ou réflexions sur quelques chapitres du livre de l'Allemagne, Paris 1814. in 12. geschrieben hat, und ein Urtheil des schon genannten Herausgebers der Quinzaine littéraire, welches in wenigen Worten die allgemeine Meinung, selbst ihrer billigsten Beurtheiler in Frankreich, von diesem Werke ausspricht: „La littérature allemande, si riche, si peu connue par-

mi vous, et si digne de l'être (!) ne fût ce que comme objet d'études et de comparaisons, fournit à Mad. de Staël la matière du dernier ouvrage qu'elle a publié et qu'elle intitula De l'Allemagne. Les lecteurs français lui surent gré (!) de les avoir mis en relation avec cette foule d'écrivains estimables, qu'ils connoissaient à peine de nom (!); mais on ne lui pardonna point l'espèce d'enthousiasme avec lequel elle en parle; son admiration passionée pour les beautés qui n'en sont pas également pour tous les peuples; et l'on fut presqu'au moment de voir se renouveller le scandale qui avait eu lieu, lorsque le zèle imprudent du traducteur de Shakspeare (Ducis) provoqua la colère du vieux Voltaire, qui vengea si énergiquement Corneille et Racine (et Voltaire par occasion) des atteintes portées à leur gloire, par celui qu'il appelait un bâteleur de la foire. C'est ainsi, qu'entre l'adoration fanatique, et l'impie qui profane le temple et insulte à la majesté de Dieu, il n'y a de différence que le terme qui désigne le même excès. Rendons à Klopstock, à Schiller, à Goethe, à Wieland la justice qui leur est leur due; proclamons-les ce qu'ils sont en effet, les plus grandes poètes de l'Allemagne; mais souvenons-nous aussi que nous sommes Français, et que c'est mal servir la gloire de ces illustres étrangers, que de leur sacrifier cette de nos grands écrivains. — Notre littérature est trop jalouse de ses titres, pour abandonner légèrement ses droits à la réputation de Mad. de Staël." Wie getheilt nun aber auch die Aufnahme ist, die sie für dieses Werk unter ihren Zeitgenossen fand; die ruhiger prüfende Nachwelt wird seinen Werth um so höher anzuschlagen wissen, und dieser Werth selbst durch die Wirkungen, die es noch in der Folge haben wird, immer deutlicher hervorgehn. Denn obschon (wie ich mich selbst durch meinen Aufenthalt in Paris auf das Vollkommenste davon überzeugt habe) es schwerlich jemals gelingen wird, den Sinn für das Studium deutscher Sprache und Literatur unter der französischen Nation im Allgemeinen zu erwecken, so traten doch schon immer mehrere einzelne Männer unter ihr auf (ich nenne vor Allen hier den trefflichen Millin, der in seinen neuen Annales

encyclopédiques seine Landsleute auch mit der deutschen Literatur fortwährend nach Kräften bekannt zu machen sucht), welche die Wichtigkeit dieses Studiums, wie der eben angeführte Kritiker selbst öffentlich anzuerkennen, sich nicht länger scheuen, und für diese ist Fr. v. Stael hier doch wohl ein ganz andrer Vermittler geworden, als es Ducis durch seine unleidlich französirte Uebersetzung Shakspeares für das Verständniß desselben unter seinen Landsleuten zu werden suchte. Mit Einem Worte: Fr. v. Stael und Villers (der auch zu der, 1814 bei Brockhaus erschienenen Ausgabe ihres Werks über Deutschland eine Einleitung, als seine letzte Arbeit, geschrieben hat) haben sich den für alle Zeiten unverletzlichen Ruhm erworben, die ersten wahren und kräftigsten Apostel deutscher Art und Kunst für Frankreich geworden zu seyn. Schon dies allein muß uns Deutsche mit Dank und Achtung für ihre Schrift, de l' Allemagne, erfüllen, und um wie viel mehr noch der Grundsatz, von dem sie darin ausging, in den Deutschen ein Volk darzustellen, welches sittlich durch seine Aufklärung ist, und aufgeklärt durch seine Freiheit ward. Aber auch abgesehen von diesem Zweck, ist sie durch ihren Inhalt immer eine der bedeutendsten Erscheinungen in der neuern Literatur; obschon sich darin, wie ich bereits erwähnt habe, jene sich selbst nicht vollständig klar gewordene Heterogenität der Ideen stärker, als in irgend einem ihrer andern Werke, darthut. Bei allen diesen Widersprüchen, wie bei allen so offenbar falschen Ansichten und selbst kränkenden und ungerechten Urtheilen über die Deutschen, deren dies Werk so wenige enthält, ist und bleibt es ein ausnehmend reichhaltiger Schatz von den scharfsinnigsten, frappantesten, witzigsten und nicht selten auch treffendsten Gedanken, zur Charakteristik der deutschen und französischen Nation zugleich, und über Literatur, Kunst, Philosophie, Moral, Religion und Socialverhältnisse im Allgemeinen, wie Deutschlands insbesondere.

Nach diesem Werke hat Fr. v. Stael noch die bekannten Réflexions sur le Suicide, London 1813. 8., die 1814 in einer zweiten Ausgabe (welche zugleich den oben schon erwähnten Wiederabdruck ihrer Schriften über Rousseau und für die unglückliche Königin

Marie Antoinette enthält) und Zulma et trois nouvelles précédées d'un Essai sur les fictions, London 1813. 8. herausgegeben. Außer dieser zahlreichen Reihe eigner Werke, hat sie noch mehrere Beiträge zu der bekannten Biographie universelle, (in den Artickeln Aspasie, Camoëns, Cléopatre etc.) und in der Correspondance de Grimm, das Fragment einer Eloge de Guibert geschrieben. Auch befinden sich in der kürzlich zu Bordeaux erschienenen Ruche d'Aquitaine zwei sehr geistreiche Briefe von ihr an Talma. Ein reicher Theil ihrer literarischen Unsterblichkeit ruht aber noch in dem Portefeuille ihres schriftstellerischen Nachlasses, den sie in ihrem Testament ihrem vieljährigen lehrreichen Freunde, A. W. von Schlegel, ausschließlich vermacht hat. Nach dem, was schon vorläufig bekannt geworden ist, enthält dieser Nachlaß nichts Geringeres als: 1) eine Geschichte der französischen Revolution, 2) eine Schrift, betitelt: Considérations sur la situation respective de la France et de l'Angleterre, und 3) ein historisch-episches Gedicht: Richard Löwenherz, womit ich sie schon 1812 in Stockholm eifrig beschäftigt fand. Gewiß aber wird er auch außerdem noch sehr reich an Sammlungen von Gedanken, Briefen, Aufsätzen und Beiträgen zur Geschichte ihres Geistes und Lebens seyn; und so ist nur zu wünschen, daß sein würdiger Besitzer recht bald den Anfang machen möge, der Welt dieses seltene Vermächtniß mitzutheilen. Und wie Viel ist er nicht im Stande, selbst noch hinzufügen, zumal als ihr Biograph, der er hoffentlich auch werden wird! Selbst eine Darstellung der Geschichte ihres äußern Lebens würde schon von hoher Wichtigkeit seyn, da fast alle ihre Werke in der innigsten Beziehung zu dem stehn, was sie durch die Revolution und ihre Folgen litt, ja zum Theil selbst durch diese Erfahrungen ihrer sturm- und wechselvollen Zeit veranlaßt worden sind. Einen besonders entscheidenden Einfluß auf ihr Gemüth und ihren Geist hatte ihre im Jahr 1802, nach der Erscheinung der Delphine durch Napoleon über sie verhängte Entfernung aus Paris, und ihre hierauf im Herbste 1810 erfolgte Verbannung aus dem ganzen damaligen Umfang des französischen Reichs. Da ihr noch überdem jeder französische Hafen, um sich nach England einzuschiffen, versagt ward, so mußte sie

sich entschließen, ihren Weg dahin aus der Schweiz, durch Oesterreich, Rußland und Schweden zu nehmen. Hier in dem eisigen und felsigen Norden, wo ich mit ihr zusammentraf, und sie oft (was ihr so sehr gefiel) eine Iphigénie en Tauride zu nennen pflegte; empfand sie, mit wie viel stoischer Kraft und Größe der Seele sie ihr Schicksal auch zu tragen wußte, doch die bittersten Gefühle ihres Exils. Mit ihrem seiner Natur nach so durchaus südlichem Sinn und Wesen, konnte sie, am wenigsten auf skandinavischem Boden, ihr schönes Vaterland vergessen, dem ihr über alles von ihr geliebter Vater, als einer der ersten seiner Staatsmänner so lange, mit so inniger Anhänglichkeit und so großer Aufopferung gedient hatte; wo ihre Seele und ihr Herz, ihre erste Bildung und so viele ihr lieb und heilig gewordenen Eindrücke empfingen, und wo allein sie sich doch eigentlich nur in ihrer wahren Sphäre befand. Ihre, mit Einschluß ihrer frühern Verweisung nach Copet, zwölfjährige Verbannung, war der Kummer und wahrscheinlich auch der Grund zu dem frühen Ende ihres Lebens. Denn ihr langer Winteraufenthalt im Norden, wo jener Schmerz, ein feindliches Klima und ihre Leiden über den frühen Verlust eines geliebten hoffnungsvollen Sohnes, zugleich, ihre Gesundheit untergruben, wird selbst von ihren Aerzten als der Ursprung ihrer letzten Krankheit betrachtet. Es war dies um so beklagenswerther, da bei ihrer endlich erfolgten Wiederkehr nach Paris auf das Erfreulichste Alles zur Erfüllung ihrer Wünsche und Hoffnungen sich gestaltet und vereinigt hatte. Sie sah den Feind der Welt vernichtet, der so unmittelbar auch der ihrige geworden war, und das von ihr verehrte rechtmäßige Regentenhaus von Neuem auf dem Throne ihres geliebten Vaterlandes befestigt; sie sah das Ziel errungen, für das sie, so lange hoffnungslos, gestrebt, gekämpft und gelitten hatte; sie erfreute sich eines von nun an wieder ungestörten Besitzes ihrer irdischen Güter und die Gerechtigkeitsliebe des jetzigen Königs gab ihr auch den großen Theil ihres väterlichen Vermögens, den Necker, auf den Glauben an die französische Nationaltreue bauend, dieser anvertraut hatte, zurück; ihr Haus war der Sammelplatz der geistreichsten Männer und Frauen von ganz Paris, und sie lebte umgeben von einem geliebten

ten Gatten, von einem solcher Mutter würdigen Sohn, von einer an Geist, Gemüth und Körper gleich liebenswürdigen Tochter, die auf das Glücklichste mit einem Manne des ausgezeichnetsten Werthes und Ranges verbunden war, und von einem trefflichen Kreise der treuesten und seltensten Freunde, deren Einer, so gar ihre ganze Verbannungszeit hindurch und auf all ihren Reisen durch fast ganz Europa, ihr unzertrennlicher Gefährte gewesen war. So umglänzte sie also von Neuem und von allen Seiten, der volle Sonnenschein des Glücks, in einem Alter, das noch ein so langes Leben hoffen ließ, als der Tod die auf Erden so Vielgewanderte zu der größern Reise, in jenes noch unentdeckte Land, von dessen Gränzen kein Wandrer wiederkehrt, aus der Mitte der Ihrigen, denen ihr Leben ein so süßes Bedürfniß geworden war, nach fünfmonatlichen fast ununterbrochenen Leiden, abrief.

Nachschrift.

Erst nachdem ich diese Abhandlung zum Druck schon abgeschickt, habe ich das 2te Monatsheft des neuen Leipziger Kunstblatts zu Gesicht bekommen, worin sich die schriftstellerischen Urtheile eines Franzosen und eines Engländers über Frau von Stael befinden. Das Erstere ist das des Herrn Amar du Rivier in seiner von ihm jetzt zu Paris herausgegebnen Quinzaine littéraire, und dieses habe ich in meinem Aufsatz bereits als eines wissenschaftlich = würdig gedachten erwähnt, auch in mancher Beziehung selbst zu unterschreiben, nicht angestanden. Das Letztre, aus der Litterary-Gazette entnommene, war mir hingegen noch nicht bekannt geworden. Was soll und kann ich aber zu einer solchen, nicht einmal durch Nationalhaß zu entschuldigenden nichtswürdigen Charakteristik, die ihren Gegenstand schlechthin als einen verworfenen bezeichnet, weiter sagen, als daß sie der Dichterin der Corinne gerade eben so wenig ähnlich sieht, als der greulich karrikirte Profilumriß, den die Zeitung für die elegante Welt von ihr kürzlich mittheilte. Wie würdig hat dagegen die Irländerin Morgan (und Frauen pflegen über die Ausge=

zeichneten ihres Geschlechtes, — man denke an Madam Genlis! — eben nicht nachsichtsvolle Richter zu seyn!) in ihrer Schrift über Frankreich von ihr gesprochen; obschon dieses Werk so manche Gemählde, die ihre Objekte verkehrt darstellen, und die man darum, mit einer leichten Anspielung auf den Namen der Verfasserin, eine Fata Morgana nennen möchte, enthält. Allem Streite der Meinungen über Frau von Stael wird übrigens A. W. Schlegel's, nun mit Bestimmtheit zu hoffende Darstellung der geistreichsten Frau unsers Jahrhunderts, bald ein Ende zu machen. Bis dahin sind ihre deutschen Verehrer, mit diesem und dem, geschichtlich reichern, Aufsatz über sie, im neuesten Bande des so beliebten Conversations-Lexikons, vorlieb zu nehmen, freundlichst gebeten.

Halle, den 1sten December 1817.

Carl,

Erzherzog von Oesterreich.

Von

C. F. v. N. *)

---

*) Wir haben Hoffnung, künftig eine noch umständlichere Biographie des kaiserl. Feldherrn von einer andern Hand liefern zu können.

Der Red.

Carl Ludwig,

kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Oesterreich, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen, dritter Sohn des Großherzogs von Toskana, nachmaligen Kaisers Leopold II. und der Infantin Marie Louise, Tochter Carls III. Königs von Spanien, wurde zu Florenz am 5ten September 1771 geboren. Ein einziger seiner Erzieher, der jetzige Erzbischof von Wien, Sigmund Graf von Hohenwart, ahnte den jungen Adler, Trotz fortwährender Kränklichkeit und Schwäche, Trotz seiner Verschlossenheit und entschiedenen Abneigung gegen bloß mechanisches und arithmetisches Wissen. Die Erzherzogin Christine nahm den Erzherzog an Kindesstatt an und behielt ihn, im Herbste 1790 vom Kaiser Leopold zum Nachfolger im General-Gouvernement der Niederlande, das sie mit ihrem Gemahl, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, unter harten Stürmen verwaltete, ernannt bei sich. Eben zog der F. M. Bender zur Bezwingung des empörten Belgiens. Im Haag bildete sich der Congreß des Oesterreichischen Ministers, Grafen Mercy, und der vermittelnden Mächte, Großbritanniens, Preußens und Hollands. So groß war bereits der Ruf und die Popularität des Erzherzogs Carl in Belgien, daß der Congreß der Rebellen ihn noch in der letzten Nacht seines Daseyns zum Erbgroßherzog der Niederlande erklärte, welche Ausflucht jedoch verworfen, und ihre Unterwerfung vollendet wurde. — Bartenstein und Müller führten den Prinzen in die Geschäfte ein; Maillard und d'Arnal, vom Geniecorps, in

die militairischen Wissenschaften. — Beim Ausbruche des Französischen Revolutionskrieges verdiente der Erzherzog die ersten Sporn bei dem Corps des Fürsten Hohenlohe, später war er in der Schlacht bei Gemappe, wo Dumouriez's ungeheuere Uebermacht gegen den Herzog Albert den Verlust der Niederlande entschied. Er hatte wesentlichen Antheil am Siege von Altenhofen (1sten März 1793), der den Weg nach Belgien wieder öffnete und Mastricht entsetzte. Am 16ten März bestand er mit der Avantgarde bei Tirlemont ein äußerst glänzendes Gefecht mit dem inzwischen aus Holland herbeigeeilten Dumouriez, am 18ten errang er in der entscheidenden Schlacht von Nerwinden das Großkreuz des Theresienordens, wohnte allen Schlachten dieses, für die Oesterreichischen Waffen, so glorreichen Feldzuges bei, insonderheit der Erstürmung des verschanzten Lagers von Famars und des Cäsars-Lagers, und war bei den Vorfällen in Flandern und der Schlacht von Wattigny gegenwärtig. — 1794 führte der Erzherzog, seit der Wiedereroberung der Niederlande, General-Gouverneur derselben, unter dem selbst bei der Armee befindlichen Kaiser Franz, eine Division, in der Schlacht bei Landrecy; in jener bei Tournay und Courtray gegen Pichegrü den Oberbefehl des linken Flügels; des Centrums hingegen in jener bei Fleurus, wo er standhaft gegen den Rückzug während einer Schlacht, die offenbar gewonnen war, sich erklärte. Mit dem Kaiser hatte auch Mack die Armee verlassen, desto mehr siegte der Einfluß des neuen General-Quartiermeisters, Prinzen von Waldeck, bekannt durch seine Verwicklung mit dem Herzog von Zweibrücken und den vergeblichen Versuch einer Umstaltung des Kriegswesens in Portugall. — Als die Schlacht von Fleurus den Verlust der Niederlande entschieden hatte, kam der Erzherzog zur Armee des Oberrheins unter dem Herzog Albert, als F. Z. M. Prinz Coburg übergab das Commando der an dem Niederrhein aus Belgien zurückgeführten Armee an Clairfait, die Geschäfte des Generalstabes hingegen Waldeck an Beaulieu. 1795 blieb der Erzherzog in Wien zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit. Er ließ sich vom General Lindenau einen Cours der Kriegswissenschaft vortragen. 1796 nach dem Entsatz von Mainz, der Stürmung der Mainzerlinien, der Wiedereroberung von Mannheim und mehreren Siegen über

Jourdan und Pichegrü, legte Clairfait das Commando nieder, und gieng nach Wien in den Privatstand zurück. Der Erzherzog trat an seine Stelle. Wurmser stand am Oberrhein. Es sollte dort bei der Defensive bleiben, indeß der Erzherzog, ein Corps auf dem rechten Rheinufer zurücklassend, den Feind an der Mosel aufsuchen und schlagen, und alsdann mit Wurmser vereint Landau umzingeln, und weiter in die Vogesen vordringen wollte. Preußen, Hannover und Braunschweig zogen, unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig, ein Heer, angeblich zur Deckung von Norddeutschland, zusammen, ein für Oesterreichs ferneren Kriegsplan höchst bedenklicher Umstand. Am 21sten Mai 1796 wurde der Waffenstillstand am Rheine aufgekündiget. Bonaparte's reisende Fortschritte in Italien gegen Beaulieu, der Verlust der Lombardei, die Belagerung Mantua's, die Bedrohung der alten wichtigen Vormauer Tyrol, der Rücktritt der Könige von Neapel und Sardinien von der Coalition, zogen Wurmser mit 40000 Mann von Mannheim nach Trient. Der Erzherzog übernahm den Oberbefehl beider Armeen, und der ganze Kriegsplan mußte in Folge dessen verändert werden. Die Franzosen waren von Hüningen bis nach Holland fast unangreifbar, die Stellung der Oesterreicher äußerst ausgedehnt, an mehreren Punkten schwach, ihre isolirten Festungen nützten ihnen im Großen nichts. Nach einer Reihe von Siegen, sollten sich Bonaparte, Jourdan und Moreau im Herzen der Oesterreichischen Monarchie vereinigen, das war des Kriegsministers Carnot riesenmäßiger, vom Direktorium genehmigter Plan. Unter den Mauern von Wien sollte der Friede diktirt werden. — Jourdan drang der erste über den Rhein. Durch die Siege von Wetzlar und Ukerad (15ten und 19ten Juni 1796), warf ihn der Erzherzog mit großem Verluste wieder über jenen, damals noch vaterländischen Strom hinüber. Nun gieng den 24ten Juni Moreau bei Kehl über den Rhein. Baden und Würtemberg schlossen Separatfrieden, die Schwäbischen Kreistruppen und die Sachsen verließen den Erzherzog; am 9ten Juli geschah die Schlacht bei Malsch. Trotz der glänzenden Vertheidigung, war nun Moreau nicht länger mehr aufzuhalten. Der Erzherzog entschloß sich zum Rückzuge, ohne sich zu einer entscheidenden Schlacht nöthigen zu lassen, stets die Möglichkeit sich vorbehaltend, mit der Mehrzahl seiner beiden Armeen

sich nach Umständen auf Jourdan zu werfen oder auf Moreau. Diese Idee vereitelte den übermüthigen Anschlag des Französischen Pentarchats. Die drei Schlachten von Teining, Amberg und Würzburg (22ten, 24ten August, 3ten September 1796) trieben Jourdan in wilder Flucht bei Düsseldorf über den Rhein. Moreau hatte zwar Latour über den Lech gedrängt, und näherte sich München, aber als Nauendorf, vom Erzherzog entsendet, und späterhin der Erzherzog selbst ihm Flanke und Rücken bedrohten, eilte er auch dem Rheine zu, schlug Latour am 2ten Oktober bei Biberach, und hoffte sogar noch, sich nach dem, von den Oesterreichern überrumpelten und im nämlichen Augenblicke wieder verlorenen Kehl durchzuschlagen, aber des Erzherzogs Siege an der Elz, bei Emmedingen und Sahlingen (19ten, 21ten, 24ten Oktober 1796), schrieben ihm die gebieterische Nothwendigkeit vor, am 26ten oberhalb Basel über den Rhein zu gehen, jenseits dessen, ihm nur die Brückenköpfe von Kehl und Hüningen blieben, die nach langwierigen und hartnäckigen Belagerungen erst Anfangs Februar, beinahe im nämlichen Augenblicke fielen, als das fünfte, in einem Jahre, zur Wiedereroberung Italiens ausgerüstete Oesterreichische Heer unter Alwinczy vernichtet, Mantua mit Wurmser und seinem kleinen Heere durch Hunger gefallen, und die elende Diversion der päbstlichen Truppen, am Senio, in ein paar Stunden aus einander gesprengt war. Der Erzherzog Carl mußte nun den Oberbefehl dieses, an Zahl, an Muth und an allen Kriegsbedürfnissen so sehr gesunkenen Heeres übernehmen.

Bonaparte hatte am Rhein 3 ganze Divisionen Verstärkung an sich gezogen. Ein prahlerischer Aufruf an sein Heer, aus Bassano, kündigte seine Absichten laut genug an. „Bisher fand ich Heere ohne Feldherrn, jetzt schickt man mir einen Feldherrn ohne Heer entgegen!" so war sein Ausruf, als er des Erzherzogs Carl Ankunft im Hauptquartier zu Conegliano vernahm. Joubert drang in Tyrol auf dem Kreuzpunkt von Brixen vor, wo über den Brenner hinab das Innthal und durch das Pusterthal die Eingänge Kärnthens sich öffneten. Bonaparte selbst, mit unverhältnißmäßiger Uebermacht in arithmetischer, vorzüglich aber moralischer Hinsicht, warf die Oesterreicher am Tagliamen-

to, drang an den Isonzo vor, nahm Gradiska mit vielen Gefangenen, und Triest mit großen Vorräthen. Massena drang in die Eingänge Kärnthens. Die Generale Bajalich, Deskay und Graffen, obgleich durch frische Truppen vom Rheine her verstärkt, gaben sich durch eine schimpfliche Capitulation. Vergeblich zeigte der Erzherzog Carl hier einen altrömischen Heldenmuth, seine persönliche Vertheidigung einer Strecke Landes, von anderthalb Stunden, in fünf verschiedenen Stellungen, steht Cocles und Cäcilius Metellus würdig zur Seite. Nur die Bravour des Husaren-Oberst-Lieutenants Fedak rettete hier den Erzherzog vor der feindlichen Gefangenschaft, so wie jene des Generals Gontreul, der sich bald darauf selbst entleibte, die bereits umzingelte Artillerie. Sieggewohnte Truppen waren wohl vom Rheine her im Anmarsch zu dem geliebten Führer, aber Bonaparte drängte unaufhörlich bis gegen Judenburg und Leoben. In dem Augenblicke, als die Tyroler ihren heiligen Boden wieder befreit hatten, und auf der Venetianischen Terra firma gegen die Franzosen eine förmliche Sicilianische Vesper ausgebrochen war, schlossen die Generale Bellegarde und Merveld am 5ten April 1797 zu Judenburg mit Bonaparte Waffenstillstand, welchem am 18ten April zu Leoben die Friedenspräliminarien nachfolgten, durch die Oesterreich die Französische Republik anerkannte, auf Belgien Verzicht that und die unabhängige Existenz einer Republik in der Lombardei zustand. Doch behielt es sich die gebührende Entschädigung vor. — Inzwischen waren auch beide Französische Rheinarmeen unter Moreau und Hoche in Schwaben und vor die Thore Frankfurts gedrungen, wo der Courier mit der Friedensnachricht sie aufhielt. — Der Erzherzog war schon Ende Aprils wieder bei der Rheinarmee, deren Hauptquartier nach Schwetzingen kam, die er nun enger zusammenrücken, in kleineren Abtheilungen und in großen Massen kriegerische Uebungen vornehmen ließ, wie sie den großen Lehren des eben geendigten Revolutionskrieges angemessen waren. Die Heerschau der herrlichen Lager von Villingen, Schwetzingen und Neckar-Rems, war die schönste Erndte jener fruchtbringenden Aussaat. Nach dem Abschlusse des Friedens von Campo Formio (17. Oktober 1797) ernannte der Kaiser Franz den Erzherzog Carl zum Gou-

verneur und Generalcapitain des Königreichs Böhmen. Er reiste in Folge dessen nach Wien und Prag, — ohne Unterlaß thätig bei Frankreichs fortwährender, feindseliger Haltung, die Armee in immer schlagfertigem Stande zu erhalten und die Standquartiere der Truppen, nach Maaßgabe des Wechsels der Gefahr, zu verändern. Zugleich schrieb er seine Ideen und Erfahrungen über die neuen Einrichtungen nieder, welche von einer eigends bestellten Militair-Commission in allen Theilen des Standes der Armee und der Verwaltung vorgeschlagen wurden und trug darauf an, ohne dringende Noth nicht eher große Veränderungen vorzunehmen, bis man eines längern Friedens gewiß seyn dürfe. — Die Badecur in Töplitz stellte die zerrüttete Gesundheit des Erzherzogs und mit ihr die Lieblingshoffnung des Oesterreichischen Heeres und Volks großen Theils wieder her. Er bereiste im September die Stellungen am Inn, erwirkte im November zu München die Zusicherung eines Bayerschen Auxiliarcorps von 15000 Mann, zog die Armee in Bayern und in der Oberpfalz zusammen, nahm sein Hauptquartier zu Friedberg am Lech, und sendete den General Schmidt nach Wien, mit den Operationsplanen und mit den Directiven für den Anmarsch der Russen, welche damals noch nach Deutschland und erst späterhin nach Italien bestimmt waren. — Ulm hatte er indeß befestiget. Am 19. März 1799 schlug er sein Hauptquartier in Memmingen auf. Jourdan's Vordringen über den Rhein war schnell geendigt durch des Herzogs zwei herrliche Siege von Ostrach und Stockach, (21. und 25. März 1799) Er wollte nun in die Schweiz vordringen und dadurch die gegen Tyrol, Vorarlberg und in Graubünden stehende Feindesmacht zum übereilten Rückzuge zwingen, allein er erhielt die bestimmtesten Gegenbefehle. Selbst als Hotze und Bellegarde sieghaft über den Luciensteig und aus Tyrol in die Schweiz einbrachen, Bellegarde nach Italien zog, Hotze aber sich mit dem Erzherzoge vereinigte und bei Zürch gesiegt wurde, durfte der Erzherzog seinen Sieg nicht weiter verfolgen, sondern wurde an den Rhein berufen. Korsakow mit den Russen sollte ihn ablösen. — Die entfernten Cabinete hatten unter Voraussetzungen, die sich durch das Kriegstheater und den Kriegsverlauf jeden Augenblick änderten, bleibende Verabredungen ge-

troffen und, wie es scheint, besondere Befehle ertheilt, die ein Zusammenwirken der vielen, von einander leider unabhängigen Heere ganz unmöglich machten. So mußte des Erzherzogs Stimme von allen Seiten verhallen. Indessen die Russischen Anführer gegen jeden seiner Anträge, der ihnen nicht zusagte, besondere Weisungen Kaiser Pauls vorgaben, behauptete der Englische Minister, von seiner Regierung den Befehl zu haben, nur den Erzherzog als Enmmandirenden in der Schweiz anzuerkennen. Der Erzherzog folgte dem Befehl seines Hofes, und zog, nachdem am 28. und 29. August die Ablösung erfolgt war, in die ihm vorgezeichneten Stellungen in Schwaben und am Rhein, erfocht bei Mannheim und Neckerau einen glänzenden Sieg und im Spätjahr noch einen beim Entsatz Philippsburgs. Korsakow wurde im September aus der Schweiz vertrieben, ohne daß er dem Erzherzog oder sonst jemanden Nachricht davon gab. Dieser gieng, um sich in volle Kenntniß der Ereignisse zu setzen, welche ihm theilweise von dem F. M. L. Petrasch und Nauendorf berichtet worden waren, sogleich nach Donaueschingen und setzte seine Armee gegen die Donau in Marsch, um bei der Hand zu seyn. Unter dem 2. Oktober erließ er eine Note an den in seinem Hauptquartier angestellten Russischen Generel Tolstoi über die Lage der Dinge, und stellte ihm heim, davon gegen Korsakow Gebrauch zu machen, welchen das gemeinsame Interesse erforderte. Am 7. Oktober waren die an die Donau beorderten Truppen bei Villingen und Donaueschingen vereinigt. Alle Vorstellungen und Anträge an Korsakow und Suwarow zu einem gemeinsamen Zusammenwirken blieben fruchtlos. Der letzte verweigerte sogar ausdrücklich mit dem Erzherzog eine Unterredung zu haben, zu welcher er sich zuvor doch selbst bereit erklärt hatte. Man sprengte von Seite der Russen aus, Oesterreich unterhandle einen Separatfrieden, und zog die Gründe mit Haaren herbei, sich in gar keine selbst defensive Maaßregel einzulassen. Die Entfernung der Russen aus Italien schien nach den Aeußerungen der angesehensten Stimmführer im Russischen Hauptquartier die Hauptursache ihres allgemeinen Unwillens zu seyn. Sie zogen endlich ganz ab und dem Erzherzog wurde wieder bestimmt befohlen, Verstärkungen nach Tyrol und Graubünden zu schi-

cken, weil dort der Hauptoperations-Punkt liege. Das Befohlene wurde befolgt. Inzwischen hatte die Gesundheit des Erzherzogs sehr abgenommen. Er machte davon die Anzeige und bat schon den 29. Oktober, ihn von dem Armee-Commando zu entbinden. Diese Bitte wiederholte er am 30. December und 25. Januar 1799. — Sie wurde den 2. Februar 1800 mit dem Auftrage genehmigt, noch so lange zu verweilen, bis F. Z. M. Kray zur Uebernahme des Oberbefehls eintreffen würde. Der Eifer und die Anhänglichkeit der vordersten Reichslande hatte dem Erzherzog Anlaß gegeben, die Volksbewaffnung in denselben anzutragen. Die vorderösterreichische Grafschaft Hauenstein und die Orte Appenweier und Kappel in der Ortenau hatten schon im Laufe des Feldzuges wichtige Dienste geleistet, welche den Ständen des Schwäbischen, Fränkischen, Kur- und Oberrheinischen Kreises als Muster und Vorbilder empfohlen zu werden würdig waren. Die Ausführung dieses Planes der Volksbewaffnung wurde durch die Ereignisse des folgenden Feldzuges unterdrückt. — Kray traf im März bei der Armee ein; der Erzherzog übergab ihm den 17ten März 1800 das Commando, reiste den 18ten März von Donaueschingen nach Wien und von da nach Prag ab. — Dort lebte er zurückgezogen von allen Geschäften. Er sollte auf ärztliche Anordnung nach Pyrmont gehen. Aber der Kaiser äußerte den Wunsch, daß der Erzherzog, wenn seine tiefgesunkene Gesundheit es nur immer erlaubte, die Leitung der Vertheidigungsanstalten von Böhmen übernähme, und dieser machte von der Erlaubniß, nach Pyrmont zu gehen, keinen Gebrauch. Er setzte sich in Kenntniß aller getroffenen Anstalten und der Mittel, welche zu dem ihm vorgezeichneten Zweck führen konnten und bereits vorbereitet oder noch in Bewegung zu setzen wären. Aus allem, was er sah, schöpfte er den Antrag, daß die regulären Truppen größtentheils aus Böhmen zur Armee in Bayern abrücken sollten, daß man den Plan einer Landmiliz aufgäbe, weil die stellbare Mannschaft zu den Regimentern ausgehoben werden müßte, und eine weitere Aushebung und Bildung der Miliz im Drange der Zeitumstände zu langwierig und unsicher wäre. Dafür sollten Freiwillige aus allen Volksklassen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes für die Dauer dieses Krieges

aufgerufen werden. Der Erzherzog wollte sie in Bataillons zusammensetzen, und aus diesen eine Legion bilden, die jenen Namen führte. Kaum war, auf die Genehmigung des Kaisers, der Aufruf zur Einschreibung in die Legion erlassen, als eine große Zahl muthiger junger Leute zusammenströmte, die in weniger als drei Monaten eine Schaar von 25000 Mann auserlesener Leute aus Böhmen und Mähren bildeten. Inzwischen hatte der Kaiser den 7ten Oktober den Wunsch geäußert, den Erzherzog wieder an die Spitze der Armee zu stellen. Dazu fühlte sich dieser aber bei weitem noch nicht stark genug. Seine Gesundheit hatte sich etwas gebessert, aber die Rückfälle waren noch zu häufig, um das Commando mit voller Kraft und Beruhigung zu führen. Er stellte dies vor. Der Kaiser wünschte nun, daß der Erzherzog ihm als Rathgeber zur Seite wäre, wenn er sich in die Nähe der Armee zu begeben für nöthig erachtete. Dazu, glaubte der Erzherzog, würden seine Kräfte wohl hinreichen. Der Waffenstillstand wurde aufgekündet, und der Erzherzog war reisefertig, um den Kaiser zu begleiten. Da erfolgte die Niederlage bei Hohenlinden; der Kaiser gieng nach Hungarn, um die Insurrection aus dem Reiche zu führen, und foderte den Erzherzog auf, allein zur Armee abzugehn. Dieser übertrug den Oberbefehl über die Böhmische Legion dem F. Z. M. Sztaray, ordnete alles, was zur Vertheidigung Böhmens nothwendig war, und reiste den 14ten December von Prag ab. Den 17ten traf er den Erzherzog Johann zu Schwannstadt und die Armee im Rückzug hinter die Traun. Der Zustand der Armee, die an Zahl und Zusammenhang so sehr abgenommen hatte, daß sie beinahe aufgelöst war, bestimmte den Erzherzog, den Rückzug so zu ordnen, daß theilweise unnütze Gefechte vermieden würden. Bevor die Armee organisirt und ersetzt wurde, war es nicht möglich, sich in ein Gefecht einzulassen. Beides foderte Ruhe und Zeit, die man vom Feinde nicht erwarten durfte. Zudem waren auf allen Straßen Versprengte, Artillerie, Bagagen, die bei fortgesetzten Operationen dem Feinde in die Hände fallen mußten. Der Erzherzog benutzte daher die Durchreise eines Couriers von Wien nach Lüneville an Cobenzl, um, den erhaltenen unbeschränkten Vollmachten

gemäß, dem General Moreau den 20sten December von Kremsmünster aus einen kurzen Waffenstillstand anzubieten. Moreau setzte Bedingungen, welche selbst auf den Friedensabschluß Bezug hatten. Der Erzherzog mußte darüber nach Wien berichten. Inzwischen gaben sich beide Commandirende das Wort, daß bis zur Rückkunft des Couriers von Wien, wozu Moreau 48 Stunden rechnete, die Armeen sich nicht feindselig behandeln würden. Die Antwort von Wien lautete so, daß der Waffenstillstand zu Steyer den 25sten December 1800 abgeschlossen werden konnte. Er enthielt harte Bedingnisse; aber die Oesterreichische Armee zählte nicht mehr als 23,000 Mann Infanterie und 4500 Pferde, die in übler Verfassung waren. Er wurde genehmigt. Die Armee gieng hinter die Erlaph, der Erzherzog nach Wien, sein Hauptquartier nach Schönbrunn, wohin er den 4ten Januar 1801 auch von Wien zurückkam. Am 9ten Jan. 1801 ernannte der Kaiser ihn zum Feldmarschall und Hofkriegsraths-Präsidenten mit dem besondern Auftrage, „in Kurzem einen ausgearbeiteten Plan zur Regulirung des Militär-Systems der ganzen Monarchie" vorzulegen.

Der Staatsrath, Baron Türkheim, bisher die Seele des Hofkriegsraths, wurde entfernt; an jene Stelle trat der vormalige Director der Reichsoperationskanzlei, damaliger Reichshofrath, Matthias von Faßbänder. Allgemeine Reformen begannen, der alte Schlendrian mußte einer kürzern und energischern Geschäftsweise weichen. Talente kamen auf ihren rechten Platz, man suchte den Mann für den Dienst und nicht mehr bloß den Dienst für den Mann. Eine schwere Krankheit, in die der Erzherzog Carl im Frühjahr 1801 verfiel, offenbarte den ganzen Enthusiasmus des Oesterreichischen Heeres und Volkes für den geliebten Friedensstifter. Alle Freunde des Großen und Gemeinnützigen wendeten sich an ihn mit frommen Wünschen und patriotischen Vorschlägen. Er wurde fast in alle Verwaltungszweige hineingezogen, oft auch in undankbare Geschäfte, wie die Herstellung der Wohlfeilheit und einer verbesserten Verwaltung, vorzüglich der Staatsgüter, zumal in dem großen Theils übel bedachten Gallizien. Im März 1802

wurde der im Februar 1801 zum General=Geniedirector ernannte Erzherzog Johann seinem königlichen Bruder ad latus beigegeben, während der häufigen Reisen desselben und wegen der ihn zugleich mit in Anspruch nehmenden Geschäfte des hohen Deutschmeisterthums, wozu er im Juli 1801, noch bei Lebzeiten seines Oheims, des Kurfürsten Maximilian von Cölln, als dessen Coadjutor erwählt wurde, sich am 18ten Oktober 1803 seinem Bruder, Erzherzog Anton, als Coadjutor beigesellte und am 30sten Juni 1804 ganz resignirte. Am 7ten Oktober und 8ten September 1801 ward der Erzherzog Anton, nach seinem Oheim, zum Kurfürsten von Cölln und Fürstbischof von Münster erwählt, hatte aber unbedingt resignirt. — Der Erzherzog Carl bot nun unermüdet alles auf, den Wehrstand der Oesterreichischen Monarchie in den glänzendsten und furchtbarsten Zustand zu setzen. Der Erzherzog Johann wurde im April 1804 eigens auf Reisen geschickt, um ein umfassendes Vertheidigungssystem für alle Provinzen, und zwar zu allererst für Italien und Tyrol, als für die zunächst bedrohten, zu entwerfen, und die Anlegung von bloßen Defensiv= und von Depot=Festungen beschlossen. Tyrol wurde der Werbeplatz eines eigenen National=Jägerregiments, und es wurde eine eigene Landmiliz organisirt. — Im März 1805 kam man aber von oer bisherigen Organisation des Hofkriegsrathes ganz ab. Es wurde ein eigner Hofkriegsrathspräsident, der bisherige Commandirende in Mähren und Schlesien, Graf Baillet LaTour, ernannt, der Erzherzog Carl blieb Kriegsminister, General, Graf Grünne (seit 1790 bei ihm, wo er ihn zur Erzherzogin Christine nach den Niederlanden begleitete), wurde Director jener Ministerialsection, statt des Generals Bubna, F. M. L. Baron Mack, Liebling der beiden Nebenbuhler, Loudon und Lacy, Generalquartiermeister statt des F. M. L. Duka, der Commandirender in Temeswar wurde, und Staatsrath Faßbänder wurde gänzlich entfernt. — Mit dem Jahre 1805 begannen auch die Entwürfe der dritten Coalition gegen Bonaparte's unerträgliche Anmaßungen. Der Erzherzog Carl trat an die Spitze des Heeres von Italien. — Während die große Schmach von Ulm sich ergab, Nelson bei Trafalgar siegte und starb, schlug der Erzherzog Carl

am 29sten und 30sten Oktober Massena bei Caldiero und Colognola, trat aber dann langsam seinen Rückzug an, um Bonaparte im Herzen der Monarchie zu begegnen. — Der Erzherzog Johann zog sich aus Tyrol über Villach gegen die Drau, wo beide Erzherzoge sich um Kranichfeld vereinigten. Indessen hatten Russen und Engländer in Neapel gelandet, Russen, Hannoveraner und Schweden in Pommern, Kaiser Alexanders Gegenwart in Berlin und die Sendung des Erzherzogs Anton eben dahin, verbunden mit den Unbilden der Gebietsverletzung in Ansbach, schienen die Theilnahme des Preußischen Hofes entschieden zu haben. Die Kaiser, Franz und Alexander, trafen in Ollmütz zusammen; mit den vom Inn zurückziehenden Russen unter Kutusow vereinigten sich im Lager bei Olschan die Corps von Benningsen und Burhövden, aus Schlesien heranziehend. Das Corps von Essen wurde noch erwartet. Im Augenblicke der Schlacht von Austerlitz stand der Erzherzog Carl wenige Posten mehr von Wien. Wäre die Austerlitzer Schlacht um zehn Tage verzögert worden, und hiemit auch noch die durch Schlesien marschirenden Russen bei Ollmütz und Wischau eingetroffen, der Erzherzog Carl mit einer zahlreichen, herrlichen, siegbekrönten Armee bei den Wällen Wiens erschienen, Bonaparte wäre nothwendiger Weise in die allerbedenklichste Lage gerathen, Preußens offener Beitritt hätte den Ausschlag gegeben, so aber wurde der Waffenstillstand, und schon am 26sten December der Preßburger Frieden geschlossen. — Napoleon zeigte außerordentliche Begierde, den Erzherzog Carl persönlich kennen zu lernen, der ihm schon 1796 so große Hochachtung abgenöthiget hatte. Diese Zusammenkunft geschah unmittelbar vor Napoleons Abreise von Wien am 28sten December im Posthause oder auf dem sogenannten Rendezvous zu Stammersdorf, eine Post von Wien. Bonaparte ließ ersprießliche politische Folgen von dieser Zusammenkunft ahnen, die er aber so wenig, als seine sonstigen Versprechungen erfüllte. — Am 10ten Februar 1806 ernannte Kaiser Franz den Erzherzog Carl zum Generalissimus der Armee und Kriegsminister mit unumschränkter Vollmacht. Von diesem Augenblicke an datiren sich seine herrlichen und kraftvollen Institutionen für die Regeneration der Armee, für ihre intel-

lectuelle Bildung, für die Vervollkommnung der großen Elemente des Kriegs. Der Erzherzog verbesserte den Unterricht der Armee durch vortreffliche Unterrichts- und Lesebücher, durch ganz neue, mit dem Zeitgeiste fortgeschrittene Instructionen und Reglements, durch die Gründung eines eigenen Kriegsarchives, einer eigenen militairischen Zeitschrift, durch systematischen Unterricht in den Regimentern und Corps, durch Beförderung ausgezeichneter Officiere, oft gegen das alte eingewurzelte Anciennetätssystem. Der Erzherzog Johann hatte das Genie-Corps, die Erziehungsinstitute der Akademie von Wienerisch Neustadt und der Ingenieur-Akademie in Wien, der Erzherzog Ludwig die Militärgränze. Die Vorgänge in Etrurien, im Kirchenstaate, in Spanien und Portugall, in Neapel und Holland rechtfertigten die Besorgnisse aller alten Dynastien. Die Versammlung zu Erfurt schien einen engen Bund im erobernden Sinne zwischen Frankreich und Rußland und vielleicht ein einziges occidentalisches und orientalisches Kaiserthum herbeizuführen. — Arragonien und Catalonien, die einst mit so hartnäckiger Treue an Carl VI. gehangen hatten, proclamirten im Juli 1808, nachdem ihr Königsgeschlecht in Frankreich gefangen war und durch öffentlich kund gemachte Verträge seinen Rechten entsagt hatte, den Erzherzog Carl, Enkel ihres Königs, Carls III., durch Palafox in Sarragossa, als König von Spanien und Indien. Der damals im adriatischen Meere stationirte Brittische Admiral Collingwood sendete eine Fregatte nach Triest, um den Erzherzog Carl nach Cadix zu führen, aber die damaligen politischen Verhältnisse erlaubten ihm nur, dem Englischen Admiral für sein Anerbieten danken zu lassen, und diesen Ruf auf einen Königsthron eben so zu ignoriren, als früher die Wahl der insurgirten Niederländer, die so lebhaft an den Erzherzog, nachmaligen Kaiser Matthias, erinnerte. Das Jahr 1808 erfüllten in Oesterreich ungeheuere Rüstungen zu dem unvermeidlich scheinenden Kriege. Die Französische Revolution hatte die Allmacht des Neuen, des Außerordentlichen, die Unüberwindlichkeit der Nationalität und der Idee klar an den Tag gelegt, die oft bestrittene, oft grundlos gefürchtete Idee der Volksbewaffnung trat nun in Oesterreich herrlich und unver-

krüppelt hervor, in den Reserven, in den Landwehren, in der Tyroler Insurrection, und, hätte der Augenblick nicht so gedrängt, auch in der Ungarischen Insurrection und im Landsturm einzelner Provinzen. — In verhältnißmäßig kurzer Zeit wurden die Oesterreichischen Streitkräfte auf eine halbe Million gebracht, die Angriffsarmee aus Linien-Truppen 300,000, die Reserve-Armee, nämlich Depots und Landwehren, 200,000 stark. Die Artillerie war im vortrefflichsten Zustande, nur die Cavallerie im Verhältnisse zu wenig zahlreich. Ein unübertrefflicher Geist wehte im Volk und in der Armee. Eine heilige Begeisterung hatte alle Klassen ergriffen. Die Proclamationen athmeten einen ganz andern Geist, als in den frühern, schulgerechten Zeiten. Der Kaiser selbst begab sich zur Armee, der Erzherzog Ferdinand commandirte jene in Polen, der Erzherzog Johann jene in Italien und Tyrol, der Erzherzog Carl die große Armee. Am 9ten April gieng sie aller Orten über die Gränze. Man drang beinahe ohne Widerstand bis Landshut und Regensburg vor, da die Bayern zurückwichen. Die Tyroler Insurrection war allerdings ein glänzender Debut, Poniatowsky mit den Polen schien nur auf eine gute Gelegenheit zu warten, mit Ehren zu einer Capitulation und Evacuation genöthigt zu werden. — Der Erzherzog Johann siegte bei Pordenone und Sacile. Auch in Deutschland schien ein glänzender Augenblick nahe, wenn man ihn rasch und kräftig benutzte; Bonaparte selbst, dessen größte Stärke damals noch in den Bayern und Würtembergern bestand, äußerte sogar unverholen gegen den König von Würtemberg, er werde wohl bis an oder über den Rhein zurück müssen, allein in die Länge könne Oesterreich doch nicht aushalten. Aber die Oesterreicher (nach ihrer eignen Angabe in dem Werk des F. M. L. Stutterheim über diesen Krieg) waren von der Stärke und Stellung des Feindes sehr unvollständig unterrichtet; sie verloren Zeit, sie waren zwar stärker, als der Feind, allein auf allen Angriffspunkten weit schwächer; die zwei schönsten und stärksten Corps, die von Bellegarde und Kollowrath waren sogar noch auf dem linken Donauufer, ohne einen Feind vor sich zu haben. Hätte die Französische Garnison in Regensburg sich noch länger halten können, die Oesterreicher hätten, mit

dem Rücken an die Donau gedrängt, großen Theils das Gewehr strecken müssen. Das hitzige Treffen bei Abensberg kostete ganz unnütz sehr viele Leute, das bei Landshut (21sten und 22sten April), jenes von Eckmühl, und das Treffen vor Regensburg kosteten den Oesterreichern in allem wohl 35,000 Mann, die für den Augenblick außer Streitfähigkeit gesetzt waren. Eine rasche Verfolgung ins Böhmische Gebirge hätte wohl noch schrecklichere Folgen gehabt. So aber sammelte sich die geschlagene Armee bei Budweis wieder und marschirte in einem weiten Bogen auf Wien, welches man noch zu retten, oder in Napoleons Rücken bei Linz die Donau wieder zu übersetzen hoffte. Der Erzherzog Maximilian hatte Befehl, Wien bis zur Annäherung der Hauptarmee zu vertheidigen, aber alle Anstalten dazu waren viel zu spät eingeleitet, und Wien war schon sieben Tage gefallen, als der Erzherzog im Angesichte desselben ankam. Die vertrauensvolle Begeisterung der Armee für ihn zeigte sich in der zweitägigen Schlacht von Aspern am 21 und 22sten Mai 1809, nach welcher Bonaparte's Uebermuth so schnell fiel, daß er, der seit dem Tage von Regensburg keinen Kaiser von Oesterreich mehr brauchte, sondern nur Prinzen von Lothringen, keine Auswechselung der Kriegsgefangenen mehr zugab, keine Parlamentairs mehr annahm, auf einmal wieder zu der alten Kriegessitte zurückkehrte. Aspern und Wagram bilden eigene Artikel über die Kriegsgeschichte dieser merkwürdigen sechs Wochen. Nach der Schlacht von Wagram (6. Jul.), nach dem stolzen Treffen bei Znaim (11. Jul.) kam am 12ten zwischen den beiderseitigen Chefs des Generalstabes, Marschall Berthier von Französischer, und Baron Wimpfen von Oesterreichischer Seite der Waffenstillstand zu Stande, der diesen Krieg beschloß. Die Armee marschirte über Leutomischel gegen Böhmen, wendete sich aber bald nach Ungarn, wo Comorrn der Hauptstützpunkt wurde. — Der Erzherzog Carl, schon bei Wagram verwundet und in seiner Gesundheit durch die neuesten Ereignisse gänzlich erschüttert, legte am 30sten Juli 1809 zu Littau bei Ollmütz alle seine Stellen, als Kriegsminister und Generalissimus, nieder, und lebte bis zum Wiener Frieden in Teschen bei seinem Oheim und Adoptivvater, dem Herzog Albert, darauf zu Wien. Als Bonaparte von der Insel Elba entwichen war, riefen die

Bayerische Staatsbibliothek München

verbündeten Monarchen den Erzherzog Carl, als Gouverneur der Bundesfestung Mainz, zur Vertheidigung der Westgränze Deutschlands. Hier vermählte er sich (17ten September 1815) mit Henriette, Herzogin zu Nassau-Weilburg (geboren den 30sten Oktober 1797), von welcher ihm bereits eine Tochter, Theresia, und ein Sohn, Albert, geboren sind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Umrissen, die den Menschen zeichnen wie er war oder ist, und, so viel es geschehen kann, auch wie er ward; die das Menschliche in einer Vollendung oder in offenkundiger Verirrung durchschauen lassen; — das ist's, was wir zu erreichen wünschen. Wir wollen das Leben der Zeit, der Menschheit, dieser Zeit, in der engverbundenen Kette der einzelnen Menschen, in denen das, was man den Zeitgeist nennt, sich in seiner mannigfaltigen Gestaltung klar und anschaulich spiegelt und ausdrückt, darstellen.

In dieser Hinsicht würden auch Selbstbiographien, die aber diesen sinnvollen Namen wirklich verdienten, und also mehr enthalten müßten, als eine Skizze des äußern Lebenslaufs, die mit Unbefangenheit und Wahrheit, mit tiefer Selbsterkenntniß und mit sichrer Hand, das eigne Leben eines ausgezeichneten Zeitgenossen, den Gang seines Geistes und die Entwickelung seines Schicksals abbildeten, uns höchlich willkommen seyn.

Es ist aber besonders zu wünschen, daß die Herren Mitarbeiter den ächthistorischen Gesichtspunct überall festhalten, recht eigentlich geschichtliche Darstellungen bearbeiten, und mehr durch getreue Abbildung, als durch Reflexion und Raisonnement, die Leser auf den rechten Standpunkt stehen, aus dem die Zeitgenossen anzusehen sind.

Alle Beiträge dieser Art, durch die Gesinnung der Einsender selbst verbürgt, wird mit Dank zu gewissenhafter Benutzung aufnehmen

die Redaktion.

* * *

Zusatz des Unternehmers.

Alle 2 Monat etwa wird von den „Zeitgenossen" eine Abtheilung von ohngefähr 12 Bogen erscheinen, deren Preis in Regel 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr. seyn wird, und bei stärkerer Bogenzahl einige Groschen mehr. (Exemplare auf Schreibpapier kosten die Hälfte mehr, und Exemplare auf Velinpapier das Doppelte.) — Vier solcher Abtheilungen bilden einen Band. Mit sechs Bänden wird das ganze Werk, oder doch eine erste Folge desselben geschlossen, und mit einem General-Repertorium begleitet werden.

Alle Beiträge zu den „Z. G." sind — auch unfrankirt — an Unterzeichneten einzusenden.

Sämmtliche deutsche Buchhandlungen in und außer Deutschland sind im Stande, dieses Werk pünktlich zu liefern.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

	Seite
Heinrich von Krosigk. Von Steffens.	3
Friedrich Ludwig Schröder. Von Johann Friedrich Schink.	33
Johann Philipp Kemble. Von J. C. Hüttner. .	83
Johannes Müller. Von D. F. A. Koethe. . . .	105
Friederich Carl Ludewig, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Beck. Von C. P. A. . . .	125
Frau von Stael. Von K. Jul. Schütz.	157
Carl, Erzherzog von Oesterreich. Von C. F. v. N. . .	183

[redacted]nn
[redacted]rei
[redacted]5

Aumann
chbinderei
5. MAI 1995

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Koethe, Friedrich August, 1781-1850 / Koethe, Friedrich August, / Hasse, Friedrich Christian August,

Zeitgenossen Biographien u. Charakteristiken

Bd.: 3,1 = H. 9

Leipzig u. Altenburg (1818)

Bibl.Mont. 1866-3,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10718193-2